Jahresbericht 2022

107. Jahresbericht des
Historischen Vereins für die
Grafschaft Ravensberg e.V.

107. Jahresbericht
2022

Historischer Verein für die
Grafschaft Ravensberg e.V.

© Historischer Verein für die Grafschaft Ravensberg e.V.
Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung: Susanne Jarosch

Gesamtherstellung:
Druckerei Schlüter GmbH, Bielefeld
ISSN: 0342-0159
Printed in Germany

Gedruckt auf säurefreiem,
alterungsbeständigem Papier

Inhalt

Eva Manz

Neues zur Stadtentwicklung Bielefelds. Archäologische Untersuchungen im Bereich Alter Markt / Piggenstraße 7

Wolfgang Schindler

Bielefelder Kleriker im spätmittelalterlichen Rom 29

Wolfgang Splitter

Von Brüchen und Brücken. Eine familienbiographische Skizze zum 25. Todestag von Ruth Florsheim (1900-1998) 61

Dorothee von Trotha

„Bitte nicht so scharf im Ton". Die „Sonderberichte der Bielefelder Freien Presse (FP) zum Eichmann-Prozess 115

Helga Jung-Paarmann

Die Frauenbewegung in Bielefeld in den 1970-er und 1980-er Jahren 147

Vereinsbericht über das Jahr 2022 195

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter 203

Neues zur Stadtentwicklung Bielefelds. Archäologische Untersuchungen im Bereich Alter Markt/ Piggenstraße

Eva Manz

1. Einleitung

Mit der in den Jahren 2000 bis 2002 erfolgten Ausgrabung auf dem ehemaligen Parkplatz an der „Welle“ (Leitung Brigitte Brand und Dieter Lammers) konnte eine rund 3000 m² große Fläche in der Bielefelder Altstadt untersucht werden, die die ersten umfangreichen archäologischen Ergebnisse zur Entwicklung Bielefelds erbrachte. Sie umfasste Bereiche nördlich des Bohnenbaches, an der Stadtmauer und in der südlich anschließenden Neustadt und ergänzte in vielen Detailaspekten das Bild, das Reinhard Vogelsang anhand der historischen Quellen in der „Geschichte der Stadt Bielefeld“[1] erstellen konnte. Von den weiteren kleineren Untersuchungen der vergangenen Jahre im Bielefelder Altstadtbereich sei die Beobachtung der Baustelle des Mercure-Hotels (unmittelbar westlich der späteren Grabung „An der Welle“ gelegen) im Jahr 1985 erwähnt, die Belege für eine vorstädtische und hochmittelalterliche Besiedlung sowie den Verlauf und Aufbau der Stadtmauer lieferte.

Mit der von Mai bis November 2017 sowie in Form von Baubeobachtungen im März und Juni 2018 von der archäologischen Fachfirma Archäologie am Hellweg eG unter der Leitung von Bernhard Sicherl durchgeführten Ausgrabung „Alter Markt/Piggenstraße“ wurde nun wiederum ein größeres Areal (ca. 1350 m²) flächig untersucht (Abb. 1). Anlass der Ausgrabung war das Bauvorhaben der Bankhaus Lampe KG,[2] welches Neubauten und Sanierungen des Gebäudeensembles Alter Markt (Bereich Alter Markt/Gehrenberg/ Piggenstraße) beinhaltete. Geplant waren hierbei auch eine Kellererweiterung und eine Tiefgarage, die unter anderem in den Boden der bis dahin nicht unterkellerten Innenhofflächen zwischen den Gebäuden eingreifen

1 Reinhard Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, 2. Aufl., Bielefeld 1989.

2 Bauherr: Lampe Immobilien GmbH & Co. KG.

sollten. Vor allem im nördlichen und mittigen Bereich der Grabungsfläche war die archäologische Befunderhaltung durch großflächige Zerstörungen der Vorgängerbebauung nicht mehr oder nur noch in tieferen Bereichen (beispielsweise untere Abschnitte von Brunnenröhren) gegeben (Abb. 2).[3]



Abb. 1: Blick auf einen Teil der Grabungsfläche mit archäologischen Befunden im östlichen Bereich/Fläche 1 (Foto: Hagedorn Management GmbH/E. Kreft)

2. Vorgeschichte

Vorgeschichtliche Funde und Befunde konnten auf dem Grabungsareal zwar nur vereinzelt dokumentiert werden – sie sind dafür aber von besonderer Bedeutung. Ihre Vorstellung erfolgt hier nur in Kürze, da bereits eine umfassendere Publikation durch Bernhard Sicherl erfolgt ist[4]. Als ältester

3 Die Abbildungen 2, 5, 7 sowie die Urflurkarte (1826) befinden sich in der Tasche im Anhang des Jahresberichts.

4 Bernhard Sicherl/Tanja Zerl, Spätbronzezeitliche Siedlungsspuren und vorgeschichtliche Funde der Stadtkerngrabung Alter Markt/Piggenstraße in Bielefeld, in: Archäologie in Ostwestfalen 14, 2019, S. 34–41.

Fund ist ein jungpaläolithisches Federmesser (Abb. 3) zu nennen, zeitlich gefolgt von einem Mahlstein aus Granit (Abb. 4), der im groben Zeitraum Jungsteinzeit bis Eisenzeit nicht näher einzuordnen ist. Zu den Einzelfunden zählt außerdem eine verlagerte kaiserzeitliche Randscherbe.



Abb. 3: Jungpaläolithisches Federmesser aus Silex (Foto: LWL-Archäologie für Westfalen/A. Madziala)

Der Befund einer kesselförmigen Vorratsgrube mit senkrechten Wänden und gemuldeter Sohle ist aufgrund der erst in geringer Zahl bekannten spätbronzezeitlichen Siedlungsplätze als Besonderheit zu werten. Mit Hilfe zweier ^{14}C-Datierungen von Holzkohle konnte die Verfüllung der Grube auf den Zeitraum 971-808 cal BC festgesetzt werden[5]. Weitere Einzelfunde aus zwei Gruben und einem Pfostenloch sowie aus Resten des B-Horizontes ergänzen die Fundgruppe. Wie Bernhard Sicherl herausstellt, bietet sich hiermit ein wichtiger Ansatzpunkt zur Identifizierung weiterer spätbronzezeitlicher Fundplätze in Ostwestfalen-Lippe. Der Siedlungsbefund auf dem Gelände „Alter Markt/Piggenstraße“ wird sicherlich einem Gehöft zuzuordnen sein, das in Richtung des südlich gelegenen Bachlaufs des heutigen Bohnenbachs zu verorten sein dürfte.[6]

5 COL4986.1.1: 2726 BP ± 37. - COL4987.1.1: 2726 BP ± 37.

6 Siehe Urflurkarte von 1826 mit Nachträgen 1831–1866 von Geometer C. Krause, M. 1:1.250.



Abb. 4: Mahlstein aus Granit
(Foto: LWL-Archäologie für Westfalen/C. Hildebrand)

3. Die dörfliche Siedlung

Sowohl für die Frühzeit des 8. Jahrhunderts als auch für die frühen Jahre der zwischen 856 und 866 erstmals genannten Siedlung „Bylanuelde“[7] existieren bisher nur indirekte Siedlungsnachweise über Keramikfunde. So datieren die ältesten Keramikscherben aus der Grabung „An der Welle“ in das 8. Jahrhundert (Kümpfe),[8] aus dem 9./10. Jahrhundert stammt eine Randscherbe eines uneinheitlich gebrannten Kugeltopfes.[9] Auch im Areal zwischen Obernstraße, Welle und Am Bach fanden sich bei einer Baustellenbeobachtung im Jahr 1985 in einer Kulturschicht Kugeltopf-Scherben des 9./10. Jahrhunderts,[10] im Bereich des Grundstücks Ecke Gehrenberg/

7 Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld, Bd. 1, S. 31.
8 Brigitte Brand, Dieter Lammers, Erste Ergebnisse der Ausgrabung an der „Welle“ in Bielefeld, in: Archäologie in Ostwestfalen 6, 2001, S. 55–73, hier S. 59.
9 Ebd.
10 Anton Doms, Fundchronik 1985: Regierungsbezirk Detmold, Kreisfreie Stadt Bielefeld, Nr. 192 Bielefeld (DKZ 3917,132). Ausgrabungen und Funde in Westfalen-Lippe 5, Mainz 1988, S. 654 f., hier S. 655.

Steinstraße einzelne Gefäßscherben des 10./11. Jahrhunderts.[11] Das Areal der Grabung „Alter Markt/Piggenstraße“ erbrachte für diesen frühen Zeitraum einzelne verlagerte Kugeltopfränder des 10./11. Jahrhunderts und des 11./12. Jahrhunderts sowie je eine Scherbe aus gelber Irdenware Pingsdorfer Machart. Anhand dieser Funde sowie der nachgewiesenen Kulturschicht lässt sich damit trotz fehlender Befunde eine Besiedlung des Gebietes nördlich des Bohnenbaches seit dem 8. Jahrhundert erkennen. Der Bohnenbach verlief um 800 im Bereich der heutigen Straße Am Bach und sicherte die Wasserversorgung der Anwohner. Das angrenzende Gelände stieg nach Norden hin in Form einer Sanddüne um mehr als 3 m steil an, sodass die Häuser der Einzelhöfe hochwassergeschützt standen.[12]

Die ältesten Siedlungsbefunde zwischen Altem Markt, Piggenstraße, Welle und Gehrenberg sind in das 11./12. Jahrhundert zu datieren. Im westlichen Bereich der Fläche (Fläche 2; Abb. 5) lagen einzelne Pfostenlöcher, die sich aufgrund der Ähnlichkeit ihrer Verfüllungen einander zuordnen und von jüngeren Pfostenloch- und Grubenverfüllungen unterscheiden lassen. Die Befunde ergeben zwei annähernd parallele Südwest-Nordost-orientierte Pfostenreihen, welche zusammengenommen einen Hausgrundriss mit einer Mindestlänge von 8,35 m erahnen lassen. Mittig im angenommenen Haus und nahezu rechtwinklig zu seiner Ausrichtung verliefen in einer Flucht zwei Wandgräbchen mit kleineren Pfostenlöchern. Sie wurden unterbrochen von einem mittig im Raum liegenden Pfostenloch, in dem möglicherweise ursprünglich ein Firstpfosten steckte. Zusammengenommen scheint es sich hier um ein Haus mit einer Raumunterteilung in Form einer durchgehenden bzw. zweier einzelner Flechtwerkwände zu handeln. Die Pfosten waren dabei offenbar in einen liegenden Schwellbalken eingetieft/eingezapft, aber – wie ein Profilschnitt durch den Befund zeigte – nicht durchgezapft worden. Das Haus wird zu einem größeren Hof gehört haben, dessen Ausdehnung und Ausstattung aufgrund fehlender Nachweise nicht genauer zu fassen sind.

Die Datierung von Nutzungs- und Aufgabezeit des Gebäudes ist anhand der Keramikfunde nur ungenau in das 11. oder 12. Jahrhundert möglich. Ei-

11 Zu den archäologischen Untersuchungen und der Datierung der Keramik siehe Daniel Bérenger, Archäologie in Bielefeld-Mitte vor der Grabung an der Welle, in: Ravensberger Blatter, 2001, H. 2, S. 1–14. hier S. 8 f.

12 Brand/Lammers, Ausgrabung an der „Welle“ (wie Anm. 8), S. 67.

nen Hinweis auf das 12. Jahrhundert geben allerdings die als Raumtrennung angelegten Flechtwerkwände. Eine direkte Parallele findet sich auf dem Grundstück „Grube 8“ in Paderborn: Zwischen 1170/80 und 1200 entstand dort ein Fachwerkgebäude mit mehreren deutlichen Raum- bzw. Funktionsbereichsunterteilungen, darunter eine Stakenreihe sowie im Boden verlegte Holzschwellen von Flechwerk- oder Bretterwänden.[13]

Vergleichbare Spuren aus dem 12. Jahrhundert sind auch in rund 23 m Entfernung im südöstlichen Bereich der Fläche (Fläche 5) nachweisbar. Ein bis zu 0,21 m breites Nord-Süd-verlaufendes Gräbchen mit darin eingetieften Pfostenlöchern sowie daran fast rechtwinklig anschließend eine Reihe aus West-Ost-verlaufenden Pfostenlöchern lassen auf ein weiteres Gebäude mit einer inneren Raumaufteilung schließen. Nördlich dieses West-Ost-orientierten Hausbefundes befinden sich weitere fünf Pfostenspuren (Fläche 7), die sich einander zuordnen lassen. Ein hieraus rekonstruiertes Gebäude hätte eine Nordwest-Südost-Ausrichtung gehabt. Ob ein Bezug beider Hausbefunde zueinander besteht, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden, ist aber wahrscheinlich.

Für den Zeitraum des 11. und 12. Jahrhunderts lässt sich somit im Bereich südlich des Alten Marktes eine lockere Bebauung aus Pfostenhäusern feststellen, umgeben von einem weitläufigen Gartengelände mit einzelnen Einzäunungen/Einhegungen. Von den insgesamt drei nachweisbaren Gebäuden sind die beiden östlich gelegenen wahrscheinlich zu einer Hofstelle zu zählen. Als Frischwasserquelle ist der rund 115 m südlich gelegene Bohnenbach[14] anzunehmen – Brunnen, wie im nördlichen Bereich des Grabungsgeländes an der „Welle“ im 12. Jahrhundert belegt,[15] sind für das 11. und 12. Jahrhundert nicht nachzuweisen. Da keine entsprechenden Einrichtungen erfasst wurden, dürfte jegliche Entsorgung über auf dem Gartengelände gelegene Misthaufen erfolgt sein.

13 Eva Manz, Grundstücksentwicklung und Infrastruktur der werdenden Stadt Paderborn im 12. und 13. Jahrhundert. Westfälische Wilhelms-Universität Münster 2017. Link zu der digitalen Publikation: https://miami.uni-muenster.de/Record/641338b0-82cd-435b-98c7-375c7edf5668, S. 169 ff.

14 Rekonstruktion anhand der Urflurkarte von 1826 (wie Anm. 6).

15 Brand/Lammers, Ausgrabung an der „Welle“, S. 59 und Abb. 15.

4. Die Entwicklung des Stadtquartiers mit dem Beginn der frühstädtischen Bebauung im Laufe der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts

Die Stadtgründung Bielefelds durch Graf Hermann IV. von Ravensberg, deren frühestes Datum nach Ausweis der Schriftquellen in der zweiten Hälfte des Jahres 1214 anzusetzen ist,[16] bedeutete eine Stadtplanung auf dem bereits besiedelten Gebiet „Bielefelde", entlang einer vom Pass im Teutoburger Wald kommenden, West-Ost-verlaufenden Handelsstraße und zweier Bäche, dem südlich gelegenen Bohnenbach samt Niederung und dem Voßbach im Norden.[17] Somit war der Platz für eine günstige wirtschaftliche Entwicklung dieser politisch motivierten Gründung gut gewählt[18]. Der eigentliche Prozess der Stadtwerdung verlief über mehrere Jahre bzw. Jahrzehnte. Für Bielefeld ist dafür der Zeitraum der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts als sogenannter Stadtgründungshorizont zu bestimmen. Von Interesse ist nun zum einen, wie die Umsetzung im Stadtbild erfolgte, inwieweit das bestehende alte Wegenetz in das neue Straßenraster übernommen wurde und ob eine Einteilung der Siedlungsfläche in neue Grundstücke Rücksicht auf die bestehende Besiedlung nahm. Beispiele aus anderen Städten zeigen, dass bestehende Siedlungen häufig bei der Stadtgründung überformt wurden und sich die älteren Strukturen der neuen Planung unterzuordnen hatten.[19]

Weitere Fragen lassen sich zu den neu geschaffenen Grundstücken formulieren: Inwieweit lassen sich Größenunterschiede erkennen, gibt es Zusammenlegungen oder Teilungen? Wie sieht die Grundstücksorganisation bzw. -nutzung aus, existieren Freiflächen? Hierzu lassen sich Antworten finden, auch wenn nur ein Teil der bei der Ausgrabung „Alter Markt/Piggenstraße" dokumentierten Grundstücke vollständig erfasst werden konnte (Piggenstraße 2-4).

In der Entwicklung früher Städte ist allgemein eine Verdichtung des Siedlungsraumes im Laufe des 12. Jahrhunderts zu beobachten. Der starke (Struktur-)Wandel der mittelalterlichen Lebensweise, bedingt u.a. durch

16 Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld, Bd. 1, S. 40.
17 Ebd., S. 41.
18 Ebd., S. 31–38.
19 Bernhard Thiemann, Siedlung am Hellweg – Die Ausgrabung Burgtheaterparkplatz/Rosenstraße 1, in: Die Stadt Soest. Archäologie und Baukunst. Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 38, Stuttgart 2000, S. 107–116, hier S. 112.

einen wirtschaftlichen Aufschwung mit der Spezialisierung des Handwerks und einem intensiver werdenden Handel sowie dem Bedürfnis nach Sicherheit in unruhigen politischen Zeiten, führte zu einer sukzessiven Aufgabe der weiträumigen Hofstrukturen und einem Zusammenwachsen einzelner Siedlungskerne zu einer letztlich befestigten Stadt.

4.1 Neue Grundstücke im alten Dorfareal

Auch auf dem Areal südlich des Alten Marktes lässt sich eine neue Grundstückseinteilung fassen, die eine grundlegende und einschneidende Umstrukturierung mit sich bringt: Die bisherige Bebauung musste weichen, Freiflächen wurden aufgesiedelt. Um die im Stadtgründungszeitraum festgelegten Grundstücke mit ihren Grenzen im archäologischen Befund nachweisen zu können, gibt es verschiedene Möglichkeiten. Zum einen ist der älteste Stadtplan Bielefelds, die Urflurkarte von 1826, eine Orientierung.[20] Wie auch für viele andere mittelalterliche Stadtkerne zu beobachten, zeigt die Keimzelle Bielefelds eine gewisse Kontinuität in der Anlage (Form, Größe, Orientierung) der einzelnen Grundstücke. Aber: Zwischen der Neuplanung des Stadtgebietes und dem ersten detaillierten Stadtplan liegen über 500 Jahre, und Änderungen von Besitzverhältnissen führten in diesem Zeitraum immer wieder zu räumlichen Veränderungen, beispielsweise Trennungen oder Zusammenlegungen von Grundstücken. Somit ist ein Rückbezug vom Bielefelder Urflurplan auf die mittelalterlichen Strukturen nicht 1:1 möglich. Unmittelbare Anzeiger für Be- oder Eingrenzungen sind Zäune und Gräben. Nach Aufgabe der großen dörflichen Hausstellen, für die Zäune auch eine Form der Absicherung bedeuteten, wurden sie auch in städtischem Zusammenhang verwendet, als Besitzmarkierung oder auch – im Gartenteil des Grundstücks – um z.B. Federvieh einzuhegen.

Weitere Hinweise geben die Bebauungsstrukturen selbst. So lagen Brunnen und Latrinen fast immer an den Grundstücksgrenzen, zum einen, um die häufig eng bemessenen Flächen für eine Wohnbebauung bestmöglich ausnutzen zu können, zum anderen, weil Brunnen des Öfteren von den Bewohnern zweier benachbarter Hausstätten benutzt und Latrinen aufgrund der erwartbaren Geruchsentwicklung so weit entfernt zum Haupthaus wie

20 Genordeter Ausschnitt der Urflurkarte siehe Abb. 6.

möglich angelegt wurden. Häufig lässt sich erkennen, dass diese Ver- und Entsorgungsanlagen in einer Traufgasse zwischen den Grundstücken entstanden sind, ebenso häufig finden sie sich im hinteren Grundstücksbereich. Insbesondere bei kleinen/schmalen Hausstätten ist mit der fortschreitenden Urbanisierung im Laufe des 13. Jahrhunderts zudem eine bis an die Grenzen reichende Ausnutzung der Bebauungsfläche zu erkennen, sodass auch die Wohnbebauung selbst Hinweise auf die Grenzverläufe geben kann.



Abb. 6: Ausschnitt der Urflurkarte von 1826, genordet (Geometer C. Krause)

Die neu entstandenen hochmittelalterlichen Grundstücke entlang des Alten Markts, der Piggenstraße, der Welle und des Gehrenbergs unterschieden sich an einigen Stellen von den auf dem Urflurplan von 1826 erkennbaren Umrissen (Abb. 7). Besonders im nördlichen Bereich der Piggenstraße ließen die Befunde erkennen, dass im 12./13. Jahrhundert hier mehr und damit schmalere Hausstätten angelegt worden waren, als sie für das 19. Jahrhundert belegt sind. Auch müssen die südlichen zur Piggenstraße hin ausgerichteten Grundstücke im Osten kürzer gewesen sein als im 19. Jahrhundert verzeichnet. Um eine Ansprache der einzelnen Grundstücke zu ermöglichen, wurde für sie eine neue, teilweise von der Urflurkarte losgelöste Nummerierung durchgeführt.



Abb. 8: Querschnitt durch einen Brunnen mit breiter Baugrube (Foto: Archäologie am Hellweg eG)

Der Blick auf die Grundstücksgrößen zeigt deutliche Unterschiede. Entlang des Alten Markts und der Welle befanden sich großzügige Hausstätten mit Größen von bis zu 29,50 m Länge und 9,50 m Breite. Die kleinsten der Grundstücke, die sich östlich der Piggenstraße aneinander reihen, erreich-

ten hingegen nur Größen von 10,50 m Länge und 4 m Breite, waren also gerade mal halb so groß. Alle Hausstätten waren aufgrund der nur bedingt zur Verfügung stehenden Fläche mit ihren Schmalseiten zu den Straßen hin ausgerichtet.



Abb. 9: Kalksteinbrunnen mit hölzerner Substruktion (Foto: Archäologie am Hellweg eG)

Auffällig ist, dass nahezu jedes Grundstück schon von seiner Frühzeit an mit einem eigenen Brunnen versehen wurde, wobei die Bauweisen sich durchaus unterschieden, wie der Blick auf die einzelnen Befunde zeigt. Im Wesentlichen handelt es sich um Brunnenröhren aus Kalkbruchsteinen, die zumeist auf hölzernen Substruktionen (Bohlenrahmen) aufsaßen (Abb. 8, 9). Die Verschiedenheit der Konstruktionen im Detail bedeutet zum einen, dass jeder neue Bewohner seinen Grund und Boden individuell bebauen konnte, und zum anderen, dass diese Individualität auch von den Bewohnern gewünscht und beispielsweise die Nutzung von Gemeinschaftsanlagen abgelehnt wurde. Die Grundstückseinteilung und Grenzziehung und damit verbunden auch die Enteignung der vorherigen Bewohner der Flächen erfolgten also im Rahmen der übergeordneten Stadtplanung, die Ge-

staltung der Grundstücke aber durch die Bewohner selbst. Unbeantwortet bleibt die Frage, wie die Vorbereitung des Baugrundes aufgeteilt war. An einzelnen Stellen im archäologischen Befund dokumentierte Planierschichten zeigen an, dass dort durch Bodenauftrag eine ebene Baufläche geschaffen worden war. Auch mussten ältere Gebäude abgerissen werden, um auf dem Gesamtareal das neue Raster der Hausstätteneinteilung anlegen zu können. Denkbar ist, dass der eine oder andere frühere Bewohner mit der Zuweisung eines neuen Grundstücks entschädigt wurde, der Aufwand der Aufbereitung des neuen Bauplatzes aber bei ihm lag.

4.2 Platzsparend: Die neue Bauform der unterkellerten Fachwerkhäuser

Mit der Einteilung der Grundstücke ging eine Begrenzung der jeweils zur Verfügung stehenden Bauflächen einher. Im archäologischen Befund lässt sich für die frühstädtische Zeit das Aufkommen neuer Bauformen mit geringerem Verbrauch an Fläche nachweisen: die Fachwerkgebäude. Bereits im Laufe des 11. Jahrhunderts entstanden in Paderborn die ersten einfachen Teilunterkellerungen der Schwellbalkenhäuser.[21]Auch im untersuchten Bereich südlich des Alten Marktes in Bielefeld ist eine Abfolge von Pfosten- zu Fachwerkbebauung zu beobachten. Insgesamt fünf sichere Erdkellerbefunde sowie ein bis zwei fragliche konnten hier für den Zeitraum der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts dokumentiert werden. Auffällig ist ihre Ausrichtung: Während die Pfostenbauten – besonders das westlich gelegene Gebäude – „schräg in der Fläche“ auf einem größeren Hofareal lagen, waren die im Durchschnitt 3 m x 5 m großen Erdkeller Ost-West-orientiert (z.B. auf dem Grundstück Piggenstraße 4, siehe Abb. 7). Ihre steilen Wände waren mit Aussteifungen aus Brettern oder Flechtwerk versehen, deren Pfostenspuren sich in den flachen Kellersohlen häufig noch erkennbar abzeichneten. Ihre Zuordnung zu den städtischen Grundstücken ist bereits recht gut möglich. Da sich die Hausstätten an den bestehenden Straßen ausrichteten, bestätigen die Fachwerk-

21 Sven Spiong, Die Paderborner Marktsiedlung südlich des Hellwegs, in: Archäologie in Westfalen-Lippe 2012, 2013, S. 86–89, hier S. 87.

häuser zudem indirekt die Existenz des Wegenetzes – und zwar neben der Landstraße bzw. dem Fernhandelsweg, der in der Flucht der heutigen Obernstraße zum Alten Markt führte, auch der kleineren Stichwege, die nach Süden Richtung Bachniederung verliefen. Die unterkellerten Fachwerkhäuser können in Form und Auftreten als erste Anzeiger einer beginnenden Urbanisierung angesehen werden. In ihrer Anlage zeigt sich damit eine deutliche und raumübergreifende Zäsur, die einen inhaltlichen Schlusspunkt an das Ende der dörflichen Phase setzt. Weitere Elemente der Stadtentwicklung sind die Errichtung einer Infrastruktur zur Wasserversorgung und -entsorgung mittels Brunnen und Latrinen sowie erste Steinwerke als Warenlager von Kaufleuten. Eine zeitliche Abtrennung der unterkellerten Fachwerkhäuser von der Entstehung der ersten Brunnenanlagen ist nicht möglich, es ist aber sehr wahrscheinlich, dass im Zuge der Bebauung auch die weitere Erschließung der Grundstücke erfolgte. Dabei fällt auf, dass jede Hausstätte ihren eigenen Brunnen besaß, die gemeinschaftliche Nutzung einer Anlage ließ sich nicht erkennen. Die ältesten Fasslatrinen als deutliches Zeichen der Urbanisierung entstanden bereits in der 2. Hälfte/am Ende des 12. Jahrhunderts. Ihre teils unmittelbare Nähe zu den Brunnen belegt, dass das Verständnis von Hygiene und das Wissen um Krankheiten und Seuchen noch nicht ausreichend entwickelt war (siehe Abb. 10).

An das Ende des 12. Jahrhunderts lassen sich die Verfüllungen und Aufgaben mehrerer Erdkeller datieren, was zeigt, dass die frühe Fachwerkbebauung im Zuge von Investitionsschüben einer sich weiterentwickelnden und eventuell auch verdichtenden städtischen Bebauung weichen musste. Im Bereich einzelner Keller zeigten sich Spuren eines Brandes, es scheinen aber nicht alle Gebäude davon betroffen gewesen zu sein. Die Zweitverwendung von Bauholz in den hölzernen Substruktionen einzelner Brunnen belegt, dass – vermutlich im Zusammenhang mit einer Verknappung der Rohstoffe – gut erhaltene Baustoffe für die Neuanlagen eingesetzt wurden.



Abb. 10: Brunnen (links) und Latrine (rechts), unmittelbar nebeneinander angelegt (Foto: Archäologie am Hellweg eG)

Der Bau von Steinwerken im hinteren Grundstücksbereich mit einer straßenständigen (Fachwerk-)Bebauung[22] zeigt die Etablierung von Kaufleuten, die feuerfeste Gebäude für die Lagerung ihrer Waren benötigten. Das erste Steinwerk wurde am Ende des 12. Jahrhunderts auf dem Grundstück Welle 1 gebaut, das zweite folgte in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts auf dem Grundstück Alter Markt 4. Für die Grabung „An der Welle“ konnten die ersten Steinwerke ebenfalls in das 13. Jahrhundert datiert werden.[23] Der Überlegung, ob im Zuge der Stadtgründung erst Anreize geschaffen werden mussten, bevor sich

22 Die Bebauungsstruktur aus straßenständigem Fachwerkgebäude und Steinwerk im hinteren Grundstücksbereich ist vielfach für hochmittelalterliche städtische Grundstücke nachgewiesen. Erstmals für Westfalen grundlegend hierzu: Hans-Werner Peine, Cornelia Kneppe, Die Klockenstraße im Siedlungsgefüge der Altstadt. Auswertung archivalischer Quellen und archäologischer Untersuchungen, in: Bendix Trier (Hrsg.), Mittelalterliches Leben an der Klockenstraße. Eine Dokumentation des Westfälischen Museums für Archäologie zu den Ausgrabungen 1991 in der Warburger Altstadt, Warburg 1995, S. 5–58.

23 Brand/Lammers, Ausgrabung an der „Welle“, S. 64.

Händler im Stadtbereich niederließen – beispielsweise eine Absicherung (z.B. in Form einer Stadtbefestigung)[24] – kann hier der archäologische Befund gegenübergestellt werden. Offensichtlich wurden die ersten der für die Wirtschaft der Stadt notwendigen und gewünschten Kaufleute bereits nach der „Pionierphase" der frühen Fachwerkbebauung noch im 12. Jahrhundert in Bielefeld ansässig.[25] Ab dem 13. Jahrhundert sind sie auch am Alten Markt anhand ihrer spezifischen Architektur sicher nachzuweisen.

Auffällig sind die unterschiedlichen Maße der Grundstücke: Diejenigen an den Hauptstraßen, dem Alten Markt und der Welle, wiesen eine fast doppelt so große Länge auf wie die erheblich kleineren Hausstätten entlang der Piggenstraße, einer Nebenstraße. Unklar bleibt die Aufteilung des Geländes im Übergangsbereich Welle/Gehrenberg, hier kann für die Frühzeit aufgrund der weitgehend fehlenden Befunde keine Aussage getroffen werden. Die langen Grundstücke sind hier offenbar zum Teil locker bebaut und möglicherweise im Gartenbereich noch landwirtschaftlich genutzt worden. Des Weiteren sind eine Aufteilung des jeweiligen Geländes und Nutzung durch mehrere Bewohner, beispielsweise auch durch Handwerker, vorstellbar.[26]

Zwischen einzelnen Grundstücken lassen sich Traufgassen nachweisen (beispielsweise zwischen den Hausstätten Piggenstraße 3 und 4 sowie Welle 1 und Welle 2), die möglicherweise auch zur Erschließung der hinteren Flächenbereiche angelegt worden waren. Diese Erschließungsgassen, in denen – beispielsweise aufgrund von Platzmangel auf den Grundstücken selbst – des Öfteren Brunnen und/oder Latrinen errichtet wurden, sind häufig über einen langen Zeitraum hinweg unbebaut geblieben. Dies zeigt das Beispiel der Traufgasse zwischen den Hausstätten Kamp 32 und 34 in Paderborn: Sie wurde im 12. Jahrhundert angelegt und erst im 18. Jahrhundert überbaut.[27]

24 Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld, Bd. 1, S. 44.
25 Ebd., S. 43 und 46.
26 Für ein Kaufmannsgrundstück in der Rosenstraße in Soest ist belegt, dass im späten 12./frühen 13. Jahrhundert im hinteren Bereich ein Kupferschmied tätig war. Siehe Thiemann, Siedlung am Hellweg, S. 113.
27 Manz, Grundstücksentwicklung (wie Anm. 13), S. 54.

5. Hohe Investitionsfreude im 13. Jahrhundert – Stagnation in den Krisenzeiten des 14. und 15. Jahrhunderts[28]

Auf den Grundstücken in der Bielefelder Innenstadt lässt sich eine rege Bautätigkeit erkennen, die allerdings zum Teil auch auf eine vorangegangene Zerstörung durch einen lokalen Brand folgte und in diesen Fällen eher als Wiederaufbau anzusehen ist. Dennoch scheinen die Investitionsfreude hoch und die wirtschaftliche Grundlage der Bewohner dafür gut genug gewesen zu sein. So erfuhr das Steinwerk auf dem Grundstück Alter Markt 4 im Laufe des 13. Jahrhunderts einen umfassenden Um- bzw. Neubau. Warum es dabei nach dem Abriss möglicherweise durch Feuer beschädigter Bereiche nicht wieder in der vorherigen Größe und Lage aufgebaut wurde, ist nicht klar ersichtlich. Denkbar ist, dass eine Veränderung von Besitzverhältnissen im südlichen Bereich des Grundstücks Alter Markt 4/Gehrenberg 4 dazu geführt hat, dass das Haus in Nord-Süd-Richtung um die Hälfte gekürzt werden musste. Auch auf dem Grundstück Piggenstraße 6 erfolgte im 13. Jahrhundert ein Abriss der älteren unterkellerten Bebauung mit einem darauffolgenden ebenfalls unterkellerten Neubau. Neue, teils gemauerte Latrinen entstanden auf den Hausstätten Welle 1, Welle 2 und Gehrenberg 5. Die Funde zahlreicher Schlacken (u.a. Schmiedeschlacke), intensiv rot korrodierter Eisenbrocken und weitere Eisenobjekte in einer 4,70 m x 3,90 m großen Grube im hinteren Bereich des Grundstücks Gehrenberg 4 deuten darauf hin, dass hier Schmiedetätigkeit stattfand. Reichlich verziegelte Lehmstücke mit geglätteter und teils geweißter Oberfläche stammen, wie auch einige Kalkbruchsteine, von einem Gebäude (oder auch einer Ofenkuppel) und sind somit indirekte Hinweise auf eine Bebauung. Auch auf diesem Grundstück wurde in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts eine Latrine angelegt. Funde aus Aufgabeschichten der Bebauung aus dem Zeitraum Ende 13. Jahrhundert/Anfang 14. Jahrhundert deuten darauf hin, dass die Bewohner des Grundstücks im 13. Jahrhundert einen guten, städtischen Lebensstandard hatten, der ihnen den Gebrauch von rheinischer Keramik (Siegburger Steinzeug) und gläsernem Trinkgeschirr ermöglichte und sie ihr Haus mit Fensterscheiben ausstatten ließ. Ob es sich hierbei um den vermuteten Schmied, also einen Handwerker, gehandelt hat, oder ob das zum

28 Für alle folgenden Bauentwicklungen siehe Gesamtplan der Ausgrabung, Abb. 2.

Gehrenberg hin ausgerichtete Grundstück zweigeteilt war und im vorderen Bereich ein anderer Bewohner – beispielsweise auch hier ein Kaufmann – ansässig war, muss offen bleiben. Allerdings erbrachte bereits die benachbarte Ausgrabung „An der Welle“ zahlreiche Nachweise für Handwerk, insbesondere Metallverarbeitung, sodass die Ausgräber zu dem Schluss kamen: „Ausgehend von den schriftlichen Quellen muss man annehmen, dass Handel und Gewerbe gleichermaßen in Bielefeld ansässig waren, doch keiner dieser Wirtschaftszweige war wohl stark genug, allein die tragende Rolle zu spielen“.[29] Somit ist es durchaus denkbar, dass auf dem neu entstandenen Grundstück Gehrenberg 4 im 13. Jahrhundert ein Metallhandwerker lebte und arbeitete.

Im Zeitraum des 14. und 15. Jahrhunderts ist ein deutlicher Rückgang der Bautätigkeit auf den Grundstücken zu beobachten, was sicherlich auch mit äußeren Einflüssen zusammenhängt. Wie in vielen Städten schlug sich die Krise, die im 14. Jahrhundert durch Hungersnöte, Katastrophen wie Heuschreckenschwärme (1338–1346) und ein Erdbeben (1348), periodisch wiederkehrende Flächenbrände, die Verwüstung des Landes durch Fehden sowie häufige Infektionskrankheiten mit dem Ausbruch der Pest 1350 ausgelöst wurde, auch hier im archäologischen Befund nieder. Bei den Arbeiten, die auf den Grundstücken durchgeführt worden sind, handelte es sich in fast allen Fällen um kleinere Maßnahmen: Brunnen wurden vertieft und neue Latrinen angelegt. Lediglich auf dem Grundstück Gehrenberg 4 entstand der Neubau eines Fachwerkhauses mit Bruchsteinkeller.

6. Ein Ausblick auf die folgenden Jahrhunderte – Bautätigkeiten und Grundstücksveränderungen prägen das Straßenbild

Besonders interessant in der Entwicklung des Areals südlich des Alten Marktes ist die Zusammenlegung der Hausstätten Alter Markt 2 und Piggenstraße 1 bis 3 zu dem Großgrundstück Alter Markt 2 spätestens im 16. Jahrhundert. Erkennen lässt sich dies an der Kombination von Funden aus zwei Latrinen (gelegen auf dem Grundstück Piggenstraße 3 bzw. in der südlich anschlie-

29 Brigitte Brand, Dieter Lammers, Schmiede und Buntmetallgießer in einem Handwerkerviertel in der Bielefelder Altstadt, in: Walter Melzer (Hrsg.), Schmiedehandwerk in Mittelalter und Neuzeit (Soester Beitrage zur Archäologie, Bd. 5), Soest 2004, S. 89–98, hier S. 90.

ßenden Traufgasse) mit schriftlichen Quellen zu dem Haus Alter Markt 3.[30] Nachweislich wurde bis um 1524/1525 ein Haus am Alten Markt 2 von den Goldschmieden Lubbert de Wendt[31] und seinem Sohn Herman bewohnt. In den Latrinenverfüllungen fanden sich Tiegelscherben, Gussformen und Buntmetallgussreste, die sicher dem Handwerk der Goldschmiede zuzuweisen sind. Die Objekte wurden bereits durch Bernhard Sicherl publiziert.[32] Dass die Umstrukturierungen der Grundstückszusammenlegung auch mit Umbauten oder Abrissen von Gebäuden einhergingen, zeigt eine rund 0,20 m dicke Schicht aus Bauschutt, die sich auf den Verfüllschichten einer älteren Latrine in der südlichen Traufgasse erhalten hatte.



Abb. 11: Gussformen für Buntmetallguss
(Foto: LWL-Archäologie für Westfalen/C. Hildebrand)

30 Wolfgang Schindler, Materialsammlung zu einem Bielefelder Häuserbuch (unpubl. Manuskript, in Bearbeitung). Erläuterungen zu der Vorgehensweise und den grundsätzlichen Quellen des Häuserbuches siehe Wolfgang Schindler, Eine Bielefelder Häuserkartei – ein Werkstattbericht, in: Ravensberger Blätter, 2012, H. 2, S. 1–12.

31 Der Goldschmied Lubbert de Wendt war offenbar ein unehelicher Sohn des von 1438 bis 1504 genannten Lubbert de Wendt zu Crassenstein, eines ravensbergischen Adeligen. Er ließ sich in Bielefeld nieder und heiratete eine Frau aus einer namhaften Bielefelder Familie, wie aus einer Urkunde von 1502 hervorgeht (freundliche Mitteilung von Wolfgang Schindler). Zu den Nachkommen des ravensbergischen Adels: Wolfgang Schindler, Illegitime Nachkommen ravensbergischer Adelsfamilien im 15. und 16. Jahrhundert, in: Beiträge zur westfälischen Familienforschung (in Druckvorbereitung).

32 Bernhard Sicherl, Gussformen eines Bielefelder Goldschmiedes, in: LWL-Freilichtmuseum Hagen (Hrsg.), Echt Alt! Mittelalterliches Handwerk ausgegraben (Forschungsbeiträge zu Handwerk und Technik, 33), Hagen 2018, S. 151 f.

Größere Bautätigkeit lässt sich auch für das Grundstück Welle 1 erkennen, auf dem nun ein nicht unterkellertes Gebäude entstand, das teilweise auf den älteren Mauern des nach dem Brand am Übergang zum 14. Jahrhundert abgerissenen Steinwerks aufgesetzt wurde.

Auch dieses Haus wurde mit einer Latrine ausgestattet, gelegen südlich der südöstlichen Hausecke. In der östlich an das Grundstück angrenzenden Traufgasse wurde mit nur wenig Abstand zu der Latrine ein neuer Brunnen aus Kalkbruchsteinen im Kalkmörtelverbund angelegt.

Die weiteren Grundstücke an Piggenstraße, Welle, Gehrenberg und Altem Markt zeigen nur wenig Bautätigkeiten, teilweise sind diese auch nur indirekt nachweisbar, weil die Gebäude selbst durch spätere Überprägungen nicht mehr als Spuren im Boden erhalten sind.

Auch für das ausgehende 16. und das 17. Jahrhundert sind im Wesentlichen nur kleinere Umbauten und die Anlage neuer Latrinen und Brunnen fassbar. Für ein straßenständiges Haus in der Piggenstraße 2 kann – wie auch für das Grundstück Welle 1 – anhand von Sandsteinspolien eine schmuckvolle Fassadengestaltung festgestellt werden (Abb. 12). Aus Bielefeld sind einige gotische und Renaissancegiebel an Häusern vor allem der Obern-, Niedern- und der Breiten Straße bekannt, von denen aber nur wenige bis heute erhalten geblieben sind.[33] Zeitgenössische Abbildungen lassen ebenfalls kaum Einzelheiten der Stadt erkennen.[34] Um also die Veränderungen des mittelalterlichen Stadtbildes in diesem Zeitraum mehr und mehr fassen zu können, liefert die Archäologie wichtige und die historische Forschung ergänzende Ergebnisse.

Große Neubauten und eine erkennbar stärkere Ausnutzung der Grundstücksflächen prägten den Zeitraum des 18. und 19. Jahrhunderts. Ebenso der eher unbebaute Innenbereich der Fläche zwischen den Straßen Alter Markt, Piggenstraße, Welle und Gehrenberg wurde nun bebaut, was sicherlich auch mit einer Zunahme der Bevölkerungszahlen im Zuge des wirtschaftlichen Aufschwungs zusammenhing.[35]

Die noch heute existierende Apotheke auf dem Grundstück am Alten Markt 2 geht archivalisch auf die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück.[36] Zahl-

33 Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld, Bd. 1, S. 154 und Abb. 66.
34 Ebd., S. 154 und Abb. 67, 68.
35 Ebd., S. 214–216.
36 Freundlicher Hinweis von Wolfgang Schindler.

reiche Fläschchen und weitere Überreste aus dem Apothekenbedarf wurden im Zuge des Primäraushubs zu der Ausgrabung „Alter Markt/Piggenstraße“ auf Höhe des Grundstücks Piggenstraße 3 aus dem Schutt des Zweiten Weltkriegs geborgen. Es ist wahrscheinlich, dass es sich bei dem bestehenden Haus um ein im 16. Jahrhundert errichtetes Gebäude handelt, das im Zusammenhang der Grundstückszusammenlegung im 16. Jahrhundert für bzw. durch die Goldschmiede de Wendt am Alten Markt neu gebaut wurde. Aus den Schriftquellen wie auch aus den archäologischen Quellen geht dies aber nicht eindeutig hervor – für den Zeitraum 1524 bis 1682 sind keine Besitzer überliefert, und somit liegt kein lückenloser Beleg für seine Existenz vor.[37]



Abb. 12: Werkstein einer Fensterlaibung von dem Grundstück Piggenstraße 2 (Foto: Archäologie am Hellweg eG)

Auf dem Grundstück Piggenstraße 4 lässt sich für das 18./19. Jahrhundert eine umfangreiche Bautätigkeit erkennen. Es entstand ein nahezu vollunterkellertes Gebäude, das die Grundstücksfläche fast vollständig ausfüllte.

37 Freundlicher Hinweis von Wolfgang Schindler.

Die Keller erfuhren in der Folgezeit verschiedene Umbauten, darunter auch Mauerdurchbrüche und einen vermutlich für einen Treppenaufgang angelegten Einbau. Dass die Bebauung bis zum Zweiten Weltkrieg bestehen blieb, zeigt der Kriegs-/Brandschutt des Luftangriffs vom 30.09.1945, der sich auf den Betonstrichen des Kellers fand. Der hochmittelalterliche Brunnen auf dem Grundstück Piggenstraße 5 wurde im 19. Jahrhundert ausgebessert, so dass er ebenfalls noch bis zum Zweiten Weltkrieg in Betrieb blieb.

Im 18. Jahrhundert wurde der rückwärtige Bereich des Grundstücks Welle 2 erstmals vollständig baulich erschlossen, wobei die Bebauung in der Folgezeit mehrfach verändert wurde. An das im nördlichen Hausstättenbereich gelegene Gebäude südlich anschließend lässt sich für das 18./19. Jahrhundert der Außenbereich einer Schmiede fassen, deren zugehörige Gebäudestrukturen wahrscheinlich wiederum südlich außerhalb der Grabungsfläche lagen. Es fanden sich zahlreiche kleinere und größere Schlacken, darunter Schmiedeschlacken/-kalotten, Fayalitschlacken sowie Hammerschlag und Flugfunken. Im 19. Jahrhundert wurde die Werkstatt abgerissen und die Fläche für eine Wiederbebauung eingeebnet.

Auch das Grundstück Gehrenberg 6 wurde im 19. Jahrhundert bis an seine hintere/westliche Grenze bebaut, wie der Blick auf den Urflurplan (s. Abb. 6) zeigt. Es entstand ein Gebäude mit einem Keller, der durch einen Gang mit dem Keller des Hauses auf der westlich angrenzenden Hausstätte Welle 2 verbunden war.

7. Fazit

Die Ausgrabung „Alter Markt/Piggenstraße“ im Stadtkern von Bielefeld erbrachte eine Vielzahl an Ergebnissen, die es ermöglichen, die baulichen Entwicklungen in der Stadt, beginnend mit den dörflichen und bereits frühstädtischen Strukturen, über die Stadtentstehungs- und Stadtgründungszeit bis in die jüngste Zeit aufzuzeigen. Dabei ließen sich viele Einzelaspekte wie der deutlich erkennbare Eingriff in eine bestehende dörfliche Bebauung im Zuge der Stadtplanung, wirtschaftliche Einbrüche, Umweltveränderungen wie das Absinken des Grundwasserspiegels oder auch Besitzveränderungen, die sich indirekt an der Zusammenlegung und Umstrukturierung von Grundstücken erkennen lassen, aufzeigen. Zusammen mit den Ergebnissen

der unmittelbar am Rand der Altstadt (und damit auch im Bereich der ab 1520 mit der Altstadt zusammengelegten Neustadt) gelegenen Ausgrabung „An der Welle“ ergibt sich damit inzwischen ein detaillierter Blick vor allem auf die Anfänge Bielefelds.

Für diese Frühzeit, insbesondere die Stadtwerdung, ist die Tatsache erstaunlich, dass für den Zeitraum von 1150 bis um 1200 eine Stadtgründungsphase gefasst werden kann, von welcher sogar zusätzlich eine frühstädtische „Pionierphase“ als Entwicklungsstufe abzutrennen ist. Die ersten Schritte der Stadtplanung sind also bereits deutlich früher anzusetzen als das älteste historisch belegte Stadtgründungsdatum des Jahres 1214. Mit dem Ausbau der Stadtstruktur im 13. Jahrhundert wurde wahrscheinlich in den 1240er Jahren die Burg auf dem Sparrenberg als Verwaltungsmittelpunkt und Herrschersitz durch die Grafen von Ravensberg gegründet.[38]

Bielefeld entstand wie auch die durch Graf Bernhard II. zur Lippe um 1190 bzw. in den 1180er Jahren gegründeten Städte Lemgo und Lippstadt am Ende des 12. Jahrhunderts. Diese planmäßigen Stadtanlagen datieren damit deutlich später als die seit der Karolingerzeit bestehenden Bischofsstädte Minden, Münster, Osnabrück oder Paderborn, die sich mit einer um das Jahr 1000 erneuerten oder neu entstandenen Befestigung im Zentrum sowie unbefestigten Siedlungsarealen mit Stiften und Klöstern in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts lediglich neu definierten.

38 Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld,Bd. 1, S. 54-55.

Bielefelder Kleriker im spätmittelalterlichen Rom

Wolfgang Schindler

Einleitung

Wer im Bielefelder Urkundenbuch oder in der Literatur zur Bielefelder Stadtgeschichte sucht, wird nur einen Bielefelder Kleriker in Rom finden: den von Heinrich Rüthing bereits 2001 ausführlich gewürdigten Herman Crusing genannt von Bielefeld.[1] Eine darüber hinaus gehende nennenswerte Anzahl Bielefelder Kleriker hätte man im spätmittelalterlichen Rom wohl eher nicht erwartet. Es lassen sich jedoch sieben gebürtige Bielefelder nachweisen, die im Zeitraum von ca. 1385 bis 1508 zumindest einige Zeit in Rom gelebt und gearbeitet haben. Ein weiterer Bielefelder Kleriker war wohl eher Pilger. Ihrem Wirken in Rom und ihrem weiteren Karriereverlauf in Deutschland soll im Folgenden nachgegangen werden. Zeitlich gab es drei Phasen, in denen Bielefelder in Rom zu verzeichnen sind: zunächst drei Kleriker von. 1385 bis 1397, ein einzelner vom Anfang des 15. Jahrhunderts bis 1436 und dann erst wieder drei ab dem Ende der 1470er Jahre bis 1508. Zwei dieser Kleriker sind dadurch besonders bemerkenswert, dass sie mit einiger Wahrscheinlichkeit Stifter resp. Mitstifter der künstlerisch herausragenden Altäre in der Alt- und der Neustädter Kirche waren.

Angemerkt sei an dieser Stelle noch, dass auch zwei Kleriker an St. Marien Bielefeld, die nicht aus Bielefeld stammten, zeitweilig in Rom lebten. Der aus Paderborn gebürtige Dekan am Bielefelder Stift St. Marien Gobelin Person gehörte in den 1380er-Jahren einige Jahre zur Kurie in Rom.[2] Der aus Herford gebürtige Johann Windink, der um 1410/15 ein Kanonikat an St. Marien innehatte, allerdings nur als Pfründe ohne Residenzpflicht, hielt sich in Rom und anderswo in Italien auf.[3]

1 Heinrich Rüthing, Das Bielefelder Kollegiatstift St. Marien um 1400, in: Alfred Menzel (Hg.), Der Bielefelder Marienaltar. Das Retabel in der Neustädter Marienkirche, Bielefeld 2001, S. 11–20, hier S. 17–20.

2 Zuletzt zu ihm Tobias Daniels, Brigide Schwarz, Die Karriere des Gobelin Person, in: Westfälische Zeitschrift 164 (2014), S. 129-150.

3 Repertorium Germanicum III 01476. Das elf-bändige Repertorium Germanicum ist die wichtigste gedruckte Quelle für Arbeiten zur römischen Kurie im 14./15. Jahrhundert (in

Deutsche Kleriker am spätmittelalterlichen Papsthof in Rom

Um den Hintergrund der Anwesenheit Bielefelder Kleriker in Rom zu verstehen, ist zunächst eine kurze Einführung zum spätmittelalterlichen Rom und zum Papsthof erforderlich. 1309 wich der Papst in den Schutz und Einflussbereich des französischen Königs nach Avignon aus.[4] Erst zur Jahreswende 1377/78 kehrte der damalige Papst Gregor XI. nach Rom zurück. Nur ein Jahr später verstarb er. Als nach tumultuarischen Wahlen sein Nachfolger Urban VI. (1378–1389) das Kardinalskollegium massiv vergrößerte, wählten die bisherigen Kardinäle einen Gegenpapst, der mit seinen Wählern nach Avignon zurückging. Im Zeitraum von 1378 bis 1417, dem sogenannten Großen Abendländischen Schisma, amtierten fortan zwei, zeitweise sogar drei Päpste parallel.[5] Zur avignonesischen Obödienz hielten sich insbesondere Frankreich und Spanien, zur römischen Deutschland, England, Polen und große Teile von Italien.

Nach vielen Jahrzehnten in Avignon war die Kurie 1377 weit überwiegend von Franzosen besetzt. Aufgrund der 1378 einsetzenden Spaltung entstand insbesondere in Rom ein hoher Bedarf an neuen Kurialen, da die ehemaligen überwiegend wieder zurück nach Avignon gingen. Das bedeutete auch eine große Chance für Nicht-Italiener, eine Stelle an der Kurie zu erlangen. Jahrzehntelang war dort ihr Anteil ungewöhnlich hoch und ging nur langsam wieder zurück.

Die Organisation der Kurie war komplex. Die Verwaltung bestand aus der apostolischen Kammer, der päpstlichen Kanzlei, der Rota und der Pönitentarie, hinzu kam der Hofstaat des Papstes. Im weiteren Sinne kann man auch die Familiaren von Kardinälen und die Kurienprokuratoren hinzu zählen.[6] Um die Größe der Organisation zu verstehen, helfen einige Zahlen: Allein in der päpstlichen Kanzlei waren 1471 ungefähr 200 Personen beschäftigt,

dieser Arbeit benutzt: Bd. 1 (1378-1394), Berlin 1916, bearb. von Emil Göller, Bd. 2 (1378-1415), Berlin 1933-1961, bearb. von Gerd Tellenbach und Hermann Diener, Bd. 3 (1409-1417), Berlin 1935, bearb. von Ulrich Kühne, Bd. 4 (1417-1431), Berlin 1943-1979, bearb. von Karl August Fink, Bd. 5 (1431-1447), Tübingen 2004, bearb. von Hermann Diener und Brigide Schwarz, in der Internet-Version als RG Online).

4 Arnold Esch, Rom: Vom Mittelalter zur Renaissance, München 2016, S. 17.

5 Ebd., S. 21.

6 Christiane Schuchard, Die Deutschen an der päpstlichen Kurie des Mittelalters (1378–1447), Tübingen 1987; Thomas Frenz, Die Kanzlei der Päpste der Hochrenaissance (1471-1527), Tübingen 1986.

bis 1527 wuchs der Umfang auf ungefähr 700 Personen an. In diesem Zeitraum gingen an der Kanzlei rund 900.000 Bittschriften ein, und es wurden ungefähr 1.500.000 Urkunden angefertigt. Das entspricht dem Umfang aller in deutschen Staatsarchiven vorhandenen Urkunden![7]

Die Anzahl Deutscher an der Kurie lässt sich relativ gut abschätzen. Für den Zeitraum zwischen 1309 und 1376 konnte von 4253 avignonesischen Kurialen für etwas mehr als die Hälfte ihre geographische Herkunft ermittelt werden, lediglich 69 stammten aus dem Deutschen Reich. Für den nachfolgenden Zeitraum von 1378 bis 1447 konnte Christiane Schuchard fast 2.500 Deutsche an der römischen Kurie nachweisen, die tatsächliche Zahl liegt noch um einiges höher. Sie konzentrieren sich deutlich bei den Familiaren des Papstes sowie den Skriptoren und Abbreviatoren in der Kanzlei.[8] Während der Amtszeit Papst Martins V. von 1417 bis 1431 konnten insgesamt – nicht gleichzeitig – 521 deutsche Kuriale im engeren Sinne ermittelt werden, bei seinem von 1464 bis 1471 amtierenden Nachfolger Paul II. 365.[9] Andreas Sohn stellte zwischen 1431 und 1474 236 deutsche Prokuratoren an der Kurie fest, von denen vier aus dem Bistum Paderborn stammten.[10] Niemals gab es so viele Deutsche an der Kurie wie in der Zeit vom Ende des Großen Schismas 1417 bis zur Reformation.[11]

Etwas näher betrachtet werden nun die Institutionen und Aufgabenbereiche, an denen sich auch geborene Bielefelder befanden. Frenz unterscheidet für die Zeit um 1500 29 verschiedene Ämter an der Kanzlei.[12] Die Rota oder *audientia sacri palatii* war der wichtigste päpstliche Gerichtshof. Den größten Umfang nahmen dort Streitigkeiten wegen päpstlicher Benefizienverleihungen ein. Im 15. Jahrhundert schwankte die Anzahl der Rotarichter, der *auditores sacri palatii*, „zwischen zwölf und knapp darüber".[13] Jedem Auditor waren mehrere Rota-Notare zugeordnet. Um ein Anliegen an der Kurie zu vertreten, war die Kenntnis des komplizierten Geschäftsgangs

7 Frenz, Kanzlei (wie Anm. 6), S. 38.
8 Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 6), S. 29.
9 Esch, Rom (wie Anm. 4), S. 142 f.
10 Andreas Sohn, Deutsche Prokuratoren an der römischen Kurie in der Frührenaissance (1431-1474), Köln 1997, S. 128-131.
11 Christiane Schuchard, Die deutschen Kurialen und die Anima-Bruderschaft in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, in: Stephan Füssel, Klaus Anselm Vogel (Hg.), Deutsche Handwerker, Künstler und Gelehrte in Rom, Wiesbaden 2001, S. 26-45, hier S. 26.
12 Frenz, Kanzlei (wie Anm. 6), S. VII-VII.
13 Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 6), S. 114.

sowie der handelnden Personen unerlässlich. Rund um die Kurie siedelten sich zahlreiche Prokuratoren an, die für ihre Auftraggeber aus ganz Europa an den päpstlichen Institutionen tätig wurden. Sie erwirkten beispielsweise Ehedispense oder Beichtprivilegien oder wirkten als Anwälte an Pfründenprozessen mit.[14]

Viele deutsche Kurialen wurden Mitglied der – heute noch bestehenden – Anima-Bruderschaft, einem „Träger- und Förderkreis" eines erstmals 1399 genannten Pilgerspitals. Die Beitritte erfolgten meist, wenn der Kleriker schon einige Jahre Inhaber eines Kurienamts war. Auch manche deutsche pilgernde Kleriker traten in die Bruderschaft ein. Ab 1435 liegen Mitgliederlisten vor.[15] Um 1400 besaß Rom ungefähr 25.000 Einwohner, hundert Jahre später ungefähr doppelt so viele. Dieser starke Anstieg hängt offenbar mit den zuvor beschriebenen Entwicklungen zusammen. Verglichen mit dem damaligen Bielefeld war das eine große Stadt, aber im Vergleich zur antiken Millionenstadt Rom nur noch ein Schatten einstiger Größe. Innerhalb der antiken Stadtmauern gab es dementsprechend nur einige Siedlungsinseln. Die Bielefelder Kleriker der ersten Phase sahen eine ganz andere Stadt als die der zweiten Phase. Ende des 14. Jahrhunderts war Rom ja gerade erst wieder päpstliche Residenz geworden und wirkte eher heruntergekommen. In der Mitte des 15. Jahrhundert setzte eine starke Bautätigkeit im Sinne der Renaissance ein, die die Stadt sukzessive verwandelte und den Grundstein für das heutige Gesicht der Stadt legte.

Die erste Phase: Ende des 14. Jahrhunderts
Hermann Crusing genannt von Bielefeld (um 1359–1398) – Dr. decr., Auditor an der Rota, Professor und päpstlicher Kollektor –, der mit Abstand erfolgreichste Bielefelder Geistliche

Hermann Crusing ist schon von Heinrich Rüthing kenntnisreich gewürdigt worden.[16] Da ihm jedoch zahlreiche Quellen nicht zur Verfügung standen, wird Crusings eindrucksvoller Lebenslauf hier vollständig dargestellt. Crusings gleichnamiger Vater war zunächst Ratsherr in der Bielefelder Altstadt,

14 Sohn, Prokuratoren (wie Anm. 11), S. 36 ff.
15 Schuchard, Kurialen (wie Anm. 6); Joseph Schmidlin, Geschichte der deutschen Nationalkirche in Rom S. Maria dell'Anima, Freiburg Br. / Wien 1906.
16 Rüthing, Kollegiatstift (wie Anm. 1), S. 17-20.

siedelte dann aber in die Neustadt über, wo er bald ebenfalls in den Rat gelangte und zum Bürgermeister aufstieg. In zweiter Ehe war er seit 1354/60 mit der adligen Wendele (Wyndelmod) Vincke verheiratet, aus dieser Ehe stammte der spätere Auditor. Nach dem Tod des Bürgermeisters heiratete Wendele in zweiter Ehe den in Bielefeld ansässigen Knappen Hermann von dem Broke. Der Bürgermeister Hermann Crusing dürfte der Sohn des Altstädter Richters Hermann Hanebom gewesen sein. Damit gehörte der Kleriker einer der einflussreichsten Bielefelder Familien an, die allein im 14. Jahrhundert sieben Ratsherren, Richter und Bürgermeister stellte und mehr als 200 Jahre im Bielefelder Rat vertreten war.[17]

Hermann Crusing war 1382 bereits Kanoniker am Bielefelder St. Marien-Stift und als Scholaster einer der drei dortigen Dignitare, als er an der Universität in Prag den Titel eines Baccalaureus des geistlichen Rechts erwarb.[18] Zwei Jahre später wechselte er an die Universität Wien.[19] Möglicherweise erreichte er dort den Magistertitel, mit dem er später genannt wird.[20] Für die folgenden Jahre ist unbekannt, wo er sich aufhielt. Erstmals lässt er sich in Rom im Mai 1390 nachweisen, und zwar im Amt eines Rota-Auditors als Doktor des geistlichen Rechts (*doctor decretorum*).[21] Allerdings war er schon unter dem am 15. Oktober 1389 verstorbenen Papst Urban VI. als Rota-Auditor an der Kurie tätig, denn er war von Urban mit der Entscheidung über die Besetzung der Kirche St. Gregory in London betraut worden.[22] Den Großteil seiner Kurienkarriere verbrachte Hermann Crusing unter Papst Bonifaz IX., der am 2. November 1389 in Rom sein Amt antrat. Den Doktortitel wird der Bielefelder an der Kurienuniversität in Rom erworben haben, wo er 1396 als Professor juristische Vorlesungen hielt.[23] Promotionen waren

17 Bernhard Vollmer (Bearb.), Urkundenbuch der Stadt und des Stifts Bielefeld, Bielefeld 1937 (im Folgenden BUB). Der Familienname der Mutter geht aus ihrem Siegel hervor (BUB, Nr. 536: 10.11.1400), das eine Pflugschar, das Siegelbild der Adelsfamilie Vincke, zeigt.

18 BUB, Nr. 308.

19 Artur Goldmann, Hermann Göhler, Kurt Soukup, Franz Gall (Bearb.), Die Matrikel der Universität Wien, Bd. 1, Graz-Köln 1956, S. 14, Nr. 24.

20 In diversen der in den Fußnoten zu Hermann Crusing genannten Urkunden.

21 Irena Sułkowska-Kurasiowa, Stanislaw Kuraś (Bearb.), Bullarium Poloniae, Bd. 3: 1378-1417, Rom-Lublin 1988, S. 30, Nr. 161: 24.5.1390.

22 Lateran Regesta 14: 1390-1391, Calendar of Papal Registers Relating to Great Britain and Ireland, Vol. 4: 1362-1404 (1902), pp. 387-399. URL: http://www.british-history.ac.uk/report.aspx?compid=96438 Date accessed: 05 January 2014, f. 37d: 4.8.1391.

23 Brigide Schwarz, Kurienuniversität und stadtrömische Universität von ca. 1300 bis 1471, Leiden 2012, S. 652, 680. Dort wird er unzutreffend mit dem Zusatz „alias dictus Poek“ ge-

zur damaligen Zeit außerordentlich selten. Die Auditoren, typischerweise Doktoren des geistlichen Rechts, wurden direkt vom Papst ernannt. Es gab damals ungefähr zwölf Auditoren an der Rota. Als Richter waren sie mit großen Befugnissen ausgestattet.[24] Meistens wird Hermann Crusing zugleich als Kaplan des Papstes bezeichnet, eine Bezeichnung, die jedoch nichts über seine Aufgaben aussagt, da diesen auf den Ursprung des Amts zurückgehenden Titel alle Auditoren trugen.[25] Zahlreich sind die Fälle, in denen Crusing als Auditor Streitigkeiten um Pfründen entschied. Sein Wirken ist in großen Teilen der römischen Obödienz nachzuverfolgen: im Baltikum, in den Niederlanden, in England, Belgien, Böhmen, Ungarn, Kroatien und weiten Teilen Deutschlands.[26] In Rom wird er nie mit seinem Familiennamen Crusing genannt, sondern immer *von Bilvelt* resp. auf Lateinisch *de Bilvelt* (*Biluelt*).[27] Besonders groß gestaltete sich während des Schismas der Finanzbedarf der beiden Päpste, da sich ihre Einnahmen nun nach ihren Obödienzen teilten, die Ausgaben sich aber nicht im gleichen Maße verminderten. Dazu passt Hermann von Bilevelts Tätigkeit als einer der päpstlichen Kollektoren, also

führt. Diese Zuschreibung resultiert aus einer Fehlinterpretation von Repertorium Germanicum, Bd. 2, Nr. 03297 vom 19.4.1396, wo Hermann de Bilvelt al. d. Poek aber bereits verstorben ist, wohingegen Hermann Crusing erst 1398 verstarb.

24 Zu den Auditoren s. Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 6), S. 114 ff.

25 Ebd., S. 114.

26 Irena Sułkowska-Kurasiowa, Stanislaw Kuraś (Bearb.), Bullarium Poloniae, Bd. 3: 1378-1417, Rom-Lublin 1988, S. 30, Nr. 161: 24.5.1390; Marguerite Gastout (Hg.), Analecta Vaticano-Belgica. Documents relatifs aux anciens diocèses de Cambrai, Liège, Thérouanne et Tournai, publiès par l'Institut Historique Belge de Rome, Bd. 29: Documents relatifs au Grand Schisme, Bd 7: Suppliques et lettres d'Urbain VI (1378-1389) et de Boniface IX (cinq premiéres années: 1389-1394), Brüssel, Rom 1976, S. 303, Nr. 218: 16.6.1390, S. 313 f., Nr. 236: 14.9.1390; Georg Fejér (Bearb.), Codex diplomaticus Hungariae. Ecclesiasticus et civilis, Bd. 10,1 (Ab anno Christi 1382-1391), Budapest 1834, S. 636-641; Nr. 352: 22.9.1390; Hermann von Bruiningk, Nicolaus Busch (Bearb.), Livländische Güterurkunden (wie Anm. 26), S. 142: Nr. 134: 23.12.1390; Heinrich Volbert Sauerland (Bearb.), Urkunden und Regesten zur Geschichte der Rheinlande aus dem Vaticanischen Archiv, Bd. 6, Bonn 1912, Nr. 355: 10.4.1391; Lateran Regesta 14: 1390-1391 (wie Anm. 26): 4.8.1391 (in den Lateran Regesta diverse weitere Erwähnungen); Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde (Hg.), Mecklenburgisches Urkundenbuch, 22. Bd. (1391-1395), Schwerin 1907, S. 162, Nr. 12431: 14.7.1392; STA Würzburg, Mainzer Urkunden, Nr. 4526: 28.7.1392; Monumenta Vaticana historiam Regni Hungariae illustrantia, Reihe I, Bd. 3: Bullae Bonifacii IX. P. M. 1389-1396, Budapest 1888, S. 298-300: 3.7.1395; Camilli Krofta (Bearb.), Acta Urbani VI. et Bonifatii IX. pontificum Romanorum, Pars I, 1378-1396 (Monumenta vaticana res gestas Bohemicas illustrantia), Prag 1903, S. 568-569, Nr. 1031: 29.9.1396; STA Utrecht, Bestand 223, Oudmunster Utrecht, Nr. 2628: 1396.

27 Zur unfraglichen Identität siehe auch Rüthing, Kollegiatstift (wie Anm. 1), S. 18.

Einnehmer der dem Papst zustehenden Einnahmen.[28] Am 3. Februar 1391 erhielt er einen päpstlichen Geleitbrief, nachdem er vom Papst als Gesandter nach Bayern und in andere Teile Deutschlands entsandt worden war.[29] Er scheint sich über mehr als ein halbes Jahr dort aufgehalten zu haben, denn noch am 5. September 1391 bescheinigte er in Frankfurt a.M. dem Bischof von Bamberg und seinem Klerus den Empfang von 305 Gulden, obwohl er mehr verlangt hatte.[30] 1391 war er auch als Kurienprokurator des Bischofs Nicolaus von Speyer in Rom tätig.[31]

Bonifaz IX. erwies sich als erfinderisch in der Generierung neuer Geldquellen. Nachdem Papst Benedikt VIII. erstmals 1300 ein Heiliges Jahr ausgerufen hatte, während dessen Pilger in Rom einen vollkommenen Ablass erhalten konnten, wurden in weiten Abständen weitere Heilige Jahre ausgerufen. Bonifaz IX. zog den eigentlich im Jahr 1400 fälligen Termin auf 1390 vor und vergab den römischen Ablass nach ganz Europa.[32] Mit den Herzögen von Bayern vereinbarte er die hälftige Teilung der Einkünfte des Jubiläumsablasses, der vom 17. März bis zum 1. August 1392 gelten sollte. Am 14. Januar 1393 wurde Hermann von Bilvelt vom Papst beauftragt, als päpstlicher Nuntius diese Gelder in den Bistümern Freising und Augsburg persönlich einzuziehen, wofür er vom Papst freies Geleit erhielt. An die im Bistum Freising gelegene Stadt München wurde ein separates Beglaubigungsschreiben ausgefertigt. Ungefähr ein halbes Jahr hielt sich Hermann von Bilvelt nun wieder in Süddeutschland auf. Anfang März bevollmächtigte er von Aichach, einer Kreisstadt bei Augsburg, aus einen Johannes Maurheim zur Einziehung der Gelder bei der Stadt München. Das gestaltete sich jedoch schwierig, denn noch am 17. Juli ermahnte der Papst die Stadt, die Hälfte des Erträgnisses vom Jubeljahr an Hermann von Bilvelt auszuliefern, und Anfang September beglaubigte Letzterer erneut zwei seiner Familiaren namens Bertold und Nicolaus beim Münchener Rat.[33]

28 Siehe dazu Christiane Schuchard, Die päpstlichen Kollektoren im späten Mittelalter, Tübingen 1999 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Bd. 91).

29 Repertorium Germanicum, Bd. 2, Nr. 03215: 3.2.1391.

30 Johann Looshorn, Das Bisthum Bamberg von 1303-1399 (Die Geschichte des Bisthums Bamberg), München 1891, S. 410.

31 Franz Xaver Remling, Geschichte der Bischöfe zu Speyer, Bd. 1, Main 1856, ND Pirmasens 1975, S. 668, Anm. 1812.

32 Esch, Rom (wie Anm. 4), S. 128 f.

33 Henry Simonsfeld, Beiträge zur Bayerischen und Münchener Geschichte, in: Sitzungsberichte der philosophisch–philologischen und der historischen Classe der königlich bayeri-

Um seine umfangreichen Aufgaben wahrzunehmen, benötigte Hermann von Bilevelt Schreiber. Später sollte es üblich werden, dass einem Rota-Auditor vier Rota-Notare zugewiesen wurden. Vier Schreiber Hermann von Bilvelts sind nachweisbar bzw. zu vermuten, alle stammten aus dem Bistum Paderborn. Der aus Wünnenberg gebürtige Friedrich Deys ist 1390 bis 1397 als öffentlicher Notar und Crusings Schreiber nachzuweisen. 1382 wurde er in Prag immatrikuliert, spätestens hier hat er auch Hermann Crusing kennengelernt. Vorübergehend trennten sich ihre Wege, denn in Wien studierte Deys nicht. Seine Tätigkeit bei Hermann von Bilvelt bildete sein Sprungbrett für eine große Karriere. Auch er wurde Rota-Auditor und 1422 sogar Bischof.[34] Seine Verbundenheit mit Hermann von Bilvelt zeigt sich in der Übernahme von dessen Brixener Pfründen nach Hermanns Tod.[35] Ein weiterer Schreiber war der gebürtige Herforder Hermann Dwerg (um 1370–1430), der später als päpstlicher Protonotar und Notar des Konstanzer Konzils weithin bekannt wurde.[36] 1392 und 1396 schrieb er als päpstlicher Notar Urkunden für Hermann von Bilvelt.[37] Die im Folgenden behandelten gebür-

schen Akademie der Wissenschaften zu München (1896), S. 257-326, hier S. 273-278, 312-317; Max Jansen, Papst Bonifatius IX. (1389-1404) und seine Beziehungen zur deutschen Kirche, Freiburg 1904, S. 146-149; Joseph Schlecht, Analecta zur Geschichte der Freisinger Bischöfe, in: Sammelblatt des Historischen Vereins Freising 10 (1916), S. 30-50, hier S. 37 ff.; Repertorium Germanicum, Bd. 2, Nr. 03215: 14.1.1393, Nr. 00697: 14.1.1393; Nr. 01966: 9.11.1399, Nr. 04819: 11.7.1400. Rüthing, Kollegiatstift (wie Anm. 1), S. 18, zitiert zu diesem Vorgang aus Josef Maß, Das Bistum Freising im Mittelalter, München 1986, S. 286, der aber insbesondere wegen mangelhafter Quellendurchdringung die Angelegenheit völlig ungenügend darstellt.

34 Bruiningk/Busch, Güterurkunden (wie Anm. 26), S. 142, Nr. 134: Rom 23.12.1390; Johann Heyne, Dokumentirte Geschichte des Bisthums und Hochstiftes Breslau, 2. Bd., Breslau 1864, S. 523: 15.7.1396; Universitätsarchiv Durham, 2.1. Arch. Dunelm. 18: 15.11.1396; Sabine Weiß, Salzburg und das Konstanzer Konzil (1414-1418). Ein epochales Ereignis aus lokaler Perspektive - Die Teilnehmer aus der Erzdiözese Salzburg einschließlich der Eigenbistümer Gurk, Chiemsee, Seckau und Lavant, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Bd. 134 (1994), S. 173-189, hier S. 235. Zuletzt mit Hermann Crusing zusammen genannt, aber nicht als dessen Rota-Notar bezeichnet: Valentin Ferdinand von Gudenus, Codex diplomaticus anecdotorum res Moguntinas, Francicas, Trevirenses, Hassiacas, finitimarumque regionum, nec non ius Germanicum et S.R.I. historiam vel maxime illustrantium, Bd. 3, Frankfurt 1751, S. 618-628, Nr. 390: 20.1.1397. Zu Deys: Manfred Heim, Friedrich Deys (Theis von Thesingen) (um 1365–1429), in: Erwin Gatz (Hg.), Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1198 bis 1448. Ein biographisches Lexikon, Berlin 2001, S. 133 f.; Leo Santifaller, Das Brixner Domkapitel in seiner persönlichen Zusammensetzung im Mittelalter, 2. Teil, Innsbruck 1925, S. 296 f.

35 Santifaller, Domkapitel (wie Anm. 34), S. 296.

36 Zu Dwerg: Tobias Daniels, Dwerg, Hermann, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 32, Nordhausen 2011, Sp. 263–274.

37 STA Würzburg, Mainzer Urkunden, Nr. 4526: 28.7.1392; Universitätsarchiv Durham, 2.1.

tigen Bielefelder Everhard Puntrogge und Hermann Bans dürften ebenfalls in Crusings Diensten gestanden haben.

Die Bielefelder haben sich offensichtlich Hermann von Bilvelts Einfluss in Rom bedient. Im Oktober 1392 beauftragte Papst Bonifaz IX. den Kantor von SS. Peter und Paul zu Paderborn, die dem Dechanten und Kapitel der Bielefelder Marienkirche – wozu ja auch Hermann von Bilvelt gehörte – entrissenen Güter zurückzufordern.[38] Und im August des folgenden Jahres gewährte der Papst Bürgermeister und Rat sowie der gesamten Einwohnerschaft beider Städte Bielefeld auf deren Eingabe hin, dass in Bielefeld kirchliche Handlungen vorgenommen werden durften, auch wenn mit dem Interdikt belegte Personen sich einige Zeit in der Stadt aufgehalten hätten.[39] Eine solche damals nicht seltene Eingabe hatte keine aktuelle Problemlage zum Hintergrund, sondern trug vorbeugenden Charakter.

Crusings Pfründen waren ziemlich zahlreich, wie bei hohen geistlichen Würdenträgern dieser Zeit nicht anders zu erwarten. Das Scholarchat in Bielefeld hatte er bereits 1382 inne. Im Juni 1390 besaß er bereits mehrere päpstliche Provisionen und Expektanzen auf kirchliche Stellen. Hier ist zu berücksichtigen, dass solche päpstlichen Anweisungen häufig nicht zum Erfolg führten, weswegen die Sachlage in jedem Einzelfall zu prüfen ist. Vor dem Juni 1390 besaß er ein Kanonikat in Breslau.[40] Ob er Kanonikate mit Anwartschaften auf eine Präbende in Paderborn und Münster wirklich innehatte, muss offen bleiben. Eine Anwartschaft auf eine freiwerdende Präbende in der Kirchenprovinz Salzburg konnte er später realisieren, nicht erfolgreich blieb er bei der Anwartschaft zur Übertragung des Propstamtes des Stiftes Schildesche. Die ländliche Pfarrkirche in Kammin bei Greifswald war ihm zwar vom Papst zugesagt worden, er führte aber einen Streit darum. Erfolgreich war hingegen die Provision vom 16. Juni 1390 mit einem Kanonikat und einer großen Präbende und dem Scholarchat an der Kirche zu Meißen.[41] Von nun an führte er nach seinen Kurienämtern den Titel eines

Arch.Dunelm. 18: 15.11.1396. Wie Deys am 20.1.1397 zusammen mit Hermann de Bilvelt genannt.

38 BUB, Nr. 478: 22.10.1392.

39 BUB, Nr. 486: 23.8.1393.

40 Krofta, Acta Urbani VI. et Bonifatii IX. pontificum Romanorum (wie Anm. 26), S. 191 f., Nr. 341: 16.6.1390.

41 Ebd., S. 192, Nr. 342: 16.6.1390; Repertorium Germanicum, Bd. 2, Nr. 03215: 16.6.1390.

Scholasters in Meißen als seiner wichtigsten Pfründe.[42] Im Dezember 1390 wurde er als Propst der Kirche St. Nicolai in Greifswald providiert, versehen mit der Erlaubnis, das Benefizium zu vertauschen.[43] Diese Stelle lässt sich für ihn ebenso nicht nachweisen, er könnte sie aber auch bald wieder abgegeben haben. Erstmals 1392 wird er als Propst des Kollegiatstifts St. Andreas in Freising genannt, diesen Titel führte er von nun an als wichtigste Pfründe anstatt des Scholasters in Meißen. Dazu gehörten ein Kanonikat und das Thesaurat dort.[44]

Als Hermann von Bilvelt starb, hatte er ansehnliche Pfründen inne: das Scholarchat in Bielefeld, die Propstei nebst Kanonikat und Thesaurat in Freising, das Scholarchat in Meißen, ein Kanonikat in Breslau, zwei Kapellen in Brixen, ein Kanonikat in Passau, die Pfarrkirche in Neupölla im Bistum Salzburg, die Kapelle St. Johannes bapt. in der Burg Meißen.[45] Damit lag er deutlich in der Spitzengruppe unter den Kurialen.[46] Letztmals wird er am 20. Januar 1397 in Rom erwähnt, am 2. März wird er bereits unter den anwesenden Mitgliedern des Bielefelder Marienkapitels genannt, die den Benefiziaten ihrer Kirche ein Gnadenjahr nach ihrem Tode gewährten.[47] In Bielefeld bezog er das Haus des verstorbenen Dechanten Ecbert von Oldendorf.[48] Kurz vor Oktober 1398 verstarb er.[49]

Zwei Siegel sind von ihm überliefert, die sich nur in Details unterscheiden.[50] Es handelt sich um ein typisches Siegel eines Geistlichen, kombiniert mit dem Familienwappen. Das obere mittige Feld zeigt Maria mit ihrem

42 Repertorium Germanicum, Bd. 2, Nr. 03215: 3.2.1391.
43 Ebd., Bd. 2, Nr. 03215: 22.12.1390.
44 Michael Hartig, Die oberbayerischen Stifte, Bd. II: Die Prämonstratenserstifte, die Klöster Altomünster und Altenhohenau, die Collegiatstifte, der Deutsch- und der Malteserorden, die nachmittelalterlichen begüterten Orden und Stifte, München 1935, S. 59; Repertorium Germanicum, Bd. 2, Nr. 00697: 14.1.1393, Nr. 03215: 14.1.1393, Nr. 00514: 24.10.1398.
45 Repertorium Germanicum, Bd. 2, Nr. 00514: 24.10.1398.
46 Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 6), S. 260-264.
47 Gudenus, Codex diplomaticus (wie Anm. 34), S. 618-628, Nr. 390: 20.1.1397; BUB, Nr. 516: 2.3.1397.
48 BUB, Nr. 552: 10.11.1403.
49 Erstmals wird er am 24. Oktober als verstorben bezeichnet, als der Papst mehrere seiner Pfründen neu vergab (Repertorium Germanicum, Bd. 2, Nr. 00514: 24.10.1398), drei Tage später erhielt die Herforder Äbtissin das Hergewedde wegen des Crusing gehörenden, lehnsrührigen Hofes zu Hartlage (BUB, Nr. 527: 27.10.1398).
50 Staatsarchiv Bamberg, Bamberger Urkunden, Nr. 4302: 05.09.1391; Universitätsarchiv Durham, 2.1. Arch. Dunelm. 18: 15.11.1396 mit der Inschrift S' HERMANI D'BILEVELT . DECRE ... DOCT' SACRI PALI AP'CI CAR' AVDITOR'.

Kind auf dem linken Arm und einem Szepter in der rechten Hand. Auf dem großen Feld in der Mitte kämpft der Hl. Georg auf einem Pferd mit einem Speer gegen den Drachen. Im Wappenschild unten steht ein Hahn, das Familienwappen der Haneboms.



Siegel von Hermann von Bielefeld
(Staatsarchiv Bamberg, Bamberger Urkundenbuch, Nr. 4302: 05.09.1391)

In seinem – nicht erhaltenen – Testament stiftete er zu Ehren der Gottesmutter Maria, des heiligen Hieronymus, des heiligen Kreuzes und der heiligen Ursula einen Altar in der Marienkirche, womit ein Benefizium, also eine Stelle für einen Geistlichen, verbunden war. Das Benefizium wurde mit einem Hof in Hartlage, einem großen Kamp und drei Wiesen ausgestattet. Den von der Fürstabtei Herford lehnrührigen Hof hatte Crusing schon 1392 von seinem Stiefvater Hermann v. d. Broke und seiner Mutter erworben.[51]

Bei dem Altar handelt es sich mutmaßlich um den prächtigen Marienaltar in der Neustädter Marienkirche, der im Jahr 1400 vollendet wurde. Heinrich Rüthing hat ausführlich erörtert, wer als Stifter dieses Altars in Frage kommt. Er vermutete Hermann Crusing, ohne jedoch seine Zweifel daran zu verschweigen. Crusing verfügte über die dazu erforderlichen Mittel, und auch zeitlich passt das Jahr 1400 sehr gut. Im selben Band lehnte der Kunsthistoriker Gerhard Pfeiffer Rüthings These ab und vermutete Herzog Wilhelm von Berg als Stifter. Ohne neue Quellen wird die Frage nach dem Stifter nicht zu lösen sein. Trotzdem ist hier festzuhalten, dass Pfeiffers These erhebliche Schwächen aufweist. Zunächst einmal wäre dann eine Stiftungsurkunde des Herzogs zu erwarten, die bei der ansonsten guten Überlieferung für das Herzogshaus zu dieser Zeit eher nicht verloren gegangen wäre. Hinzukommt, dass Wilhelms Mutter bereits einen Altar in der Marienkirche zu Ehren Marias und der heiligen Katharina gestiftet hatte.[52] Entscheidend ist aber die Situation Herzog Wilhelms zur Zeit der Stiftung. 1398 verlor der Herzog in der Schlacht am Kleverhamm gegen den Herzog von Kleve, was ihn finanziell und politisch in schwere Bedrängnis brachte, aus der er sich nie wieder erholen konnte.[53] In dieser Zeit eine teure Stiftung eines Altars im für ihn nebensächlichen Bielefeld anzunehmen, erscheint äußerst unwahrscheinlich.

51 LAV NRW W, Fürstabtei Herford – Urkunden, Nr. 481: 29.9.1392. Diese für den Hintergrund der Stiftung wichtige Urkunde ist bei Rüthing, Kollegiatstift (wie Anm. 1), nicht genutzt worden.

52 Johannes Linneborn (Hg.), Inventare der nichtstaatlichen Archive des Kreises Paderborn, Münster 1923, S. 223*/17.

53 Axel Kolodziej, Herzog Wilhelm I. von Berg (1380–1408), Neustadt a. d. Aisch 2005.

Everhard Puntrogge (um 1360–1417) – Notar in Rom, später Dekan am Stift St. Marien in Bielefeld

Der zweite in Rom nachweisbare gebürtige Bielefelder ist Everhard Puntrogge, der wie Hermann Crusing aus einer der führenden Bielefelder Familien des 14. Jahrhunderts stammt.[54] Sein Vater Ekbert Puntrogge war wie schon dessen Vater Ratsherr der Altstadt und vermutlich Kaufmann.[55] Insgesamt stellten die Puntrogge im 14. Jahrhundert vier Ratsherren, von denen wohl zwei bis zum Bürgermeister aufstiegen. 1383 wurde Everhard Puntrogge in Prag an der Fakultät für geistliches Recht immatrikuliert,[56] wo sicherlich immer noch Hermann Crusing studierte. Zusammen gingen beide dann nach Wien, wo sie im Oktober des folgenden Jahres gemeinsam immatrikuliert wurden.[57] Damals war Puntrogge bereits Kanoniker am Stift St. Marien in Bielefeld. Im Dezember 1390 war er dann in Rom als öffentlicher Notar der Paderborner Diözese Zeuge einer Urkunde Hermann von Bilevelts.[58] Ein Notarpatent erwarb man bei einem der italienischen Pfalzgrafen oder in der päpstlichen Kanzlei.[59] Auch wenn dies der einzige Nachweis für seine Anwesenheit in Rom ist, wird er wohl doch einige Jahre dort gewesen sein. Offensichtlich war er mit Hermann Crusing befreundet und mit ihm nach Rom gekommen. Erst im Jahr 1400 ist er wieder zu fassen, als er, nach Bielefeld zurückgekehrt, zweimal als Dekan des Stifts St. Marien auftritt.[60]

Wenige Jahre später legte er aus unbekannten Gründen sein Amt nieder, erstmals im Dezember 1404 wird sein Nachfolger erwähnt.[61] Er blieb jedoch dem Stift als Kanoniker verbunden.[62] Daneben war er wahrscheinlich noch

54 Zu ihm auch kurz Rüthing, Kollegiatstift (wie Anm. 1), S. 12 f., der sich mit seiner Einordnung aber schwer tut, weil er nur das Bielefelder Urkundenbuch heranzieht. Er ist leicht zu verwechseln mit seinem gleichnamigen Neffen, der 1392 bis 1418 genannt wird. Zu diesem siehe auch den Personenkatalog bei Robert Gramsch, Erfurter Juristen im Spätmittelalter. Die Karrieremuster und Tätigkeitsfelder einer gelehrten Elite des 14. und 15. Jahrhunderts, Leiden/Boston 2003.

55 BUB, Nr. 389: 15.2.1379.

56 BUB, Nr. 308.

57 Die Matrikel der Universität Wien (wie Anm. 19), S. 14, Nr. 25.

58 Bruiningk/Busch, Güterurkunden (wie Anm. **26**), S. 142: Nr. 134: Rom 23.12.1390.

59 Daniels/Schwarz, Gobelin Person (wie Anm. 2), S. 136.

60 BUB, Nr. 533: 10.2.1400, Nr. 534: 7.8.1400.

61 BUB, Nr. 364: 1.12.1400, 617: 10.3.1417.

62 BUB, Nr. 557: 23.4.1405, Nr. 585: 1.8.1409, 617: 10.3.1417; Repertorium Germanicum, Bd. 4, 10186: 27. und 29.11.1417. Rüthing ist sich bei dieser Zuordnung nicht sicher, hat allerdings hier auch das Repertorium Germanicum nicht herangezogen.

Wochenherr an der Münsterkirche in Herford.[63] Mit einem Wilhelm Preysinger stritt er um ein Kanonikat in Freising.[64] Dieser Vorgang ist nicht datiert. Seine Provision dürfte noch zu Lebzeiten und auf Vermittlung Hermann Crusings als dortiger Propst erfolgt, aber durch dessen Tod nicht mehr zur Durchsetzung gelangt sein. Im Jahr 1417 verstarb er.[65] Eine Memorie am Marienstift dürfte ihm, nicht aber seinem gleichnamigen Neffen zuzuordnen sein.[66] Sein Siegel zeigt eine für einen Geistlichen typische Gestaltung: die Gottesmutter mit dem Kind auf dem linken Arm.



Siegel von Everhard Puntrogge
(LAV NRW W, Stift St. Marien in Bielefeld, Urkunden, Nr. 221: 7.8.1400)

63 Repertorium Germanicum, Bd. 4, Nr. 04717: 8.5.1419. Bei dieser Nennung wird es sich wahrscheinlich um den älteren Everhard Puntrogge handeln: einerseits wegen der Verbindung mit Hermann Dwerg, andererseits weil für den jüngeren andere Pfründen benannt werden. Gramsch ordnet genauso zu.

64 Repertorium Germanicum, Bd. 4, 10186: 27. und 29.11.1417.

65 BUB, Nr. 617: 10.3.1417; Repertorium Germanicum, Bd. 4, Nr. 10186: 27. und 29.11.1417.

66 LAV NRW W, Stift St. Marien Bielefeld, Akten, Nr. 175, Bd. 1, Bl. 8r: 1460.

Hermann Bans (um 1365–1434) – Notar in Rom, später Pfarrer an St. Katharinen in Osnabrück

Hermann Bans stammt aus einer der ersten Neustädter Ratsfamilien, sowohl sein vermutlicher Vater als auch sein vermutlicher Großvater waren dort Ratsherren bzw. Bürgermeister.[67] Über seine Ausbildung ist nichts bekannt, er wird nicht studiert haben. Erstmals genannt wird er 1389, als er durch den Papst ein Kanonikat mit Anwartschaft auf eine Präbende an der Kirche St. Mauritius extra muros in Münster erhielt.[68] Das lässt vermuten, dass er damals schon in Rom lebte. Dort fertigte er 1391 als päpstlich beglaubigter Notar ein Urteil des päpstlichen Auditors Thomas von Walkyngton aus, in dem ein vorhergehendes Urteil Hermann von Bilevelts vom 23. Dezember 1390 enthalten war.[69] Sonst ist Bans nicht weiter in Rom nachzuweisen. Es steht zu vermuten, dass er in Diensten Hermann Crusings stand. 1398 war er bereits Pfarrer der Osnabrücker St. Katharinen-Kirche, was er bis 1434 blieb.[70] Daneben bemühte er sich mit einigem Erfolg um zahlreiche weitere Pfründen, die er allerdings teilweise nur recht kurz behielt. 1398 war er bereits Kanoniker an St. Petri in Höxter und an St. Mauritius in Münster sowie Vikar in Herford und erhielt päpstliche Provisionen auf Kanonikate an den Stiften St. Johann in Osnabrück und St. Dionys in Enger. An St. Johann konnte er sich nicht durchsetzen, wohl aber in Enger.[71] Als er 1403 nochmals versuchte, ein Kanonikat an St. Johann in Osnabrück zu erhalten, hatte er das Kanonikat in Münster und das Vikariat in Herford schon wieder abge-

67 Er wird nirgendwo als gebürtiger Bielefelder bezeichnet, sondern nur als Geistlicher der Paderborner Diözese. Siehe Bruiningk/Busch, Güterurkunden (wie Anm. 26), S. 144-156, Nr. 136: 21.7.1391. Dass er aus Bielefeld stammt, wird durch die Memorie für ihn in der Bielefelder Marienkirche (LAV NRW W, Stift St. Marien Bielefeld, Akten, Nr. 175, Bd. 1, Bl. 6v: 1460), durch seine Freundschaft mit dem gebürtigen Herforder Hermann Dwerg (siehe im Folgenden) und der passenden Familie Bans in Bielefeld belegt. Zum Vater resp. Großvater siehe BUB, im Register dort fälschlich zu einer Person zusammengezogen.

68 Repertorium Germanicum, Bd. 2, Nr. 02600: 12.11.1389.

69 Bruiningk/Busch, Güterurkunden (wie Anm. 26), S. 144-156, Nr. 136: 21.7.1391.

70 Repertorium Germanicum, Bd. 2, Nr. 03211: 29.3.1398; Diözesanarchiv Osnabrück, BAOS U2 1405 Oktober 15, BAOS U2 1405 Oktober 16, BAOS U1 1408 Oktober 18; NLA OS, Rep 13 b, Nr. 41 und 42: 6.2.1409; Diözesanarchiv Osnabrück, BAOS U2 1412 August 9; NLA OS, Rep 13 b, Nr. 43: 13.4.1416, Nr. 44: 3.10.1420; Diözesanarchiv Osnabrück, BAOS U2 1431 Juni 22; NLA OS, Rep 13 b, Nr. 46: 28.5.1433, Nr. 47: 13.4.1434.

71 Tobias Crabus, Das Johannisstift in der Osnabrücker Neustadt, Diss. Münster 2005 (Online), S. 396; Repertorium Germanicum, Bd. 2, Nr. 03211: 5.8.1399.

geben, besaß dafür aber ein Vikariat in Schildesche.[72] 1405 tauschte er sein Benefizium in Schildesche gegen das Vikariat St. Victor in Herford. Damals besaß er das Kanonikat in Enger, ein Benefizium in Schildesche und ein Vikariat in Höxter.[73] 1418 erhielt er in Rom einen vollständigen Ablass und die Berechtigung, seinen Beichtvater frei zu wählen sowie unter einem Interdikt die Messe zu hören und einen Tragaltar zu benutzen.[74] Zuletzt wird er 1434 genannt, bald danach dürfte er gestorben sein. Eine Memorie für einen Hermann Bans an der Bielefelder Marienkirche wird ihm zuzuordnen sein.[75]

Seine für einen Pfarrer in Osnabrück äußerst ungewöhnlichen und zumindest in Rom erfolgreichen Bemühungen kann man leicht verorten. Der zuvor schon erwähnte päpstliche Protonotar Hermann Dwerg hebt in seinem Testament von 1430 eine einzige Person als ihm besonders nahestehend hervor, indem er diese als seinen geliebten Freund und Bruder (*dilecto fratri et amico meo*) bezeichnet, nämlich eben Hermann Bans.[76] Er sollte eine große Schüssel (*cyphum*) im Wert von 25 Dukaten erhalten und für die Seele Dwergs beten. Diese Freundschaft rührte offenbar aus der gemeinsamen Zeit in Rom her und hielt bis zum Lebensende Dwergs an.

Eine Zwischenetappe in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts: Heinrich Renner (um 1380–um 1437/38), Notar und Familiar des Kardinals Branda Castiglione

Mit Heinrich Renner sehen wir nun einen ganz anders gearteten Lebenslauf.[77] Er wird wohl ebenso wie ein etwas später genannter Johann Renner

72 Ebd., Nr. 03211.
73 Ebd., Nr. 07676.
74 Repertorium Germanicum, Bd. 4, Nr. 05340: 18.2.1418.
75 LAV NRW W, Stift St. Marien Bielefeld, Akten, Nr. 175, Bd. 1, Bl. 6v.
76 Justina Grothe, The Kronenburse of the Faculty of Law of the University of Cologne, in: Franciscan Studies, 9:31 (1971), S. 235-299, hier S. 285.
77 Eine Kurzbiographie zu ihm findet sich bei Wilhelm Kohl, Das Bistum Münster 4,3: Das Domstift St. Paulus zu Münster (Germania Sacra N. F., Bd. 17,3), Münster 1989, S. 63 f. und bei Wolfgang Schindler, Illegitime Nachkommen der nordostwestfälischen bürgerlichen Führungsschicht im 15. und 16. Jahrhundert, in: Westfälische Zeitschrift 163 (2013), S. 221-247, hier S. 231 f. In beiden Texten wird er unzutreffend als unehelich Geborener bezeichnet. Das ist jedoch eine Vermengung mit einem späteren Gleichnamigen, vermutlich einem Sohn von ihm (genannt 1431-1461, siehe Repertorium Germanicum, Bd. 5, Nr. 03032; KAH, SAH, Urkunden der Stadt Herford, Nr. 197: 12.6.1461). Die beiden Heinrich Renner können dadurch unterschieden werden, dass der jüngere immer mit dem Hinweis auf seinen Dispens von der unehelichen Geburt genannt wird.

(gen. 1422–1445) ein Sohn des Altstädter Ratsherrn Wicbold Renner gewesen sein, dessen Familie sonst in Bielefeld nicht weiter nachweisbar ist. Heinrich Renner wird erstmals 1404 genannt, als er als Vikar am Altar St. Liborius und Maria Magdalena *sine cura* – also ohne Anwesenheitspflicht in Bielefeld – an der Bielefelder Marienkirche durch den Papst mit der Pfarrkirche in Gelsenkirchen providiert wurde. Diese Stelle hatte sich zuvor nacheinander im Besitz zweier Familiare des Kardinals Angelo Acciaioli (1340–1408) befunden, der letzte Amtsinhaber hatte resigniert. Die Vermutung liegt deshalb nahe, dass Heinrich Renner damals auch zur Familia – also dem Haushalt im weiteren Sinne – des in Rom ansässigen Kardinals gehörte. Er besaß zu diesem Zeitpunkt auch Anwartschaften auf ein Benefizium an der Kirche in Schildesche und das Dekanat des Stifts Enger.[78] Den Besitz der Pfarrkirche in Gelsenkirchen hat er wohl nicht erlangt. 1411 erhielt er ein Kanonikat am Kollegiatstift St. Patroklus in Soest, das er mit einem anderen Kleriker an der Kurie getauscht hatte. Von nun an besaß er immer zwei bis drei Pfründen, die mehrfach wechselten, sicherlich mit dem Ziel, immer bessere – und damit auch besser bezahlte – Stellen zu erlangen. Seine Tätigkeit wird 1411 nicht erkennbar.[79] Spätestens von 1417 bis 1436 stand er dann als Notar und Familiar in Diensten des Kardinals Branda (da) Castiglione, der ab 1413 päpstlicher Legat in Deutschland war und unter anderem an den Konzilen in Konstanz (1414–1418) und Basel (1431–1445) teilnahm.[80] Darf man sich die *familia* eines Kardinals nicht gerade klein vorstellen, so war der Umfang bei Renners Dienstherrn, der einen fürstlichen Lebensstil pflegte, mit 80 Familiaren besonders ausgeprägt.[81]

In diesen Jahren sammelte Heinrich Renner einige weitere Pfründen. 1417 erlangte er, nun als Kanoniker an St. Patroklus in Soest bezeichnet und unter Beibehaltung seines Altars in Bielefeld, zunächst die St. Jacobikirche

78 Repertorium Germanicum, Bd. 2, Nr. 03018: 19.1.1404. Der Name des Altars wird erst in BUB, Nr. 595: 28.9.1411 erwähnt.

79 Repertorium Germanicum, Bd. 3, Nr. 00917: 28.9.1411, Nr. 00898: 28.9.1411; BUB, Nr. 595: 28.9.1411.

80 Erste und letzte Nennung als Familiar im Repertorium Germanicum, Bd. 4, Nr. 04975: 22.11.1417 und Repertorium Germanicum, Bd. 5, Nr. 03033: 12.11.1436, dazwischen vielmals. Als ehemaliger Familiar bezeichnet im Repertorium Germanicum, Bd. 5, Nr. 06855: 26.6.1437. Zu Kardinal Branda (da) Castiglione siehe Christina Traxler, Branda da Castiglione, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 42, Nordhausen 2021, Sp. 241–244.

81 Schuchard, Die Deutschen (wie Anm. 6), S. 51.

in Münster.[82] 1421 wurde ihm vom Papst die Kirche St. Martini in Münster konferiert, er konnte sie aber nicht erlangen.[83] Zwischen 1418 und 1421 trat er seinen Altar in Bielefeld an seinen mutmaßlichen Bruder Johann ab.[84] 1421 wurde ihm ein Kanonikat am Stift St. Johann und Dionys in Herford (an dem Johann Renner Thesaurarius war) konferiert, das er auch tatsächlich erhielt.[85] Das Kanonikat in Soest vertauschte er 1421, ohne dass klar wird, welche Stelle er dafür erhielt; bis 1431 hatte er noch ein Vikariat dort.[86]
Ende 1436 oder Anfang 1437 ist er in seine Heimat zurückgekehrt, und zwar nach Herford. Am 13. Juli 1437 wurde er von den Kanonikern des Stifts St. Johann und Dionys zu ihrem Dekan gewählt.[87] Die Herforder Äbtissin bestätigte ihn aber nicht, so dass er nicht zu diesem Amt gelangen konnte.[88] Danach taucht er nicht mehr in den Urkunden des Stifts auf, vermutlich ist er bald darauf gestorben.

Die dritte Phase: Ende des 15. Jahrhunderts

Hinricus Fabri (um 1425/35–1495) – der Dekan des Bielefelder Stifts St. Marien in Rom

In der zweiten Phase, in der sich Bielefelder in Rom finden lassen, war der erste – ganz anders als die zuvor Beschriebenen – nur ein Besucher. Hinricus Fabri, damals Dekan des Stifts St. Marien in Bielefeld, trat zusammen mit dem aus Lemgo gebürtigen Wochenherrn am Herforder Münster Hinricus Bekeman am 9. Februar 1479 in Rom in die Fraternität S. Spiritus et S. Mariae in Saxia ein.[89] Diese Bruderschaft gehörte zu einem Hospiz in Rom, das die Zentrale eines Hospizordens war, der über zahlreiche Niederlassungen

82 Repertorium Germanicum, Bd. 4, Nr. 04975: 22.11.1417, 25.11.1417, 20.1.1418, 10.5.1418.
83 Ebd., Nr. 04975: 29.9.1421.
84 Ebd., Nr. 04975: 10.5.1418, 29.9.1421; Nr. 08918: 7.1.1422.
85 Ebd., Nr. 04975: 1.12.1421, 30.1.1422; LAV NRW W, Stift St. Johann und Dionys, Herford / Urkunden, Nr. 130: 15.8.1422.
86 Repertorium Germanicum, Bd. 4, Nr. 05312: 25.8.1421, 28.10.1425.
87 LAV NRW W, Stift St. Johann und Dionys, Herford / Urkunden, Nr. 143: 13.7.1437.
88 Thorsten Heese, Olaf Schirmeister, Verzeichnis der Institutionsvorständer, in: Olaf Schirmeister (Hg.), Fromme Frauen und Ordensmänner. Klöster und Stifte im heiligen Herford, Herford 2000, S. 417-420, hier S. 420.
89 Pietro Egidi (Hg.), Liber Fraternitatis S. Spiritus et S. Marie in Saxia de Urbe, in: Necrologi e libri affini della provincia Romana, Bd. 2: Necrologi della città di Roma (Fonti per la storia d'Italia, 45), Rom 1914, S. 107-446, hier S. 274.

in mehreren Ländern Europas verfügte.[90] Bekemann und Fabri werden, wie unzählige andere Gläubige aus ganz Europa, gemeinsam nach Rom gepilgert sein. Hinricus Fabri oder Smeden, der vielleicht aus Borgholzhausen stammte, ist ab 1460 als Kanoniker am Marienstift nachweisbar und wurde im Juli 1471 nach Wahl durch das Kapitel vom Bischof von Paderborn als Dekan bestätigt.[91] Möglicherweise war er schon früher einmal in Rom, denn im Februar 1469 verliehen in Rom auf seine Bittschrift hin – damals noch Kanoniker und noch nicht Dekan – fünf Kardinäle den Besuchern und Wohltätern der Bielefelder Marienkirche an bestimmten Festen einen Ablass von 100 Tagen.[92] Fabri verstarb 1495.[93]

Cord Wicht (um 1450/55–1527) – Rota-Notar und Prokurator, später Dekan des Stifts St. Johann und Dionys in Herford

Conrad(us) / Cord Wicht stammt aus einer in der Mitte des 15. Jahrhunderts prominenten Bielefelder Familie. Sein Vater hieß Hinrich Wicht, eventuell der bereits 1432 genannte Freischöffe am Freigericht in Schildesche, seine Mutter Margarete stammte aus der Neustädter Bürgermeisterfamilie Hackensmed.[94] Ein Johann Wicht, vielleicht ein Onkel Cords, war Kaufmann

90 Esch, Rom (wie Anm. 4), S. 141; Andreas Rehberg, Die fratres von jenseits der Alpen im römischen Hospital S. Spirito in Sassia. Mit einem Ausblick auf die Attraktivität Roms für den europäischen Ordensklerus im Spätmittelalter, in: Uwe Israel (Hg.), Vita communis und ethnische Vielfalt. Multinational zusammengesetzte Klöster im Mittelalter, Akten des Internationalen Studientags vom 26. Januar 2005 im Deutschen Historischen Institut in Rom, Vita regularis. Abhandlungen, 29, Berlin 2006, S. 97-155.

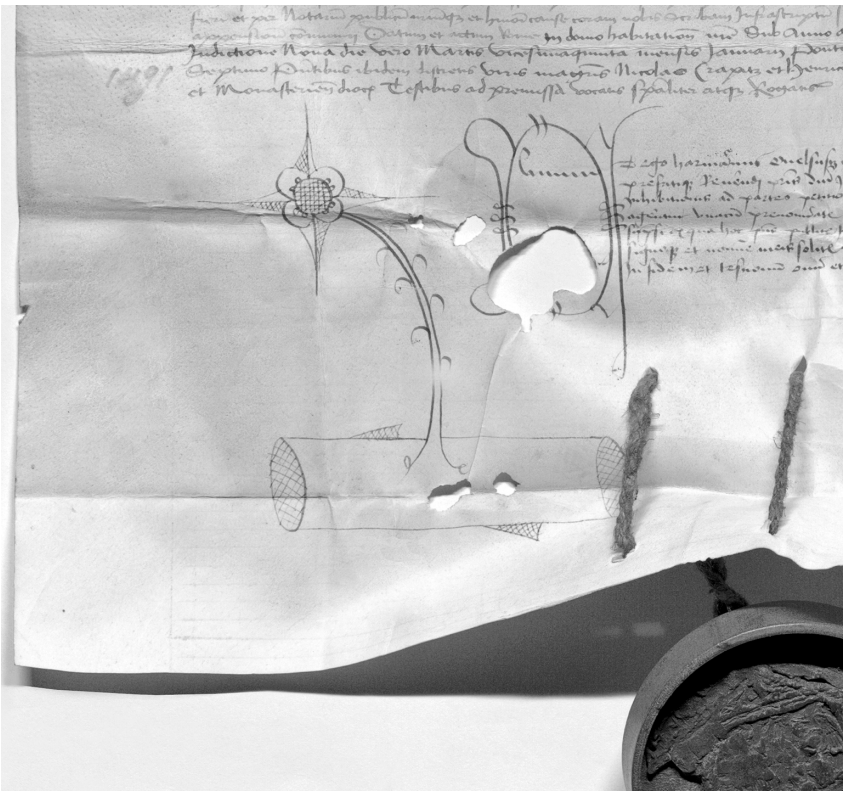
91 LAV NRW W, Stift St. Marien Bielefeld, Akten, Nr. 175, Bd. 1, Bl. 3v: 1460, Bd. 2, Bl. 15r: 1461, Bd. 3, Bl. 29r: 1462, Bd. 4, Bl. 39r: 1463, Bd. 5, Bl. 51v: 1464, Bd. 6, Bl. 64v: 1465, Bd. 7, Bl. 79v: 1466, Bd. 9, Bl. 105v: 1468; BUB, Nr. 929: 13.7.1471. Eine Familie Fabri/Smed(en) lässt sich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Bielefeld nicht nachweisen. Die Familie Smed(en) in Borgholzhausen stellte zwischen 1440 und 1495 zweimal den Richter des Weichbilds. Aus dieser Familie stammen am Anfang des 16. Jahrhunderts auch zwei Geistliche, einer davon, Michael Fabri / Smedes, ist zwischen 1511 und 1524 als Vikar am Marienstift bezeugt.

92 BUB, Nr. 919: 23.2.1469.

93 Er wird im November 1495 als verstorben bezeichnet (BUB, Nr. 1174: 10.11.1495), bezog 1494 aber noch seine vollen Bezüge als Dekan (LAV NRW W, Stift St. Marien Bielefeld, Akten, Nr. 175, Bd. 11, Bl. 118v).

94 Ein Hinrich Wicht wird 1432 bis 1460 genannt (BUB), wobei es unklar bleibt, ob es sich um eine oder mehrere Personen gehandelt hat. Als Cord Wicht 1490 Dekan des Herforder Stifts St. Johann und Dionys wurde, folgte er seinem Onkel Johannes Hackensmet nach (KAH, StH, Akten A1.035, Präbenden des Stifts St. Johann und Dionys in Herford, von Jost Hermann Mentze, 1760, Bl. 1v; StA Bielefeld, Bestand 300,5/Handschriften, gebunden, Nr.

und Ratsherr in der Bielefelder Altstadt.[95] Eine universitäre Ausbildung Cord Wichts lässt sich nicht belegen. Seine selten zu findende Bezeichnung als Magister wird nur mit seiner Tätigkeit als Notar zusammenhängen.[96]



Notariatssignet von Cord Wicht vom 13. April 1482
(StA Amberg, Kloster Waldsassen Urkunden, Nr. 828)

75, S. 90). Hackensmets Herkunft aus Bielefeld ergibt sich aus seinen Immatrikulationen (BUB). Zur Mutter Cord Wichts siehe auch im Folgenden.

95 BUB; STA Bremen, 1-R - (1460-1462), 1-R - 1461 Dezember 14, 1-R - 1462 Januar 27, 1-R - 1462 März 12. (1) und (2), 1-R - 1462 Juli 2.

96 Franz Darpe, Einkünfte- und Lehnsregister der Fürstabtei Herford, Münster 1892 (Codex Traditionum Westfalicarum, Bd. IV), S. 283: 1495; LAV NRW W, Stift Schildesche, Urkunden, Nr. 169: 8.8.1504.

Zwischen 1480 und 1482 trat er in die römische Anima-Bruderschaft ein,[97] was vermuten lässt, dass er damals schon jahrelang in Rom lebte. 1482 war er Rota-Notar in Diensten des Auditors und Bischofs von Nucera Johannes de Ceretanis.[98] Wohl schon zuvor war er Substitut eines Rota-Notars bei demselben Auditor.[99] Sein Notariatssignet findet sich auf einer von ihm am 3. April 1482 in Rom ausgestellten Urkunde. Dasselbe Signet findet sich auf einer 1488 von ihm in Herford geschriebenen Urkunde.[100]

Im Juli 1484 ist er letztmals in Rom nachweisbar, und zwar als Prokurator.[101] Seine Anwesenheit in Rom nutzte er, um seiner Mutter die Erlaubnis zu verschaffen, dass sie im Falle der Verhängung eines Interdikts mit vier Personen Messen und Gottesdienste hören und, wenn sie während des Interdikts versterben sollte, kirchlich bestattet werden dürfe.[102] Noch in Rom erhielt er eine Provision auf die Pfarre des Kirchspiels auf dem Berge vor Herford, was ihn 27 rheinische Gulden kostete.[103] Wann er die Stelle erlangte, ist unbekannt, erstmals als Pfarrer wird er 1492 genannt.[104] Spätestens Anfang 1486 war er zurück in Deutschland, als er als einer der drei Wochenherren am Stift Schildesche sowie als Kanoniker am Busdorfstift in Paderborn nachweisbar ist.[105] Zugleich war er als Notar tätig. Im Mai 1490 hatte er noch sein Amt in Schildesche inne,[106] bald darauf resignierte er es. 1490

97 Egidi, Liber Fraternitatis (wie Anm. 87), S. 63.

98 StA Amberg, Kloster Waldsassen, Urkunden, Nr. 828: 3.4.1482. Zu Johannes de Ceretanis siehe Kirsi Salonen, Papal Justice in the Late Middle Ages. The Sacra Romana Rota (Church, Faith and Culture in the Medieval West), London/New York 2016.

99 Hermann Hoberg, Die Protokollbücher der Rotanotare von 1464 bis 1517, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abt. 39 (1953), S. 175-227, hier S. 194: zwischen 10.3.1479 und 26.7.1483.

100 Urkunde im KAH, StH, Regest in Wolfgang Leesch, Das Fraterhaus zu Herford, Teil 1, Münster 1974, S. 94, Pr. 73: 5.11.1488.

101 Nikolaus Hilling, Römische Rotaprozesse aus den sächsischen Bistümern von 1464 bis 1513, in: Archiv für katholisches Kirchenrecht 95 (1915), S. 33-77, 201-265, 389-421, 579-611; 96 (1916), S. 3-27, 193-202, 384-407, hier Jg. 1915, S. 584-587.

102 Ludwig Schmugge (Bearb.), Repertorium Poenitentiariae Germanicum, Bd. 6, Tübingen 2005, S. 430, Nr. 3278: 25.5.1482. Seine Mutter wird dabei als „Margaretha relicta quondam Henrici Wichtes Paderburn." bezeichnet, also ohne Ortsangabe Bielefeld. Sie wird noch 1495 zusammen mit ihrem Sohn genannt (LAV NRW W, Stift Schildesche, Urkunden, Nr. 166: 16.3.1495). Durch diese zweite Nennung sowie die Anwesenheit Cord Wichts 1482 in Rom ist ihre Identität gesichert.

103 Hilling, Rotaprozesse (wie Anm. 99), S. 584 f.

104 LAV NRW W, Stift auf dem Berge Herford, Urkunden, Nr. 133: 11.7.1492.

105 Joseph Prinz, Die Urkunden des Stifts Busdorf in Paderborn, 2. Lfg., Paderborn 1984, Nr. 1147: 11.3.1486; LAV NRW W, Msc. VII, Nr. 3316, Bl. 4v, 12v: 1486.

106 LAV NRW W, Stift Schildesche, Urkunden, Nr. 164 a: 29.5.1490.

wurde er nach Resignation seines Onkels Johannes Hackensmet Kanoniker am Stift St. Johann und Dionys in Herford und folgte ihm auch als Dekan nach.[107] Später war er zugleich Dekan des Herforder Kalands.[108] Im Oktober 1526 verzichtete er zugunsten Hermann Stakelbecks auf die Pfarrkirche auf dem Berge.[109] Am 21. Januar 1527 ist er verstorben.[110]

Etliche Transaktionen belegen Cord Wichts sehr guten Vermögensverhältnisse. 1495 kaufte er in Herford in der „Lüttikenstrate" hinter dem Kirchhof ein Haus.[111] 1497 erwarb er von den Brüdern Herbort und Hermann Smakepeper ein von der Fürstabtei Herford zu Lehen gehendes halbes Salzwerk in Salzuflen.[112] Im folgenden Jahr wird die Ablösung eines von ihm vergebenen Kapitals berichtet.[113] 1504 kaufte er einen Garten vor Herford.[114] 1506 erwarb er von Hermann Smakepeper neun der Fürstabtei Herford lehnsrührige Höfe in Nevigershagen im Kirchspiel Heepen, verkaufte sie aber bereits ein Jahr später weiter.[115]

Hermann Ovelsust (um 1448–1508) – Rota-Notar, Prokurator, apostolischer Skriptor und Sekretär

Mit Hermann Ovelsust kommen wir jetzt zu dem einzigen Bielefelder Kleriker, der dauerhaft in Rom blieb. Er wurde vermutlich 1448 in Bielefeld geboren.[116] Seine Familie ist dort kaum nachzuweisen. Nur 1375 ist ein Johannes Ovelzusten zu finden, der vermutlich in landesherrlichen Diensten auf der Sparrenburg stand.[117] Ein Bernardus Ovelsust wurde im Oktober 1435 in Rostock immatrikuliert, allerdings ohne Herkunftsangabe.[118] Ob er der Bielefelder Familie angehörte, muss offen bleiben. Hermann Ovelsust wurde

107 KAH, StH, Akten A1.035, Präbenden des Stifts St. Johann und Dionys in Herford, von Jost Hermann Mentze, 1760, Bl. 1v, 35v.
108 KAH, StH, Urkunden der Stadt Herford ab dem 13. Jh., Nr. 282: 18.9.1507, Nr. 285: 21.10.1508.
109 LAV NRW W, Fürstabtei Herford, Landesarchiv, Akten, Nr. 414, Bl. 5: 10.1526.
110 StA Bielefeld, Bestand 300,5/Handschriften, gebunden, Nr. 75, S. 90.
111 LAV NRW W, Stift St. Johann und Dionys Herford, Urkunden, Nr. 232 – a: 29.11.1495.
112 Darpe, Einkünfte- und Lehnsregister (wie Anm. 96), S. 289: 1497.
113 Prinz, Busdorf (wie Anm. 103), Nr. 1277: 24.7.1498.
114 LAV NRW W, Stift Schildesche, Urkunden, Nr. 169: 8.8.1504.
115 Darpe, Einkünfte- und Lehnsregister (wie Anm. 96), S. 303 f.
116 Das sich aus der Grabinschrift (siehe später) ergebende Geburtsdatum 1438 ist offensichtlich unzutreffend. Er wäre dann bei seiner Immatrikulation schon 28 Jahre alt gewesen und hätte bis in sein 35. Lebensjahr studiert. Er wird zehn Jahre jünger gewesen sein.
117 BUB, Nr. 365: 23.10.1375.
118 BUB, Nr. 643.

am 10. Oktober 1466 in Rostock immatrikuliert und im folgenden Jahr zum Baccalaureus promoviert. Im Wintersemester 1472/73 erwarb er den Titel eines Magister artium.[119] Von 1473 bis 1475 war er Rektor an der Stadtschule in Hannover.[120] Im März 1479 erhielt er einen päpstlichen Dispens von dem Makel, von einem Ledigen und einer Ledigen geboren worden zu sein.[121] Üblicherweise waren solche Dispense mit dem Erwerb eines geistlichen Amts verknüpft, in diesem Falle ist aber nichts dergleichen erkennbar. Vermutlich befand er sich damals bereits in Rom. Erst ab März 1482 ist er dann in Rom nachzuweisen.[122] Dort wird er gelegentlich auch unter den Namen Quellfuss, Ovelsuster, Ovelfust oder Ovelstist geführt.

Ab 1482 war Hermann Ovelsust bis mindestens 1505 als Prokurator tätig.[123] Als Rota-Notar ist er ab 1484 bis zu seinem Tod nachzuweisen.[124] Wie Cord Wicht war er dem Auditor Johannes de Ceretanis zugeordnet.[125] Wohl eher kurzzeitig versah er dieses Amt zusammen mit Cord Wicht. Beide waren ungefähr gleichaltrig und müssen sich schon vor ihrer Zeit in Rom gekannt haben. Sowohl vom Ausbildungsgang als auch vom familiären Hintergrund her unterschieden sie sich aber deutlich. Ob hier eine Freundschaft oder nähere Bekanntschaft noch aus Bielefelder Zeiten bestand, ist schwer zu sagen. Mit seinem Abschluss als Magister war Ovelsust unter den deutschen Rota-Notaren zwischen 1471 und 1527 relativ hoch qualifiziert: Wenig mehr als ein Drittel lassen sich als Studenten nachweisen, gut ein Zehntel

119 Matrikel Rostock unter http://matrikel.uni-rostock.de/id/100005578.

120 Franz Bertram, Geschichte des Ratsgymnasiums (vormals Lyceum) zu Hannover, Hannover 1915, S. 493.

121 Schmugge, Repertorium (wie Anm. 100), Nr. 5098: 19.3.1479. Dabei wird er als „Hermannus Ovelsen mag. art. scol. Paderburn. dioc." bezeichnet.

122 Hilling, Rotaprozesse (wie Anm. 99), S. 4-7 Nr. 5: 8.3.1482-8.6.1483.

123 Hilling, Rotaprozesse (wie Anm. 99), Jg. 1915, S. 406-407, Nr. 26: 7.1.1502-31.3.1502, S. 590-591 Nr. 17, 1.7.1495-16.2.1497, S. 592-593, Nr. 19: 31.5.1497-7.8., S. 592-595, Nr. 21: 11.4.1499-14.8.1499; Jg. 1916, S. 4-7, Nr. 5: 8.3.1482-8.6.1483, S. 6-7, Nr. 7: 16.2.1485-15.2.1485, S. 8-11, Nr. 10: 5.5.1487, S. 12-13, Nr. 14: 15.7.1494-26.4.1496, S. 16-17, Nr. 23: 9.10.1500-17.12.1501, S. 18-19, Nr. 25: 3.8.1501-9.8.1501, S. 18-19, Nr. 26: 16.3.1502, S. 20-21, Nr. 29: 17.3.1505, S. 20-21, Nr. 31: 7.11.1505-5.7.1506; NLA HA Celle Or. 100 Bardowick, Nr. 521: 22.12.1491.

124 Frenz, Kanzlei (wie Anm. 6), Nr. 927; Walther Alfons Claudius von Hofmann, Forschungen zur Geschichte der kurialen Behörden vom Schisma bis zur Reformation, Bd. 2: Quellen, Listen und Exkurse, Rom 1914, S. 183; Hilling, Rotaprozesse (wie Anm. 99), Jg. 1915, S. S. 584-585: Nr. 7: 17.5.1484-11.7.1484.

125 Christiane Schuchard, Die Rota-Notare aus den Diözesen des deutschen Sprachraums 1471-1527. Ein biographisches Verzeichnis, in: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 93 (2013), S. 104-210, hier S. 158 f.

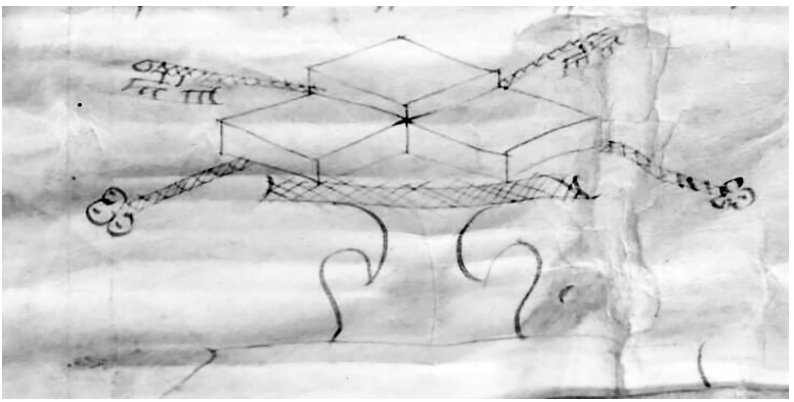
waren graduierte Juristen, ein knappes Zehntel graduierte Artisten, i.d.R. Magister.[126] 1492 besaß er ein eigenes Haus in Rom.[127] Innerhalb des Kollegiums der Rota-Notare war er sehr angesehen. Zu Beginn des Geschäftsjahres der Rota wurden deren Konstitutionen vor dem versammelten Personal der Rota verlesen. Das Vorlesen der Konstitutionen galt als besondere Ehre, im Oktober 1491 kam Ovelsust diese zuteil.[128] In den Jahren nach 1500 wurde Ovelsust gelegentlich durch den Papst als Richter beauftragt. So hob er im Januar 1504 ein Interdikt über die Stadt Hamburg auf.[129] 1506 ersuchte er als beauftragter päpstlicher Richter und Exekutor unter Inserierung der Bulle Papst Julius' II. vom 1. März 1505 das Lübecker Domkapitel, den Havelberger Kleriker Mathias Schele zum Genuss seiner Pfründe zuzulassen.[130] Diese Aufträge hingen mit seinen deutschen Pfründen zusammen; Dekane oder Pröpste von Kollegiatstiften erhielten öfter derartige Aufträge.

Am 27. August 1504 wurde Ovelsust zum apostolischen Skriptor ernannt.[131] Die Skriptoren gehörten zur päpstlichen Kanzlei, ihre einzige Aufgabe war die Reinschrift der päpstlichen Bleisiegelurkunden. Dieses Amt war käuflich, die Kaufsumme war mit ungefähr 2.500 Dukaten erheblich.[132] Damit gehörte er in der päpstlichen Kanzlei zu einer der prominentesten und auch teuersten Gruppe, dem Kollegium der Skriptoren. Möglicherweise rückte er einige Jahre später in der Kanzlei noch einmal eine Stufe zum Sekretär auf. Dabei wird es sich wohl eher um eine Ernennung ehrenhalber gehandelt haben.[133]

Als Pfründensammler war Ovelsust überaus erfolgreich. Sein erster bekannter Versuch, eine Pfründe zu erhalten, scheiterte noch. 1483/84 prozessierte er in Rom – letztlich erfolglos – gegen Heinrich Sorp um die Pfarre in Dornberg, die diesem am 31. Oktober 1482 von der Herforder Äbtissin

126 Schuchard, Rota-Notare (wie Anm. 124), S. 121.
127 Joseph Schlecht, Deutsche Berichte aus Rom 1492 und 1504, in: Franz Xaver Seppelt (Hg.), Kirchengeschichtliche Festgabe Anton de Waal 1912 dargebracht, Freiburg/Br. 1913 (Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte, Supplementheft 20), S. 251–269, hier S. 252-256.
128 Salonen, Papal Justice (wie Anm. 96), S. 60 ff.
129 Schuchard, Rota-Notare (wie Anm. 124), S. 158 f.
130 StA Lübeck, Stift und Bistum Lübeck (Episcopalia) – Episcopalia, Nr. 161b: 14.8.1506.
131 von Hofmann, Forschungen (wie Anm. 122), S. 183.
132 Frenz, Kanzlei (wie Anm. 6), S. 210-212.
133 Ebd., S. 220-223, 346 Nr. 927. Dafür spricht, dass die Zahl der tatsächlich tätigen Sekretäre sehr klein war und er in seiner Grabinschrift als Scriptor, nicht aber als Sekretär bezeichnet wird.

übertragen worden war.[134] 1489 wurde er Kanoniker und zugleich Propst des Kollegiatstifts St. Johann und Dionys Herford, diese Stellen resignierte er in seinem Todesjahr 1508.[135] Ab 1490 waren die beiden einflussreichsten Ämter dieses Stifts, die des Dekans und Propstes, also an Cord Wicht und Hermann Ovelsust vergeben. Da Wicht die Stelle aber von seinem Onkel übernahm, ist hier kein wesentlicher Einfluss Ovelsusts zu erwarten.



Notariatssignet von Hermann Ovelsust vom 25. Januar 1491 (Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Pfalz-Neuburg Urkunden Chronologische Reihe, 1491 I 25)

Kaiser Maximilian I. sprach am 23. Januar 1490 eine *Preces primariae* (Erste Bitte) auf eine Vikarie in Hannover für Hermann Ovelsust aus.[136] Die Erste Bitte stand den Kaisern zu, womit sie das Recht besaßen, die jeweils erste während ihrer Regierungszeit freiwerdende Präbende an einem Stift im Reich zu besetzen. Nicht immer kamen die Stifte der Bitte des Kaisers

134 Hilling, Rotaprozesse (wie Anm. 99), Jg. 1915, S. S. 584-585 Nr. 6: 8.10.1483-5.4.1484. Heinrich Sorp ist 1482 bis 1508 als Pfarrer in Dornberg nachweisbar (LAV NRW W, Fürstabtei Herford, Landesarchiv, Urkunden, Nr. 1048 und 1049: 31.10.1482; KAH, StH, Urkunden der Stadt Herford, Nr. 274: 23.11.1497; BUB, Nr. 1298: 5.8.1508).

135 KAH, SAH, Akten A1.035, Bl. 1v, 2r, 37v; LAV NRW W, Süsternhaus Herford, ohne Nr.: 21.1.1499; Wolfgang Leesch, Das Fraterhaus zu Herford, Teil 1, Münster 1974, S. 100: 26.1.1499; LAV NRW W, Stift St. Johann und Dionys, Herford, Urkunden, Nr. 247 a: 27.7.1501.

136 Leo Santifaller, Die Preces primariae Maximilians I. Auf Grund der maximilianischen Registerbücher des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchives, in: Leo Santifaller (Hg.), Festschrift zur Feier des zweihundertjährigen Bestandes des Haus-, Hof- und Staatsarchivs (Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs – Ergänzungsband 2/1), Wien 1949, S. 578–661, hier S. 600 f.

nach, hier war sie jedoch erfolgreich. Ovelsust hat die Vikarie am Altar Trium regum in der Kreuzkirche vermutlich bis zu seinem Tode besessen.[137] Ende 1490 tauschte er als Inhaber der Vikarie des St. Johannisaltars in Berge (heute zur Samtgemeinde Fürstenau gehörig) diese Pfründe mit Wilhelm Hober, einem Kanoniker von St. Sylvester in Quakenbrück.[138] Zwischen 1494 und 1498 wurde er Propst des Kollegiatstifts St. Bonifatius in Hameln, was er wohl bis zu seinem Tod blieb.[139] Mindestens von 1499 bis 1504 war er auch Dekan des Kollegiatstifts St. Martini in Minden.[140] Von Oktober 1498 bis Februar 1499 hielt er sich in Herford, Minden und Hameln auf. In diesem Zeitraum nahm er in zahlreichen Urkunden die Belange seiner drei Stifter wahr, wobei er in Herford zusammen mit dem ehemaligen „Römer" Cord Wicht als Dekan des Stifts St. Johann und Dionys tätig war.[141] 1495 prozessierte er in Rom gegen Bernardus Byderawe um die Pfarrkirche in Osen, wohl als Ohsen bei Hameln zu identifizieren.[142] Dass Ovelsust zeitweise parallel Propst resp. Dekan an drei großen Stiften war, ist äußerst ungewöhnlich, er zählte damit zu den erfolgreichsten Pfründensammlern unter den Rota-Notaren.[143] Propsteien waren einerseits sehr einträglich, andererseits war mit ihnen keine Residenzpflicht verbunden. Erst sehr spät, am 24. November 1499, trat Ovelsust in die Anima-Bruderschaft in Rom ein, deren Provisor er 1507 war.[144] Er starb am 22. August 1508. Der St. Anima-Kirche, in der er begraben wurde, vermachte er „50 Golddukaten, davon sollten 20 für das Bettzeug bedürftiger Pilger und 30 für andere fromme Zwecke in Kirche und Hospiz verwendet werden; zudem hinterließ er sechs Betten und zehn Bücher".[145]

137 StA Hannover, 1.AA.1.01, Nr. 1439: 04.05.1514-04.05.1514.

138 NLA OS, Dep 14 a, Nr. 289: 14.12.1490.

139 NLA HA, Cal. Or. 100 Hameln St. Bonifatius, Nr. 503: 21.10.1498, Nr. 504: 29.10.1498, Nr. 509: 28.12.1498; Archiv für Geschichte und Verfassung des Fürstenthums Lüneburg, Bd. 4, 3. Abt., Celle 1859, S. 411 f.: Samstag nach Martini 1498; StA Hameln, Urkunden, Nr. 388: 12.1.1504; StA Lübeck, Stift und Bistum Lübeck (Episcopalia) – Episcopalia, Nr. 161b: 14.8.1506; NLA HA, Cal. Or. 100 Hameln St. Bonifatius, Nr. 522: 29.10.1507.

140 Brigitte Flug (Bearb.), Urkundenbuch des Klosters Wittenburg, Hildesheim 1990, Nr. 175: 7.2.1499; Hans Nordsiek, Studien zur Geschichte des Kollegiatstifts St. Martini Minden, in: Ratskirche St. Martini Minden, S. 9-132, hier S. 56: 1504.

141 Siehe die Urkunden zwischen dem 21.10.1498 und dem 7.2.1499 in den vorhergehenden Fußnoten.

142 Hilling, Rotaprozesse (wie Anm. 99), S. 12-13: Nr. 15: 25.2.1495-11.4.1495.

143 Schuchard, Rota-Notare (wie Anm. 124), S. 123.

144 Egidi, Liber Fraternitatis (wie Anm. 87), S. 68; Schuchard, Rota-Notare (wie Anm. 124), S. 158 f.

145 DIO 3, Santa Maria dell'Anima, Rom, Nr. 54† (Eberhard J. Nikitsch), in: www.inschriften.net, urn:nbn:de:0238-dio003r001k0005401.

Die – verschollene – Grabplatte zeigte folgende Inschrift:[146]

> HERMANNVS OVELSVSTZ / GERMANVS WESTPHALVS / SCRIPTOR APOST(OLICVS) MVLTIS / CVRIAE PONTIFICIAE / MAGISTRATIB(VS) EGREGIE / FVNCTVS SACERDOTIISQ(VE) / IN PATRIA HONORIFICENTISS(IMVS) PRAEPOSITVS VTROBI(QVE) / SVMMAM MODESTIAE / FIDEI RELIGIONIS FAMAM / ADEPTVS HEIC SITVS EST // VIX(IT) ANN(OS) LXX / ESSE DESIIT ANTE XII / KA(LEN)D(AS) SEPT(EMBRIS) MDVIII

Übersetzung:

> Hermann Ovelsust aus Westfalen in Deutschland, apostolischer Skriptor, der viele päpstliche Hofämter hervorragend ausübte, den ehrenvollsten Priesterwürden in der Heimat vorstand und überall den Ruf größter Bescheidenheit, Treue und Religiosität erworben hatte, liegt hier (begraben). Er lebte siebzig Jahre und beschloss sein Dasein am 12. Tag vor den Kalenden des Septembers (21. August) 1508.

Ovelsust war der einzige der aus Bielefeld gebürtigen Kleriker in Rom, der nicht in seine Heimat zurückkehrte. Das ist kaum erstaunlich, denn er war recht erfolgreich in Rom und durch seinen großen Pfründenbesitz gut versorgt – was vermuten lässt, dass kaum einer in Rom von seiner unehelichen Geburt gewusst haben wird.

Johannes Cock (Kock, Coch) (um 1455–(1522)), Rota-Notar und Prokurator in Rom, Vikar in Bielefeld, Kanoniker am Stift St. Marien

Der letzte Bielefelder „Römer“ war Johannes Cock (Kock, Coch).[147] Er stammte aus einer Familie, die sich damals im Aufstieg befand. Sein Vater Hermann tritt nicht weiter hervor, sein Großvater mütterlicherseits wird der sehr vermögende Bürgermeister Johann von dem Rede gewesen sein. Sein Bruder Gerhard wurde spätestens 1484 als Rentmeister zum Sparrenberg

146 Ebd.

147 Bei Schuchard, Rota-Notare (wie Anm. 124), S. 162 und 164, wird er zweifach verzeichnet als „Johannes Bock(e) [= Cork?]“ und „Johannes Cork“, jeweils als Kleriker der Paderborner Diözese, obwohl die Quellen ihn in aller Regel „Cock“ nennen.

zum ranghöchsten nicht-adeligen landesherrlichen Amtsträger der Grafschaft ernannt, bei seinem Tode war er vermutlich der zweitreichste Bielefelder.[148] Zwei Brüder gelangten in den Altstädter Rat. Im Mai 1474 wurde Johannes Cock in Rostock immatrikuliert. Einmal wird er später auch mit dem Magistertitel genannt, das wird aber wie bei Cord Wicht auf seine Tätigkeit als Notar zurückzuführen sein.[149] 1487/88 befand er sich vermutlich in Rom, als er als Paderborner Kleriker als Zeuge in einem Prozess an der Rota genannt wird.[150] Im April 1489 bat Johann Nagel, Amtmann der Ämter Sparrenberg und Ravensberg, seinen Landesherrn, Herzog Wilhelm von Jülich-Berg, dem Johannes, Bruder des Rentmeisters zum Sparrenberg Gerhardus Kock, gemäß seinem früheren Versprechen die Anwartschaft auf die nächste freiwerdende Präbende am Marienstift zu verleihen. Er bat um Ausfertigung einer formellen Befehlsurkunde, die der Bewerber bei nächster Gelegenheit Dechant und Kapitel vorlegen könne.[151] Ob der Herzog dieser Bitte nachgekommen ist, ist unbekannt, zumindest gelangte über lange Zeit kein Johannes Cock in das Kapitel. Spätestens im November 1489 war Johannes Cock in Rom, als er – wohl erfolglos - an der Rota einen Prozess um die Pfarre in Freren (Landkreis Lingen, damals zur Grafschaft Tecklenburg gehörig) führte.[152] Als Prokurator an der Rota ist er 1491 bis 1494 nachzuweisen.[153] 1492 war er Substitut eines Rota-Notars.[154] Als Zeuge trat dabei Hermann Ovelsust auf, weitere Zusammenhänge der beiden sind nicht erkennbar. Viele Rota-Notare übten ihr Amt nicht persönlich aus, sondern ließen sich von Substituten vertreten.[155] Anfang Februar 1494 trat Cock in die Anima-Bru-

148 Zu seinem Bruder Gerhard und der angenommenen Abstammung von dem Bürgermeister Johann von dem Rede siehe Wolfgang Schindler, Zwischen Stadt und Land. Der Brodhagen und seine Besitzer vom Mittelalter bis zur Frühen Neuzeit, in: Bärbel Sunderbrink (Hg.), Der Schloßhof. Gutshof Gasthaus Jüdisches Lager, Bielefeld 2012, S. 14-37, hier S. 21 ff.

149 Hilling, Rotaprozesse (wie Anm. 99), Jg. 1916, S. 12 f.: 15.7.1494.

150 Hilling, Rotaprozesse (wie Anm. 99), Jg. 1915, S. 394-395.

151 BUB, Nr. 1052: 24.4.1489.

152 Hilling, Rotaprozesse (wie Anm. 99), Jg. 1915, S. 396-397: 18.11.1489-4.4.1492. Pfarrer zu Frederen war 1493 ein Everwyn (LAV NRW W, Kloster Bentlage, Urkunden, Nr. 135: 5.10.1493).

153 Hilling, Rotaprozesse (wie Anm. 99), Jg. 1915, S. 588-589: 19.12.1491-10.3.1494, Jg. 1916, S. 12-13: 15.7.1494.

154 Hermann Wäschke (Hg.), Regesten der Urkunden des Herzoglichen Haus- und Staatsarchivs zu Zerbst aus den Jahren 1401 bis 1500, Dessau 1906-1909, S. 553, Nr. 1214: 28.5.1492 (als Johannes Bock); Hermann Hoberg, Die Protokollbücher (wie Anm. 97), S. 200: 22.8.1492.

155 Christiane Schuchard, Zu den Rotanotaren im 15. und frühen 16. Jahrhundert, in: Armand Jamme, Olivier Poncet (Hg.), Offices et papauté (XIVe-XVIIe siècle): Charges, hommes, de-

derschaft ein.[156] 1495 ist er zuletzt in Rom nachzuweisen.[157]



Altar der Altstädter Kirche (um 1900)
(Stadarchiv Bielefeld)

Erst 1502 lässt sich wieder ein Bielefelder Kleriker Johann Cock nachweisen. Ob er mit dem „Römer“ identisch ist, ist nicht eindeutig nachzuweisen, aber sehr wahrscheinlich.[158] In diesem Jahr bestätigte Herzog Wilhelm von

stins, Rom 2005 [Online], S. 805-821.

156 Egidi, Liber Fraternitatis (wie Anm. 87), S. 66: 2.2.1494.

157 Schuchard, Rota-Notare (wie Anm. 124), S. 162.

158 Für eine Identität spricht, dass sich die verschiedenen Nennungen gut zusammenfügen

Jülich-Berg die Stiftung von zwei Vikarien am Andreasaltar der Altstädter Kirche in Bielefeld, St. Anna und St. Trinitatis gewidmet, durch die Testamentsvollstrecker der verstorbenen Geistlichen Conrad Levolt und Johann Weldigen.[159] Das Besetzungsrecht für die St. Trinitatis-Vikarie fiel an die Brüder Gerhard, Hermann und Johann Kock. Der von ihnen eingesetzte Vikar Johann Kock[160] wird ihr bereits 1489 genannter geistlicher Bruder sein. Ab 1513 war er dann zugleich Kanoniker am Neustädter St. Marien-Stift. Letztmals wird er in den Listen der Kanoniker 1522 aufgeführt, in diesem oder dem folgenden Jahr wird er gestorben sein.[161]

Johann Kock war mit großer Wahrscheinlichkeit ein Mitstifter des kunstgeschichtlich bemerkenswerten sogenannten Antwerpener Altars in der Altstädter Kirche. Harald Propach hat überzeugend nachgewiesen, dass der Altar von zwei Geistlichen gestiftet und 1524 fertiggestellt wurde.[162] Er vermutet die beiden zuvor genannten Conrad Levolt und Johann Weldigen, die Stifter der Vikarien St. Anna und St. Trinitatis, als Stifter des Altars, da sie neben dem Altstädter Pfarrer die einzigen beiden Geistlichen der Altstädter Kirche waren. Jedoch lag ihm die Stiftungsurkunde nicht vor, aus der hervor geht, dass beide 1502 bereits verstorben waren. Als Vikare der beiden sogenannten Frühmesslehen St. Trinitatis und St. Anna wurden 1502 Johann Kock und ein anderer Johannes Weldigen eingesetzt. Dieser zweite Johannes Weldigen war Pfarrer in Groß Munzel (heute Stadtteil von Barsinghausen bei Hannover), wo er wohl auch amtierte.[163] Er lebte noch 1531. Da-

und kein Hinweis vorliegt, wonach es sich um zwei Personen handelt. Irritierend ist jedoch, dass Johannes Kock trotz seiner familiären Beziehungen und des grundsätzlich karriere-fördernden Aufenthalts in Rom erst sehr spät in das Marienkapitel gelangte.

159 Fehlerhafte Abschriften der Urkunde vom 3.4.1502 in StA Bielefeld, Bestand 100,2/Ältere Akten, Nr. 1785, ohne Paginierung, Abschrift von 1693 durch Franz Adolph Velhage, und Johann Christoph Engelbrecht, Historie von Bielefeld, Msc. 1730, StA Bielefeld, Bestand 300,5/Handschriften, gebundene, Nr. 74, S. 537-547.

160 BUB, Nr. 1251: 20.12.1502.

161 LAV NRW W, Stift St. Marien Bielefeld, Akten, Nr. 175, Bd. 22 Bl. 27v: 1513, Bd. 30 Bl. 2v: 1522; BUB, Nr. 1380: 13.2.1515, Nr. 1425: 26.3.1518; LAV NRW W, Stift St. Marien Bielefeld, Urkunden, Nr. 537: 16.11.1520.

162 Das ist die Quintessenz aus Harald Propach, Der Antwerpener Altar in der Altstädter Nicolaikirche Bielefeld. Stifter und Inschriften, Bielefeld 2020.

163 Erstmals erwähnt in der Stiftungsurkunde (Fußnote 157), ferner in BUB, Nr. 1251: 20.12.1502, Nr. 1374: 6.11.1514; Lothar Broese (Hg.), 700 Jahre St. Michaeliskirche zu Gross Munzel, Burgdorf 1954, S. 39; NLA Hannover, Cal. Br. 1, Nr. 390 a, Bl. 24r-25v: Düsseldorf 8.8.1595; NLA Hannover, Cal. Br. 7, Nr. 124: Montag nach Ostern 1531. – Propach bringt den Johannes Weldigen, der 1502 in BUB, Nr. 1251 als Pfarrer zu "Miselo" bezeichnet wird, mit dem Amt Miselohe im Herzogtum Berg in Verbindung. Er wird damals aber schon in Groß

mit der Altar 1524 fertig gestellt sein konnte, sind lange Vorlauffristen vom Entschluss über die Stiftung bis zur Fertigstellung erforderlich. Zwei Jahre erscheinen dafür durchaus angemessen, sie würden auch genau der Dauer vom Tod Hermann Crusings bis zur Fertigstellung des Neustädter Altars entsprechen. Zeitlich würde die Stiftung als Initiative Johan Cocks in Gemeinschaft mit Johannes Weldigen also sehr gut passen. Hinzu kommt, dass er auch über die erforderlichen finanziellen Mittel verfügt haben dürfte, da er zu einer der führenden Bielefelder Familien gehörte und selber über zwei Pfründen verfügte. Ebenso ist bei dem Groß Munzeler Johannes Weldigen einiges Vermögen nachzuweisen. Darüber hinaus war in der Familie Koch unfraglich das Wissen vorhanden, wo man einen repräsentativen Altar beschaffen konnte.

Fazit

Die erstaunlich hohe Anzahl Bielefelder Kleriker im spätmittelalterlichen Rom liegt weit über dem Erwartbaren. Das zeigt auch ein Vergleich mit dem Bistum Paderborn, wo bisher zwischen 1370 und 1526 nur 31 Kleriker in Rom nachzuweisen sind.[164] Selbst wenn mittels genauerer Nachforschungen noch einige weitere zu finden sein dürften, ist der Bielefelder Anteil offensichtlich völlig überproportioniert. Zumindest teilweise ist die hohe Anzahl offensichtlich auf Patronage zurückzuführen.

Der familiäre Hintergrund der Kleriker veränderte sich über die Zeit, auch wenn mit einer Ausnahme alle Kleriker Ratsfamilien angehörten. In der ersten Phase waren es ausnahmslos Angehörige von drei der damals herausragenden Bielefelder Familien. Schon Heinrich Renner wie auch dann die „Römer“ der dritten Phase waren zwar nicht ganz so prominent, aber mit der Ausnahme von Ovelsust gehörten sie ebenfalls zu führenden Familien der Stadt. Drei der sieben kehrten nach Bielefeld zurück, drei gingen in Nachbarstädte. Nur einer blieb dauerhaft in Rom.

Munzel gewesen sein, wo er 1502 oder 1504 als Pfarrer nachzuweisen ist (Broese, ebd.), zumal das Amt Miselohe kein Kirchspiel war.

164 Nachforschungen des Verfassers insbesondere auf Basis der in dieser Arbeit genutzten Literatur und weiteren Quellen, die an dieser Stelle nicht detaillierter dargelegt werden können.

Es zeigt sich also eine erstaunliche Weltläufigkeit der Bielefelder, die man bei dem nach heutigen Maßstäben kleinen Bielefeld überraschend finden mag. Allerdings war das spätmittelalterliche Bielefeld mit grob 3.000 Einwohnern[165] nach früheren Maßstäben durchaus nicht besonders klein: Im Mittelalter besaßen von knapp 3.000 deutschen Städten gerade einmal ungefähr 7%, also gut 200, mehr als 2.000 Einwohner.[166]

Wohl kaum zufällig dürften die vermutlichen zwei Stifter der beiden künstlerisch hochwertigen Bielefelder Altäre aus der kleinen Gruppe der „Römer“ stammen, ausgestattet mit einer für die damalige Zeit ungewöhnlichen Weltkenntnis bei gleichzeitig ausgesprochen guter Vermögenslage.

165 Für Bielefeld liegen keine verlässlichen Schätzungen vor, da es dafür an Grundlagen mangelt. Die Literatur zur Stadtgeschichte ist deswegen auch uneinheitlich. Der einzige wesentliche Hinweis besteht in der Tatsache, dass für Bielefeld außer der Bildung der Neustadt keine Stadterweiterung bekannt ist, so dass schon früh mit einer ähnlichen Anzahl Häuser zu rechnen ist, wie sie erstmals am Ende des 17. Jahrhunderts nachzuweisen ist.

166 Eberhard Isenmann, Die deutsche Stadt im Mittelalter, 1150–1550. Stadtgestalt, Recht, Verfassung, Stadtregiment, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft, 2. Aufl., Wien 2014, S. 62.

Von Brüchen zu Brücken
Eine familienbiografische Skizze zum 25. Todestag von Ruth Florsheim (1900–1998)

Wolfgang Splitter

Als maßgebliche Mitbegründerin der Arbeitsgemeinschaft Bielefeld der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, als prominente Vertreterin der örtlichen Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und nicht zuletzt als aktives Mitglied der hiesigen Jüdischen Kultusgemeinde galt Ruth Florsheim vielen Nichtjuden in den 1970er und 1980er Jahren als die kräftigste Stimme jüdischer Menschen und ihrer Interessen in Bielefeld und Umgebung. Ein halbes Jahrhundert nach der Rückkehr in die Stadt, in der sie nach dreijähriger Gymnasialzeit ihre Abiturprüfung bestand, gelang es Frau Florsheim schnell, auch in Bielefeld – wie zuvor an vielen anderen Orten in Westdeutschland – ungeachtet der Brüche im eigenen Leben Brücken zwischen Menschen verschiedener Herkunft und Überzeugungen zu bauen und ein durch solide Bildung und reiche Lebenserfahrung beglaubigtes Vorbild für ein zukunftsfähiges Miteinander von Juden und Nichtjuden, Deutschen und Nichtdeutschen zu geben, das auch harte Meinungsgegensätze aushält.

Die vorliegende biografische Skizze ist der Versuch einer knappen Bestandsaufnahme eines außergewöhnlich langen und sehr wechselvollen Lebens, das fast das ganze 20. Jahrhundert hindurch währte. Sie stellt die Vita Ruth Florsheims nicht aus dem Blickwinkel einer vorgefassten, erkenntnisleitenden Fragestellung dar, sondern folgt den Spuren, die ihr Leben und Wirken im eigenen Nachlass und in einer Vielzahl anderweitig überlieferter Quellen im In- und Ausland hinterlassen hat. Bei der Auswahl der Quellen lag der Schwerpunkt auf der Familiengeschichte und auf den ersten beiden Lebensdritteln – also vor dem Auftreten Ruth Florsheims als vielgefragter Zeitzeugin jüdischer Herkunft in Bielefeld –, deren biografischer Verlauf einer breiteren Öffentlichkeit kaum oder gar nicht bekannt sein dürfte. Das hier beigezogene dokumentarische Material ist der Ertrag mehr als zweijähriger intensiver Recherchen in zahlreichen Archiven des In- und Auslands, die in die Publikation eines umfassenden Lebensbildes Ruth Florsheims und ihrer engeren Familienhistorie münden sollen.

Eltern, Vorfahren und Verwandtschaften

Ruths Vater Sally [Süßmann Salomon] Flörsheim wurde am 12. September 1855 als sechstes Kind des wohlhabenden Kaufmanns Israel Flörsheim (1813/15–1871) und als einziger Sprössling seiner Mutter Regine [Rechel] geb. Kaiser (1830–1920) in Gudensberg bei Kassel geboren. Aus der ersten Ehe seines Vaters hatte er fünf deutlich ältere Halbgeschwister, die ihn selbst wie auch seine Mutter – ihre Stiefmutter – nach Ruths Aussage nie als vollwertiges Mitglied ihrer Familie akzeptierten.[1] Als Sechsjährigen bot ihn seine strenggläubige Mutter dem Rabbiner Salomon Raphael Hirsch (1808–1888) in Frankfurt am Main zur weiteren Erziehung an. Hirsch, ein damals führender Vertreter des orthodoxen Judentums in Deutschland, hatte unter dem Dach der Frankfurter Israelitischen Religionsgemeinschaft 1853 eine Realschule mit Lyzeum eröffnet, die Sally Flörsheim ab 1862 bis zur Erlangung eines regulären Schulabschlusses – wahrscheinlich im Jahr 1873 – besuchte. Die folgenden drei, vier Jahre lassen sich bisher nicht anhand von Quellen rekonstruieren. Sally könnte sie, möglicherweise nicht ganz freiwillig, als Lehrling bei Flörsheim & Rosenstirn, einem 1869 in Berlin gegründeten Baumwollwaren-Großhandel seines Onkels zweiten Grades Samson Eduard Flörsheim (1836–1897) verbracht haben. Ruth Florsheim zufolge absolvierte ihr Vater eine kaufmännische Lehre mit anschließender (vermutlich mehrjähriger) Tätigkeit bei Orenstein & Koppel, einem Berliner Handelsunternehmen für Schienenfahrzeuge und Bahnausrüstungen.[2] Dieser Firma kann Sally längstens von ihrer Gründung im Mai 1876 bis in das Jahr 1883 hinein angehört haben, denn das Frankfurter Adressbuch weist ihn für Ende 1883 bereits als Teilhaber der Metallhandlung Oscar Baer & Co. aus. Die Geschäftspartnerschaft bestand bis 1889.[3]

1 Erlebnisbericht „Familie“ (2), [vermutlich Livermore, CA] USA, April 1983, Transkript eines auf Tonkassette Nr. 7 aufgenommenen Gesprächs mit der Nichte Judy [Judith] Weiss Bradley, S. 3, geb. Flörsheim, Stadtarchiv Dortmund, Nachlass Ruth Florsheim, ohne Signatur.

2 Undatiertes Ringbuchblatt [nach 1979], Din A 5, liniert, mit handschriftlichen Notizen Ruth Florsheims zu ihren Eltern in zweifacher, nahezu wortgleicher Ausfertigung, StA Dortmund, Nachlass Ruth Florsheim, ohne Signatur.

3 Georg Friedrich Krug (Hg.), Adress=Buch von Frankfurt a.M. […] 1885 [1890], Frankfurt a.M. 1885 [1890], S. 19, 129 [21, 154].



Elternhaus von Ruth Florsheim in Dortmund, Elisabethstraße 15.
Es war von 1898 bis 1938 im Besitz der Familie Flörsheim.
(Nachlass Ruth Florsheim, Stadtarchiv Dortmund)

Spätestens Anfang 1890 zog Sally Flörsheim nach Dortmund um, wo er sich schon im Mai mit der fünfzehn Jahre jüngeren Selma Auerbach (1870–1960) verlobte. Beide heirateten am 31. Juli 1890 standesamtlich und am 3. August 1890 nach jüdischem Ritus. Nach einer Hochzeitsreise mit der Eisenbahn, zunächst nach Berlin und dann in den Köln-Bonner Raum, ließen sich die Eheleute in Dortmund nieder, wo Sally noch im September 1890 am Hafen eine „Hand-

lung in Bergwerks- und Hüttenprodukten“ eröffnete. Dieser bald florierende Metallgroßhandel mit eigenem Schmelzofen blieb vier Jahrzehnte am Markt und ermöglichte den Flörsheims in der Stahl- und Bergarbeiterstadt Dortmund einen durchaus „großbürgerlich“ zu nennenden Lebensstandard. Neben seiner Tätigkeit als Unternehmer und Oberhaupt einer rasch wachsenden Familie verwandte Sally Flörsheim einen Großteil seiner Zeit und Energie auf die ehrenamtliche Arbeit für eine Vielzahl von jüdischen, karitativen, sozialen und überkonfessionellen Vereinigungen auf lokaler, Provinz-, Reichs- und europäischer Ebene. Diese Funktionen und Mitgliedschaften – unter anderem im Vorstand der Dortmunder Synagogengemeinde, im Stadtrat, im Verkehrsverein und in der Märkischen Loge des jüdischen Freimauerverbandes „Unabhängiger Orden B'nai B'rith“ –, die er als ein herausragender Vertreter des liberalen Reformjudentums in Westfalen, Preußen und weit darüber hinaus innehatte, trugen ihm auch in nichtjüdischen Kreisen hohe Anerkennung und Wertschätzung ein. Anfang September 1909 verlieh ihm Kaiser Wilhelm II. in seiner Eigenschaft als König von Preußen für sein unermüdliches Wirken zum gemeinsamen Wohl von Juden und Christen den preußischen Roten Adlerorden IV. Klasse. Ablehnung bis hin zu persönlicher Gegnerschaft regte sich indes vornehmlich in den Reihen der Zionisten und, mehr noch, der orthodoxen Juden, die um den Fortbestand eines klar entlang den eigenen Normen, Werten und Traditionen konturierten organisierten Judentums über die Stadtgrenzen hinaus fürchteten.

Die über zwei Jahrzehnte währende und dabei stetig zunehmende Überforderung der eigenen Gesundheit, die seit langem durch eine chronische Herzschwäche beeinträchtigt war, führte am 15. Februar 1911 zum plötzlichen Tod Sally Flörsheims im Alter von 55 Jahren. Nachrufe würdigten ihn als einen „Mann von ungewöhnlicher Begabung und seltener Arbeitskraft“,[4] der „sich überall mit herzlicher Bereitwilligkeit und zielbewusster Tatkraft den allgemeinen Interessen gewidmet“ und „an der Spitze vieler humanitärer Bestrebungen“ gestanden habe, „von denen manche ihm ihre Entstehung verdanken“,[5] so etwa die 1903 gegründete jüdische Krankenschwesternschule in Dortmund und das 1908 in (Bad) Sassendorf errichtete überkonfessionelle Kinderheim. Die häusliche Trauerfeier für Sally Flörsheim fand unter Anteilnahme zahlreicher Dortmunder, Juden wie Christen, statt. Die entgegen jüdischem Brauch

4 Allgemeine Zeitung des Judentums, Berlin/Leipzig, 75. Jg., Nr. 10 (10.3.1911), Beilage „Der Gemeindebrief“, S. 4.

5 Ost und West, (Berlin-)Charlottenburg, 11. Jg., Nr. 3 (März 1911), S. 293.

erfolgte Einäscherung des Verstorbenen machte zunächst seine Überführung per Bahn in das Krematorium nach Mainz erforderlich, bevor die Urne nach Dortmund überstellt und schließlich in der Jüdischen Abteilung des Ostfriedhofs beigesetzt wurde.

Ruth Florsheims Mutter Selma, gebürtig aus Dortmund, war die Tochter eines Kaufmanns aus Telgte. Ihre familiären Wurzeln reichten väterlicherseits vom Münsterland und mütterlicherseits vom Sauer- und Siegerland über die Niederlande bis in das Spanien der Inquisition des späten 15. Jahrhunderts zurück. Ihrem Ehemann stand sie in Energie, Umsicht und Lebensklugheit nicht nach. Auch den Sinn für Gemeinnützigkeit und Patriotismus teilte sie mit ihm, nicht hingegen seine – wenn auch liberal akzentuierte und reformorientierte – Religiosität. Ruth beschrieb sie als „nicht religiös", was für den jüdischen Funktionär und langjährigen Vorsitzenden der Repräsentantenversammlung der örtlichen Synagogengemeinde Sally Flörsheim „sicher manchmal nicht ganz einfach oder nicht so gut" gewesen sei, „als wenn er eine richtige Partnerin auch in diesem Interesse gehabt hätte".[6] Anders als noch 1894 führte das Dortmunder Adressbuch von 1900 die damals knapp 30-jährige Unternehmergattin neben ihrem Bruder Rudolph Auerbach (1873–1936) als Prokuristin der Firma Sally Flörsheim.[7] In jenem Jahr wurde sie zum achten Mal innerhalb von neun Jahren Mutter. Zuhause lebten sechs Kinder im Alter von zwei bis neun Jahren. Als Ruth Mitte Juli 1900 geboren wurde, lebten noch sechs ihrer bis dahin ursprünglich sieben Geschwister. Das neunte und letzte Kind kam vierzehn Monate später im September 1901 zur Welt, gut zehn Jahre nach der Geburt des Stammhalters. Solch eine enorme Beanspruchung als Ehefrau, Mutter und Prokuristin war nur mithilfe von Angestellten zu bewältigen in einer Zeit, als weder elektrische Küchengeräte noch vorgefertigte Lebensmittel die tägliche Hausarbeit erleichterten. Aus diesem Grunde beschäftigten die Eheleute Flörsheim neben einem Chauffeur durchweg eine Küchenhilfe und ein Zweit- oder Kindermädchen für die Pflege der Wohnung und die Betreuung der Kinder. Auch die sich alljährlich, teils mehrfach wiederholende Suche nach geeignetem Personal oblag ganz natürlich der Frau des Hauses.[8]

6 Erlebnisbericht „Familie" (1), Minden, 11.11. 1988, Transkript eines auf Tonkassette Nr. 6 aufgenommenen Gesprächs mit Matthias[?] N.N., S. 3, StA Dortmund, Nachlass Ruth Florsheim, ohne Signatur.

7 Otto Faehre (Hg.), Dortmunder Adreßbuch für das Jahr 1894 [1900], Dortmund 1894 [1900], S. 95 [102].

8 Z.B. Selma Flörsheims zahlreiche Stellenangebote allein aus den vier Jahren von 1897

Nach dem Tod ihres Ehemannes übernahm Selma Flörsheim den Vorsitz im Trägerverein des Kinderheims und den stellvertretenden Vorsitz des Vereins für jüdische Krankenpflege in Westfalen.[9] Erst Anfang der 1920er Jahre zog sie sich, bedingt durch eine längere depressive Episode, unter Aufgabe ihrer Prokura aus dem Familienunternehmen zurück. Im Geist des Preußentums erzogen, empfand sie den Machtantritt Adolf Hitlers Ende Januar 1933 und den nur zwei Monate später folgenden nationalsozialistischen Boykott jüdischer Geschäfte mit ersten massiven Ausschreitungen gegen Juden als einen unfassbaren Bruch mit allen überkommenen Tugenden von Achtung und Ehre, Treue und Recht sowie mit der Fürsorgepflicht der Regierenden für ihr Volk ohne Ansehen von Person, Glaube oder Herkunft. Selmas ausgeprägte Heimatliebe und ihre Weigerung, die fünf nach 1933 einstweilen in Deutschland verbleibenden Kinder zu verlassen, deren berufliche und private Existenz durch immer neue Repressalien gefährdet wurde, ließ sie sogar noch nach dem Erlass der „Nürnberger Gesetze" im September 1935 mit dem Gedanken einer Auswanderung im Rentenalter hadern. Den Schlusspunkt dieses quälenden Ringens mit sich selbst setzten die Pogrome vom 9. und 10. November 1938, als nationalsozialistische Täter auch in ihre kleine Wohnung im eigenen, nunmehr überwiegend vermieteten Haus eindrangen und die Einrichtung kurz und klein schlugen.[10] Unter den zutiefst verletzenden und schockierenden Eindrücken der Ereignisse der „Reichskristallnacht" reisten Selma und ihre zweitälteste Tochter Anna Flörsheim (1897–1983) am 1. Dezember 1938 über den Flughafen Köln nach Frankreich aus, von wo aus sie vier Tage später in Oran in Französisch-Algerien eintrafen. Beide haben deutschen Boden nie mehr betreten.

In Oran hatte sich fünf Jahre zuvor der zweitjüngste Sohn Werner Flörsheim [nach 1947: Wil(l)bur Delano Daniel Flym] (1898–1971) mit seiner belgisch-französischstämmigen Ehefrau und der gemeinsamen Tochter angesiedelt. Die 1937 in Oran geborene französisch-jüdische Schriftstellerin, Essayistin und Frauenrechtlerin Hélène Cixous hat in jungen Jahren Selma Flörsheim und deren dort lebende Familienmitglieder als Kind kennengelernt und in einem Essay

bis 1900 in: Dortmunder Zeitung, 70. Jg., Nr. 13 (13.1.1897), [S. 3]; 71. Jg. (1898), Nr. 310 (9.11.1898), [S. 15]; Nr. 315 (14.11.1898), [S. 3]; Nr. 317, 2. Ausg. (16.11.1898), [S. 7]; Nr. 319 (18.11.1898), [S. 3]; 72. Jg., Nr. 119 (30.4.1899), [S. 11]; 73. Jg., Nr. 17 (10.1.1900), [S. 7].

9 Högl/Schilp, Dortmund, S. 277; Israelitisches Familienblatt, Hamburg, 13. Jg., Nr. 10 (9.3.1911), S. 4.

10 Erlebnisbericht „Familie" (1), Transkript, S. 11.

die „alte Frau Flörsheim“ als eine vertraute Person ihrer Kindheit und Familie erwähnt.[11] Ihre Eltern waren besonders mit Selma Flörsheim und ihrer Schwiegertochter gut bekannt, zumal Cixous' aus Osnabrück gebürtige Mutter Eva geb. Klein (1910–2013) zusammen mit Ruths Mutter in Oran einen Hilfeverein für jüdische Emigranten organisierte und leitete.[12] Ruths Neffe Jean Guy Serge Flörsheim [nach 1947: John Flym] (1936–2017), der Sohn ihres älteren Bruders Werner und später ein renommierter Rechtsprofessor in den USA, wurde ein enger Kindheitsfreund Hélène Cixous'. Von Oran aus emigrierte Selma Flörsheim 1947 auf dem Luftweg in die USA, nachdem zuvor bereits die beiden mit ihr in Algerien lebenden Kinder Werner und Anna mit dem Schiff dorthin ausgereist waren. Bis 1955 wohnte sie bei Anna in Brooklyn, ehe sie beide nach Cassadaga, NY, umzogen und wiederum einen gemeinsamen Haushalt führten. In Cassadaga betrieb Anna eine bescheidene Arztpraxis. Selma Flörsheim starb im 90. Lebensjahr am 21. Mai 1960 im Krankenhaus des Nachbarortes Jamestown, NY, als „[d]ie Letzte ihrer Generation“ in der Familie Flörsheim[13] und wurde auf dem Friedhof von Chautauqua, NY, beigesetzt.

Bewegte sich die Größe der Familie Flörsheim mit neun Kindern im damaligen Durchschnitt der Gesamtbevölkerung unabhängig von sozialer oder religiöser Herkunft, so traf dies nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr auf jene sieben ihrer Kinder zu, die das Erwachsenenalter erreichten.[14] Aus der Alterskohorte der von 1891 bis 1901 Geborenen, in der zwei ledige Töchter und zwei verheiratete Söhne kinderlos blieben, erwuchsen nur noch fünf Nachkommen,[15]

11 Hélène Cixous, Les noms d'Oran, in: Le Sphinx, D'une langue l'autre, Paris, Nr. 4 (2000), S. 23–31, hier S. 23.

12 Laut Angaben von Prof. Dr. Helène Cixous, Paris, in einem Telefonat mit dem Verfasser, 27.5.2021.

13 Vgl. die Todesanzeige der drei damals noch lebenden Kinder Anna, Werner und Ruth in: Aufbau, New York, 26. Jg., Nr. 22 (27.5.1960), S. 36.

14 Käthchen Flörsheim (1892–1894) und Kurt Flörsheim (1895–1902) starben im Alter von zwei und vier Jahren.

15 Addierte Kinderzahl der Geschwister Richard (1891–1948): 0, Martha (1893–1944): 2, Ernst (1895–1941): 0, Anna (1897–1983): 0, Werner (1898–1971): 2, Ruth (1900–1998): 0, Heinz (1901–1939): 1. Für die von Ruth Florsheims Nachlassverwalter Prof. Dr. Richard Grathoff (1934–2013) post mortem ihrem Bruder Ernst zugeschriebenen Kinder („children“) Grete und Georg konnten trotz intensiver Nachforschungen keinerlei Anhaltspunkte in den verfügbaren umfangreichen Quellen ermittelt werden. In Grathoffs nach 1998 angefertigter Übersicht über die engere Familie Flörsheim wurden beide Namen von seiner Hand ohne jegliche Lebensdaten nachgetragen. Vgl. das handschriftliche Blatt „Ruth Flörsheim's Familie“, Din A 4, nicht liniert, StA Dortmund, Nachlass Ruth Florsheim, ohne Signatur. Hier scheint eine Verwechslung mit Grete Auerbach (1909-1943) und Georg Auerbach (1912-1977), den beiden Kindern von Selma Flörsheim jüngsten Bruder Ernst Auerbach (1879-

welche die Elterngeneration der Flörsheim-Kinder (ohne Ehepartner) zu kaum mehr als 70 Prozent ersetzten. Interessant ist hier, dass die Familie von Sally und Selma Flörsheim ausgangs des 19. Jahrhunderts eine für selbstständige, wohlhabende Großstadtjuden noch überdurchschnittliche Größe aufwies, wohingegen ab den frühen 1880er Jahren gerade bei den deutschen Juden „in guten sozialen Positionen" der Rückgang der Geburtenzahl „besonders früh" eingesetzt hatte und bis zur Jahrhundertwende „besonders rasch" vor sich ging.[16] Die sich in den 1920er und 1930er Jahren bei den Flörsheim-Söhnen und -Töchtern vollziehende Umkehrung eines hohen Geburtenüberschusses in ein Defizit weit unterhalb der Grenze vollständiger Reproduktion war dagegen selbst in der gutsituierten jüdischen Mittelschicht mit ihren eher kleineren Familien außergewöhnlich, ganz zu schweigen von der Kinderlosigkeit von allein vier der sieben erwachsenen Kinder. Bei den Flörsheims erklärt sich dieser Befund wohl primär aus ihrer hohen Wertschätzung für profunde Bildung sowie für materielle Absicherung und Eigenständigkeit. Folglich waren die Eltern bestrebt, auch ihren drei heranwachsenden Töchtern durch eine gute Schulbildung das Ergreifen eines auskömmlichen Berufes zu ermöglichen. Dieses Bemühen bedingte eine mehrjährige Qualifikationslaufbahn, die mit sparsamem Wirtschaften und meist auch mehreren Ortswechseln einherging, was einer zeitigen Familiengründung im Wege stand. Mit 28 Jahren war Martha als Erstgebärende für damalige Verhältnisse überdurchschnittlich alt und als einzige Mutter unter den drei erwachsenen Flörsheim-Töchtern eine statistische Rarität. Mindestens fünf Kinder der Flörsheims erlangten die Allgemeine Hochschulreife. Martha und Ernst verließen die Schule wahrscheinlich mit der Mittleren Reife oder einem vergleichbaren Bildungsabschluss. Drei Söhne und zwei Töchter konnten ein Studium an einer Universität oder Kunstgewerbeschule aufnehmen. Bei Richard und Ruth erzwangen widrige äußere Umstände jedoch den Abbruch ihrer akademischen Ausbildung. Anna und Werner erlangten über das Diplom hinaus noch den Doktorgrad.

Zu Ruth Florsheims leiblichen Verwandten zählten in direkter Nachkommenschaft und über familiäre Seitenlinien zahlreiche bekannte Persönlichkeiten.[17] Bemerkenswerterweise hatte sie von acht der elf nachstehend genannten

1922), vorzuliegen

16 Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866–1918, 2 Bde., 3. Aufl., München, Bd. 1, S. 25.

17 Die nachfolgend beschriebenen Verwandtschaftsverhältnisse hat der Verfasser in aufwendiger Recherche anhand einer Vielzahl von Quellen (insbesondere Synagogenbüchern,

Verbindungen offenbar selbst keine Kenntnis, was zumindest teilweise auf das schlechte Verhältnis Sally Flörsheims und seiner Mutter zu seinen Halbbrüdern zurückzuführen sein dürfte. Weder in ihrem Nachlass einschließlich der als „Erlebnisberichte“ archivierten Tondokumente noch in Äußerungen gegenüber dem Verfasser hat sie jemals ein Wort darüber verloren. Dagegen war sie zeitlebens davon überzeugt, dass einer der Halbbrüder ihres Vaters die ursprünglich kanadische, später amerikanische Schuhfabrik „Florsheim Shoes“ gegründet habe – eine über Generationen beharrlich kolportierte Familienlegende, die jeglicher Grundlage entbehrt. Weder mit der Familie des wirklichen Schuhfabrikanten Milton S. Florsheim (1868–1936) noch übrigens auch mit derjenigen des amerikanischen Malers und Bildhauers Richard Aberle Florsheim (1916–1979) sind seitens der Familie Ruth Florsheims irgendwelche genealogischen Berührungspunkte nachweisbar, wohingegen Milton S. Florsheim und Richard A. Florsheim tatsächlich leiblich miteinander verwandt waren.

Väterlicherseits war Ruth Florsheim eine

- Urururenkelin von Samuel [Gerson] Steeg (1735–1807): Landesrabbiner des Hochstifts Paderborn, Gründer der ersten Talmudschule (Jeschiwa) in Westfalen, Stammvater einer Rabbinerdynastie;

- Großnichte dritten Grades von Jacob Plaut (1817–1901): Bankier in Leipzig und Berlin, Mäzen der Jüdischen Gemeinde in Nordhausen, dort Stifter eines Altenheims und Ehrenbürger;

- Großnichte dritten Grades von Hermann Oppenheim (1857–1919): Neurologe und Psychiater in Berlin, Pionier der Nervenheilkunde, Präsident der Gesellschaft Deutscher Nervenärzte;

- Nichte von Heinemann [Hajim] Flörsheim [n1876: Henry Floersheim] (1842–1910): Besitzer zweier Kohlebergwerke in Pennsylvania, einflussreicher Montanunternehmer, später Versicherungsagent;

- Nichte vierten Grades von Emil Emanuel Herz (1877–1971): Verleger, Direktor des Ullstein-Verlags in Berlin, dort Gründer der Ullstein-Taschenbuch-Reihe und des Propyläen-Verlags;

Grabsteininschriften, Personenstandsregistern sowie genealogischen Datenbanken) und durch Abgleich mit einschlägiger Sekundärliteratur ermittelt und soweit wie möglich verifiziert. Aus Platzgründen werden die konsultierten Quellen hier nicht einzeln annotiert.

- Cousine von Eugen Auerbach (1898-1943): Komponist und Musikpädagoge in München;

- Cousine zweiten Grades von Kurt [ab 1918: von] Kleefeld (1881–1934): letzter nobilitierter Deutscher, zentrale Figur des Wirtschaftslebens in der Weimarer Republik; Lobbyist großer Konzerne;

- Cousine zweiten Grades von Käte Stresemann geb. Kleefeld (1883–1970): Ehefrau Gustav Stresemanns, gesellschaftlicher Mittelpunkt des politisch-diplomatischen Lebens im Berlin der 1920er Jahre;

- Tante dritten Grades von Wolfgang Stresemann (1904–1998): Sohn der Vorigen, Jurist und Pianist, Assistent des Dirigenten Bruno Walter, Intendant des Berliner Philharmonischen Orchesters während des Chefdirigats von Herbert von Karajan.

Mütterlicherseits war Ruth Florsheim eine

- Urenkelin von Noa Wolff (1809–1907): Förderer der Juden in Berleburg; Industriepionier in (Arnsberg-)Neheim, Mäzen der Armen- und Arbeiterfürsorge, Träger des preußischen Roten Adlerordens IV. Klasse;

- Großnichte zweiten Grades von Karl [n1864: Charles] Ilfeld (1847–1929): Gründer einer Kaufhauskette und mehrerer Handelsfirmen in New Mexico (USA); dort führender Großunternehmer.

Waren die Verwandtschaftsbeziehungen der Flörsheims zum Teil auch sehr weitläufig, so herrschte offensichtlich dennoch ein mitunter generationsübergreifendes Gefühl der Zusammengehörigkeit, das sich ebenso auf familiäre Seitenlinien erstreckte. Darauf konnte zum Beispiel Ruths Bruder Ernst Flörsheim (1895–1941) zählen, als er Anfang der 1920er Jahre von Dortmund nach Berlin-Charlottenburg wechselte, wo er zunächst im Hause seiner angeheirateten und inzwischen verwitweten Großtante zweiten Grades Caroline Flörsheim geb. Levy (1843–1932) unterkam und so der Wohnungsnot in der Vier-Millionen-Stadt entging. Interfamiliär bestanden über mehrere Lebensalter hinweg derart mannigfache Verschwisterungen und Verschwägerungen, dass Ruths jüngerer Bruder Heinz [Heinrich] (1901–1939) 1938 in Alice Abt [nach c1941: Weiss] (1908–2003) eine angeheiratete Nichte sechsten Grades zur Frau nahm, für die er ihrerseits ein angeheirateter Onkel fünften Grades war – eine Verbindung auf unterschiedlichen Generations-

ebenen, die sehr wahrscheinlich weder den Eheleuten noch ihren Angehörigen bewusst war.

Etliche Vorfahren Ruth Florsheims, die im 18. und 19. Jahrhundert geboren wurden, erreichten ein ungewöhnlich hohes Lebensalter. Sechs Frauen und fünf Männer, deren Geburts- und Sterbedaten – teils bis auf den Tag genau – gesichert sind, wurden älter als 80 Jahre.[18] Wie Ruths Mutter starben auch ihre beiden Großmütter im 90. Lebensjahr. In der Familiengeschichte ist ein Ahnenverlust in mütterlicher Linie ab der Generation der Ururgroßeltern aktenkundig. Er resultiert aus Cousinenheiraten zweier Urgroßelternpaare, welche die Zahl der Vorfahren ab der fünften Generation (also der vierten Ahnengeneration) um ein Achtel reduzierten. Hauptursache dafür dürfte das Geleitwesen sein, das Juden ein Wohnrecht nur für einen bestimmten Ort erteilte. Sein Ziel, jüdische Ansiedlung möglichst eng und kontrollierbar zu begrenzen, schmälerte die Zahl außerfamiliärer Heiratskandidaten mit jeder nachwachsenden Generation umso mehr.

Andere Ahnenzweige Ruth Florsheims zeigen dagegen über Generationen stetige Wanderungsbewegungen. Bei zwei Dritteln ihrer Vorfahren mit bekanntem Geburts- und Sterbeort sind diese nicht identisch. Durchschnittlich stammten in jeder zweiten Ehe Mann und Frau aus verschiedenen Orten. Allein Ruths Mutter Selma war in einer größeren Stadt (Dortmund) geboren, die im Jahr ihrer Geburt etwas mehr als 40.000 Einwohner zählte. Alle übrigen dokumentierten Vorfahren kamen aus Dörfern und Kleinstädten, aus denen sie später mehrheitlich in andere Orte verzogen. Damit folgten Frau Florsheims Ahnen einem gängigen Siedlungsmuster deutscher Juden seit dem Spätmittelalter, die nach ihrer Verbannung aus vielen Residenzstädten und von lukrativen Handelsplätzen ins dörfliche Umland ausgewichen waren, ehe manche von ihnen auch von dort wieder durch repressive Maßnahmen der Obrigkeit oder von unzureichenden Erwerbsmöglichkeiten vertrieben wurden.[19] Diese hohe geografische Mobilität resultierte nahe-

18 98 Jahre: Noa Wolff (1809–1907); 96–97 J.: Judit(h) Abraham (1740–1837); 93–94 J.: Mendel Meyer [Meier] (1731–1825); 89–90 J.: Gudel [Giedel] Jacob (1734–1823); 89 J.: Selma Flörsheim geb. Auerbach (1870–1960); Regine [Rechel] Flörsheim geb. Kaiser (1830–1920), Berta Auerbach geb. Wolff (1838–1927); 85–86 J.: Kählche [Kelle, Caroline] Ilfeld [bis 1908: Kelle Bat Moses] (1769-1855); 83-84 J.: Anselm [Anschel] Salomon [Auerbach] (1738–1822); 82–83 J.: Moses Noa Ilfeld [bis 1809: Moses Noa] (1749–1832); 81–82 J.: Samuel [Gerson] Steeg (1735–1807).

19 Zur jüdischen Besiedlung Westfalens und Nordhessens vgl. Wilfried Reininghaus, Juden in

zu ausschließlich aus landesherrlicher Willkür, die Schutz nur als Duldung auf Widerruf gewährte. Jederzeit zum Fortzug genötigt werden zu können gehörte bis ins 19. Jahrhundert zu den elementaren Lebensrisiken auch der Vorfahren Ruth Florsheims. Dagegen eröffnete die erzwungene Migration auch Aufstiegschancen. Waren Frau Florsheims Verwandte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts häufig als ambulante Metzger, Krämer und Händler tätig gewesen, so wurden diese Erwerbszweige danach zunehmend durch ortsgebundene, urbane Berufe wie Fabrikant, Großhändler, Bankier, Makler, Arzt und Verleger mit besseren Verdienstmöglichkeiten verdrängt. Diese Veränderungen der Berufsstruktur vollzogen sich im Einklang mit den in der Fachliteratur beschriebenen Entwicklungen der regionalen Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte der Juden in Hessen und Westfalen.[20]

Einige Verwandte, wie der Urgroßvater und Viehhändler Süßmann Flörsheim [bis 1812: Israel] (c1777–1855), erwarben großes Vermögen. Sein Sohn Israel Flörsheim (1813/15–1871), Ruths Großvater, verfügte über genügend Kapital, um 1868 ein Eisenhammerwerk samt Gesteinsgruben zu ersteigern, doch verweigerte das zuständige Oberbergamt ihm als dem Höchstbietenden am Ende den Zuschlag.[21] Der Großonkel Süßmann Kleefeld (1814–1892) war wirtschaftlich so gut gestellt, dass er in Kassel eine Stiftung für „hiesige Arme ohne Unterschied des Glaubens“ gründen konnte.[22] Der Urgroßvater Noa Wolff (1809–1907), ein Industriepionier im Sauerland, finanzierte den Bau einer Synagoge und einer Schule in (Arnsberg-)Neheim, erwies sich aber auch gegenüber nichtjüdischen Armen und Arbeitern stets als sehr „sozial“ und freigebig.[23] Jacob Plaut (1817–1901), ein Bankier und Großonkel

den geistlichen und kleineren weltlichen Territorien Westfalens, in: Susanne Freund (Hg.), Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe. Grundlagen, Erträge, Perspektiven, Münster 2013, S. 113–141, und Tobias Schenk, Juden in den brandenburgisch-preußischen Territorien Westfalens, in: ebd., S. 143–165.

20 Z.B. Christiane Heinemann (Hg.), Neunhundert Jahre Geschichte der Juden in Hessen, Wiesbaden 1983; Helmut Burmeister, Michael Dorhs (Hg.), Juden, Hessen, Deutsche, Hofgeismar 1991; Michael Zimmermann (Hg.), Geschichte der Juden im Rheinland und in Westfalen, Köln 1998; Simone Lässig, Jüdische Wege ins Bürgertum, Göttingen 2004.

21 Niedersächsisches Landesarchiv Hannover, Hauptarchiv Bergamt Clausthal, Hannover, Signatur: 84e, Schönstein.

22 „Stiftungen in Stadt und Kreis Kassel, Jüdische Stifterkultur in Kassel“; URL: http://regiowiki.hna.de/Stiftungen [letzter Zugriff: 15.4.2021].

23 Michael Gosmann, Arnsberg-Neheim, in: Frank Göttmann (Hg.), Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe. Die Ortschaften und Territorien im heutigen Regierungsbezirk Arnsberg, Münster 2016, S. 147–155, hier S. 151 ff.

dritten Grades, spendete in seiner Geburtsstadt Nordhausen hohe Geldbeträge für die Jüdische Gemeinde, für ein Altenstift und die „Ortsarmen“ aller Religionen.[24] Solches Mäzenatentum bewegte sich zwischen religiösem Altruismus und persönlichem Streben nach gesellschaftlicher Akzeptanz und Emanzipation. Es war ein Zeichen jüdischer Verbürgerlichung, aber auch Ausdruck der Selbstvergewisserung von der eigenen ökonomischen Potenz und relativen materiellen Unabhängigkeit.

Dass Wohlstand zur Hilfe für Bedürftige verpflichte, war ein Ethos, das in Ruth Florsheims Familie und Verwandtschaft Tradition hatte und wiederholt öffentliche Würdigung erfuhr. Diese Maxime, eigene Habe mit Notleidenden zu teilen, gründete in der jüdischen Religion, für die alle ihre Vorfahren auf den Taufzettel als das „Entréebillet zur europäischen Kultur“[25] verzichteten. Wie die Rabbiner der Familienzweige Steeg und Oppenheim bekannten sich auch andere Verwandte offen zum Judentum, indem sie jüdische Gemeinden mit Spenden oder als aktive Amtsträger unterstützten. Noch um 1900 lehnte Ruths Großonkel dritten Grades Hermann Oppenheim (1857–1919) als habilitierter Neurologe und Psychologe eine Professur an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin wegen des ihm dafür abverlangten Übertritts zum Christentum ab.[26]

Entziehen sich Stärke, Festigkeit und Tiefe individueller Religiosität objektiven Kriterien, so ist dennoch ein Fortwirken des jüdischen Erbes der Familie Flörsheim auch in der Generation Ruth Florsheims und ihrer Geschwister zu beobachten. Sie selbst trat gleich nach ihrer endgültigen Rückkehr aus der Emigration der Jüdischen Kultusgemeinde in Bielefeld bei. 1975 erbat sie von Emil Davidovic (1912–1986), dem damaligen Landesrabbiner von Westfalen, eigens Dispens für ihre spätere, bei Juden unübliche Urnenbestattung im väterlichen Grab. Die Geschwister Anna und Heinz bekannten sich auch zur Zeit des Erlasses der „Nürnberger Gesetze“ vom September 1935 mit ihren Arztsprechstunden weiterhin öffentlich zur Sabbatruhe am Samstag.[27] Ihr Bruder Ernst exponierte sich nach vielen Jahren als er-

24 Hans-Jürgen Grönke (Hg.), Nordhäuser Persönlichkeiten aus elf Jahrhunderten, Horb 2009, S. 246 f.

25 Heinrich Heine (1979–1856) nach seiner Taufe in Heiligenstadt im Jahr 1825.

26 Heiko Bewermann, Hermann Oppenheim – ein Begründer der Neurologie, Stuttgart 2016, S. 62 ff.

27 C[entral]-V[erein]-Zeitung, Berlin, 14. Jg., Nr. 45 (7.11.1935), [S. 6]; Reichspostdirektion (Hg.), Amtliches Fernsprechbuch für Berlin und Umgegend, Berlin 1936, S. 285.

folgreicher Schwimmsportler noch 1938 deutschlandweit als Funktionär in der Berliner Abteilung des Sportbundes „Schild“ im Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten. Dagegen scheint Heinz Flörsheims Witwe Alice nach ihrer Wiederverheiratung mit einem österreichisch-stämmigen Juden in den USA ihre Bindung an das Judentum verloren zu haben, denn ein Nachruf in der Lokalzeitung ihres kalifornischen Wohnortes vermerkte ausdrücklich, dass keine Trauerfeier gehalten werde.[28]

Einen Sonderfall innerhalb der weiteren Verwandtschaft Ruth Flörsheims stellt die Familie Kleefeld dar, mit der sie gleich dreifach verwandt war: einmal leiblich und zweimal durch Heirat von Verwandten früherer Generationen. Jüdisch erzogen, personifiziert Adolf [Aaron Arthur] Kleefeld (1856–1902) in der einschlägigen Literatur gemeinhin den Typus des assimilierten, zum Protestantismus konvertierten Juden,[29] der sich um des gesellschaftlichen Aufstiegs willen von seiner jüdischen Herkunft vollständig gelöst habe. Laut Sterbeurkunde des Standesamtes (Berlin-)Schöneberg war Adolf Kleefeld hingegen bei seinem Tod noch immer „mosaischer Religion“[30] – trotz seiner eindrucksvollen Karriere vom kleinen Baumwollhändler in der nordhessischen Provinz zum arrivierten Großbürger und einflussreichen Unternehmer in der Berliner Braunkohleindustrie. War das Bekenntnis zum Christentum für Juden im Kaiserreich auch grundsätzlich Vorbedingung für die Aufnahme in die exklusiven Kreise von Wirtschaft, Gesellschaft und Politik, so galt diese Regel doch nicht ausnahmslos als *Conditio sine qua non*, wie am Beispiel Adolf Kleefelds ersichtlich wird. Ob, wie anzunehmen ist, auch seine Ehefrau Antonie geb. Heinemann (1860–1931) ihr Leben lang Jüdin geblieben ist, lässt sich aus den Personenstandsregistern nicht entnehmen, da der Pflichteintrag der Religion Anfang der 1920er Jahre durch Reichsgesetz entfiel.[31]

28 East Bay Times, Walnut Creek, CA (USA), 57. Jg., 1.7.2003, Obituaries: „No funeral services will be held“.

29 Z. B. Karl Heinrich Pohl, Gustav Stresemann. Biografie eines Grenzgängers, Göttingen 2015, S. 54. Katalog der Deutschen Nationalbibliothek, „Kleefeld, Adolf“; URL: https://portal.dnb.de/opac.htm?method=simpleSearch&cqlMode=true&query=idn%3D1082046078 [letzter Zugriff: 2.11.2022]; Deutsche Enzyklopädie; URL: https://www.enzyklo.de/Begriff/K%C3%A4te_Stresemann [letzter Zugriff: 2.11.2022].

30 Der Verfasser dankt Frau Dr. Christina Stresemann, Urenkelin Adolf Kleefelds und Enkelin Gustav und Käte Stresemanns, für eine Kopie der Sterbeurkunde vom 12.2.1902 sowie für weitere erhellende Informationen zu Familie und Verwandtschaft im persönlichen Gespräch, Berlin, 25.8.2022.

31 Frau Dr. Stresemann konnte hierzu keine definitive Angabe machen, teilte aber die Vermu-

Fest steht, dass alle vier Kinder des Ehepaars Kleefeld früher oder später vom Judentum zum Christentum konvertiert sind, wobei allerdings ihre Taufe als Säuglinge von weiterhin dem Judentum angehörenden Eltern auszuschließen ist. Kurt [ab 1918: von] Kleefeld (1881–1934) und Käte Stresemann geb. Kleefeld (1883–1970) – Ruth Florsheims Cousin und Cousine zweiten Grades – mussten indes erfahren, das Heines „Entréebillet" nur befristet gültig war und obendrein ein Verfallsdatum hatte. Allein günstigen Umständen verdankte Kurt Kleefeld seine Nobilitierung durch Fürst Leopold IV. zur Lippe drei Tage nach der Flucht Kaiser Wilhelms II. in die Niederlande, verwehrten doch fast alle deutschen Bundesstaaten jüdischstämmigen Konvertiten den Adelsstand.[32] Insofern wäre Sally Flörsheim eine sehr seltene Ausnahme gewesen, hätte er die nach Angaben seiner Tochter Ruth angebotene Erhebung in den Adelsstand anstelle des preußischen Roten Adlerordens IV. Klasse angenommen.[33] Kurt Kleefeld und seine Schwester Käte schützte ihre Taufe letztlich ebenso wenig vor Anfeindungen der Nationalsozialisten wie deren als „Halbjude" geltenden älteren Sohn Wolfgang Stresemann (1904–1998), Frau Florsheims Neffen dritten Grades, weshalb beide 1939 über die Schweiz und Italien nach New York emigrierten, wo der jüngere Sohn und Bruder Joachim Stresemann (1908–1999) schon seit Anfang 1938 wohnte.

Im Hause Flörsheim traf Theodor Herzls Zionismus auf entschiedene Ablehnung, so dass Ruth die Einzige ihrer Familie blieb, die nicht nur das Herkunftsland des jüdischen Volkes betrat, sondern dort auch etliche Jahre lebte. Zu tief waren Eltern und Geschwister überzeugt, jüdische Deutsche statt deutsche Juden zu sein, um sich für die Vision eines Judenstaates zu begeistern. Entsprechend zufrieden ließ sich Noa Wolff 1896 ablichten, nachdem ihm Wilhelm II. den preußischen Roten Adlerorden IV. Klasse für seine Verdienste als eines Wegbereiters der Industrialisierung im Sauerland und tätigen Förderers des Gemeinwohls verliehen hatte.[34] Ruth 1909 ebenso dekorierter Vater verstand die Begriffe *jüdisch* und *deutsch* immer als eine unauflösliche Einheit. Für ihn war das Bekenntnis zu Volk und Vaterland so

tung des Verfassers, dass ihre Urgroßmutter gleichfalls nicht konvertiert ist.

32 Kai Drewes, Jüdischer Adel. Nobilitierungen von Juden im Europa des 19. Jahrhunderts, Frankfurt a.M. 2013, S. 104 f. (mit Anm. 280), 273.

33 Undatiertes Ringbuchblatt [nach 1979], Din A 5,liniert, mit handschriftlichen Notizen Ruth Florsheims zu ihren Eltern in zweifacher, nahezu wortgleicher Ausfertigung, StA Dortmund, Nachlass Ruth Florsheim, ohne Signatur.

34 „Noah Wolff"; URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Noah_Wolff [letzter Zugriff: 2.4.2021].

selbstverständlich wie das „Kaiserhoch", das er regelmäßig auf Sitzungen jüdischer Vereine ausbrachte.[35] Da war es nur konsequent, dass sich Ruths ältester Bruder Richard, ab 1911 Nachfolger des verstorbenen Vaters in der Firma und in dessen Verbands- und Gemeindearbeit, öffentlich gegen den „national-jüdischen Chauvinismus der Zionisten" erklärte[36] und gleich am 1. August 1914 freiwillig für Kaiser und Reich in den Krieg zog. Anfang Oktober 1916 empfing er als preußischer Unteroffizier das Eiserne Kreuz II. Klasse.[37] Noch vor Kriegsende, so hat es Frau Florsheim im Abstand von 70 Jahren berichtet, wurde Richard zum Leutnant ernannt. Da war der Mangel an Offizieren mittlerer Chargen bereits so groß, dass er auch ohne seinen Übertritt zum Christentum diesen für Juden in Friedenszeiten bis dato unerreichbaren Dienstgrad erhielt.[38]

Die Geschwister

Richard Flörsheim, am 11. Mai 1891 in Dortmund geboren und im März 1909 mit dem Abitur aus dem Städtischen Gymnasium entlassen, hatte erst wenige Semester seines Jurastudiums in Frankreich absolviert, als ihn der plötzliche Tod seines Vaters Mitte Februar 1911 zum Abbruch seiner akademischen Ausbildung zwang. Zuhause sollte er, völlig unvorbereitet, die Leitung des elterlichen Betriebes übernehmen. Zwar standen ihm mit Mutter Selma und Onkel Rudolph Auerbach zwei erfahrene Prokuristen zur Seite, doch fehlte ihm eine kaufmännische Lehre als solide Grundlage der Unternehmensleitung. Auch wenn das Dortmunder Einwohnermeldeamt ihn als „Kaufmann" führte,[39] ist es unwahrscheinlich, dass er jemals eine solche Ausbildung durchlaufen hat. Er hätte sie ohnehin nur zusätzlich zur Firmentätigkeit nachholen können. Zudem unterbrach die vierjährige Kriegsteilnahme seinen beruflichen Werdegang. Somit dürfte er sich in der Geschäftsführung maßgeblich auf die reichen Kenntnisse von Mutter und

35 Z.B. Jüdische Rundschau, Berlin, 14. Jg., Nr. 31 (30.7.1909), S. 361.
36 Allgemeine Zeitung des Judentums, 78. Jg., Nr. 6 (6.2.1914), S. 64.
37 Israelitisches Familienblatt, 18. Jg., Nr. 40 (4.10.1916), S. 2.
38 Erlebnisbericht „Hochschule", [vermutlich Bielefeld] o. J., Transkript eines auf Tonkassette Nr. 1 aufgenommenen Vortrags, S. 12, StA Dortmund, Nachlass Ruth Florsheim, ohne Signatur.
39 Z.B. Dortmunder Einwohnerbuch 1924 [1927], Dortmund 1924, Teil 2, S. 176 [111]; Dortmunder Einwohnerbuch, Dortmund 1938, Teil 3, S. 158.

Onkel gestützt haben, während er sich im Alltag zu bewähren hatte und allmählich den nötigen Kaufmannsgeist entwickeln konnte.



Die Flörsheim-Geschwister: Anna, Ernst, Ruth, Martha, Werner, Richard und Heinz (v.l.n.r) (Nachlass Ruth Florsheim, Stadtarchiv Dortmund)

Mitte Mai 1919 verlobte sich Richard mit Henny Lifmann [Liffmann] (1891–nach 1975), Tochter eines Viehhändlers aus der westfälischen Bergarbeiterstadt Kamen, die er am 4. März 1920 heiratete. Wie zuvor sein Vater Sally wurde Richard in mehreren jüdischen Organisationen in Ehrenämter gewählt, womit er eine lange Familientradition fortsetzte.[40] Ein besonderes Anliegen war ihm als Gründungsvorsitzendem die Tätigkeit der 1925 gebildeten Dortmunder Ortsgruppe der „Vereinigung für das liberale Judentum".[41] Außerdem ließ er sich in den Vorstand der Repräsentantenversammlung der Synagogengemeinde Dortmund[42] wie auch in deren Beerdigungsgesell-

40 Information ohne Quellenangabe laut http://www.karldrerup.eu/karl-drerup-the-family-history-of-his-wife-gertrud.html [letzter Zugriff: 2.11.2022]; Heiratsanzeige in: Dortmunder Zeitung, 93. Jg., Nr. 104 (4.4.1920), [S. 4].

41 Jüdisch-liberale Zeitung. Organ der Vereinigung für das liberale Judentum, Berlin/Breslau, 5. Jg., Nr. 4 (23.1.1925), [S. 5].

42 Israelitisches Familienblatt, 31. Jg., Nr. 47 (21.11.1929), [S. 5]; 33. Jg., Nr. 27 (2.7.1931), [S. 6].

schaft (*Chewra Kadischa*),[43] Darlehenskasse[44] und Bibliotheksausschuss[45] wählen. In seinen Ehrenämtern pflegte er seine Ideen und Pläne derart prononciert und überzeugend vorzutragen, dass selbst die überregionale jüdische Presse ihn und seine Redebeiträge häufig namentlich erwähnte.

Im Gefolge der Weltwirtschaftskrise musste die Dortmunder Metallhandlung S. Flörsheim bereits 1930 ihre Geschäftstätigkeit einstellen, wenngleich sie erst im August 1938 auf Druck der nationalsozialistischen Behörden durch Löschung aus dem Dortmunder Handelsregister formal liquidiert wurde. Richard Flörsheim arbeitete fortan unter immer schwierigeren äußeren Bedingungen als freier Wirtschaftstreuhänder, nachdem er schon kurz nach Adolf Hitlers „Machtübernahme" als prominentes Vorstandsmitglied der Synagogengemeinde gemeinsam mit zwei weiteren ihrer Repräsentanten verhaftet worden war.[46] Nach den Novemberpogromen des Jahres 1938 von erneuter Verhaftung bedroht, emigrierte er mit Ehefrau Henny Anfang Februar 1939 nach Dordrecht. Ende Oktober 1939 verließen beide auch die Niederlande. Über Spanien und Mittelamerika trafen sie Anfang Dezember 1939 in der chilenischen Hafenstadt Valparaiso ein. Die letzten acht Jahre seines Lebens könnte Richard Flörsheim beruflich mit der chilenischen Staatsbahn verbunden gewesen sein, ehe er am 22. Januar 1948 in Paillaco (Chile) im Alter von 56 Jahren „plötzlich und vollkommen unerwartet" „[m]itten aus allem Schaffen heraus starb", wie Henny Flörsheim in einer Todesanzeige bekanntgab.[47]

Martha Flörsheim wurde am 8. Dezember 1893 als drittes Kind ihrer Eltern in Dortmund geboren. Zuvor war am 26. Dezember 1892 mit Käthchen Flörsheim das zweite Kind geboren worden, das nach nur 16 Monaten am 30. April 1894 verstarb. An den Besuch einer nicht mehr zu ermittelnden weiterführenden Schule schloss sich eine Ausbildung zur Krankenschwester an, möglicherweise ab etwa 1909 in dem von ihrem Vater gegründeten „Verein für jüdische Krankenpflege in Westfalen" ihrer Heimatstadt. Im Ersten Weltkrieg leistete sie an der Ostfront Dienst als Hilfsschwester in der Pflege kranker und verwundeter Soldaten. Anfang Dezember 1919 verlobte sie sich mit

43 Ebd., 33. Jg., Nr. 18 (30.4.1931), [S. 5].
44 Ebd., 33. Jg., Nr. 22 (28.5.1931), [S. 5].
45 Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden (Hg.), Führer durch die jüdische Gemeindeverwaltung und Wohlfahrtspflege in Deutschland, 1932–33, Berlin o. J. [c1932], S. 160.
46 Erlebnisbericht „Hochschule", S. 12.
47 Aufbau, 14. Jg., Nr. 9 (27.2.1948), S. 17.

dem promovierten Dortmunder Rechtsanwalt Albert Strauß (1882–1960).[48] Dieses Eheversprechen war jedoch für beide Verlobte nur von kurzer Dauer. Schon Anfang März 1922 konnten Martha und ihr Ehemann Ernst Meyer (1895–1939) die Geburt ihres ersten Kindes Hans Ernst [n1938: Henry Ernest Myer] (1922–2014) mitteilen.[49] Damit dürfte die Trauung spätestens im Sommer 1921 erfolgt sein. Derweil hatte sich Albert Strauß schon Ende Juli 1920 vermählt.[50] Ernst Meyer war Mitinhaber einer 1888 in (Wuppertal-)Elberfeld gegründeten Tuchgroßhandlung, die um 1937 nach behördlicher Anordnung aufgelöst wurde. 1927 wurde Klaus Ulrich [n1938: Kenneth Nicholas Myer] (1927–n2012) in Elberfeld geboren, der wie sein älterer Bruder 1938/39 mit einem der von Quäkern organisierten Kindertransporte nach Großbritannien gelangte. Dadurch entgingen sie der drohenden Deportation in ein Konzentrationslager.

Um 1935 verlor Martha Meyer ihre Stelle als Krankenschwester und musste sich nunmehr als Vertreterin und Zeitungsbotin durchschlagen, während die Geschäfte in der Firma ihres Mannes immer massiver durch gesetzliche Übergriffe der Nationalsozialisten geschädigt wurden und der Kundenstrom schließlich versiegte. Im Nachgang zu den Novemberpogromen von 1938 wurde auch Ernst Meyer ein Opfer von Verhaftung und Misshandlung, wodurch er über Monate arbeitsunfähig blieb. Im Frühjahr 1939 schien er endlich auf dem Wege der Wiederherstellung zu sein. Auch „[s]eine Amerika-Sache“ sei „in Ordnung“, erfuhr Selma Flörsheim in Oran aus einem Brief ihres Enkels Hans.[51] Offenbar hatten die Meyers gute Aussichten auf ein Visum zur Ausreise in die USA. Handfeste Belege dafür sind allerdings nicht zu finden. Der plötzliche Tod Ernst Meyers am 17. Mai 1939 im Alter von 44 Jahren stürzte Martha in große Einsamkeit und eine schier hoffnungslose Lage. Zwar waren wenigstens die Kinder in Sicherheit, aber der Ehemann und Haupternährer fehlte jetzt, und von ihren Geschwistern lebte zu dieser Zeit allein noch Ernst in Deutschland. Sollten die Eheleute Meyer zuvor konkrete Auswanderungspläne geschmiedet haben, so mangelte es Martha offenbar nicht nur an Kraft, sondern bald auch an Möglichkeiten, sie in die Tat umzusetzen.

48 K[artell-]C[onvent]-Blätter, Berlin u. a., 9. Jg., Nr. 11/12 (November 1919), S. 209.
49 Israelitisches Familienblatt, 24. Jg., Nr. 11 (16.3.1922), S. 5.
50 Dortmunder Zeitung, Dortmund, 93. Jg., Nr. 336 (28.7.1920), [S. 4].
51 Selma Flörsheim an Anna Flörsheim, Oran, 7.5.1939, StA Dortmund, Nachlass Ruth Florsheim, ohne Signatur, [S. 2].

Eine britische Einreisegenehmigung vorausgesetzt, hätte Martha in Großbritannien selbst als verfolgte Jüdin und Mutter zweier dort inzwischen lebender Minderjähriger nicht unbedingt auf einen Empfang mit offenen Armen hoffen können, erst recht nicht nach Kriegsbeginn am 1. September 1939, als „feindliche Ausländer" regelmäßig einstweilen interniert wurden. Diese ebenso unerwartete wie bittere Erfahrung mussten viele jüdische Emigranten aus Deutschland machen. Mutmaßlich im Laufe des Jahres 1940 erhielt Martha nach mehreren Umzügen innerhalb Wuppertals die Zwangseinweisung in das „Judenhaus" Stefanstraße 9 im Stadtteil Elberfeld als Vorstufe zur späteren Deportation. Diese begann am 20. Juli 1942 mit einem Eisenbahntransport von 298 Juden aus dem Bergischen Land zur Sammelstelle nach Düsseldorf und von dort in das Ghetto Theresienstadt.[52] Am 12. Oktober 1944 wurde Martha Meyer ins Konzentrationslager Auschwitz überstellt, wo sich ihre Spur verlor. Es ist anzunehmen, dass sie schon kurz danach dort im Alter von 50 Jahren ermordet wurde.[53]

Ernst, das fünfte Kind von Sally und Selma Flörsheim, kam am 19. Juni 1896 in Dortmund zur Welt. Zwischen ihm und Martha war am 15. März 1895 Kurt Flörsheim als viertes Kind geboren worden, der am 16. März 1902, gerade siebenjährig, starb. Wie im Falle Marthas liegen auch für Ernst keinerlei Angaben zum Schulbesuch vor. Er dürfte die weiterführende Schule spätestens im Jahr 1913 beendet und die folgenden Monate als Lehrling im Familienbetrieb verbracht haben, ehe er sich mit Beginn des Ersten Weltkriegs als Freiwilliger meldete. An der Ostfront galt er zeitweilig als vermisst, bis ihn eine Typhusinfektion in ein Seuchenlazarett brachte, wodurch ihn seine Familie endlich ausfindig machen konnte. Ferner zog er sich einen Leberschaden zu, an dem er längere Zeit laborierte.[54] Trotz mehrmonatiger Invalidität muss er jedoch bis Ende 1918 wieder so gut genesen sein, dass er seinem sportlichen Hobby, noch dazu unter Wettkampfbedingungen, wieder nachgehen konnte. Schon im August 1919 konnte er bei einem Schwimmfest in Magdeburg für seinen

52 Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten und -Erinnerungsorte in NRW e.V.; URL: https://www.ns-gedenkstaetten.de/nrw/wuppertal/wissenswertes/juedische-geschichte/juedisches-leben-im-nationalsozialismus-1934-bis-1945 [letzter Zugriff: 8.2.2022].

53 Bundesarchiv (Hg.), Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, Sucheingabe „Meyer, Martha Marta" [Dortmund/Wuppertal]; URL: https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/de928517 [letzter Zugriff: 2.11.2022].

54 Erlebnisbericht „Familie" (1), S. 6.

Dortmunder Verein den dritten Preis im Juniorschwimmen erringen[55] – eine Kraft- und Ausdauerleistung, der mehrere Monate Training vorangegangen sein mussten. Überhaupt blieb der Schwimmsport Ernsts große Leidenschaft bis zum Vorabend des nächsten, noch verheerenderen Weltkriegs.

Im Oktober 1919 erteilte ihm sein Bruder Richard Kollektivprokura für die Firma Sally Flörsheim. In dieser Funktion ging er 1921 nach Berlin, um in die neueröffnete „Abteilung" des Dortmunder Stammbetriebs einzutreten. Schon Ende Januar 1924 aber war er wieder zurück in seiner Heimatstadt, wo er noch bis Juli 1925 in dessen Geschäfte eingebunden blieb. Danach aber ging er seinen eigenen Weg. Während die Berliner „Abteilung" noch bis 1929 fortbestand,[56] etablierte sich Ernst in Berlin-Kreuzberg als selbstständiger Unternehmer im Metallhandel, nachdem er, ausweislich des amtlichen Handelsregisters, schon seit 1919 in der einschlägigen Firma Aron Meyer & Co. führend tätig gewesen war.[57] Diese berufliche Neuausrichtung verlief parallel zu einer Veränderung seiner privaten Lebensumstände. Der Verlobung im Mai 1926 mit Esther Elfriede Lazarus (1908– 1988)[58] aus einem gutbürgerlichem Hause mit mehreren Rabbinern in der väterlichen Ahnenlinie folgten im Herbst die Heirat und eine Hochzeitsreise nach Venedig und München.[59] 1929 gründete Ernst in Berlin aus den Beständen der Aron Meyer & Co. GmbH die Metallfabrikate GmbH,[60] die nur vier Jahre später an einen neuen, „arischen" Eigentümer überging und mindestens bis Anfang der 1950er Jahre bestand.[61]

Im Persönlichen war den Eheleuten Ernst und Esther Flörsheim keine lange gemeinsame Zukunft beschieden, denn schon um das Jahr 1932 kam es aus unbekannten Gründen zur Scheidung des kinderlosen Paares.[62] Mutmaßlich Mitte der 1930er Jahre verließ Esther Flörsheim mit ihrer Mutter Lilly Lazarus geb. Leszczynska (1881–1968) Deutschland Richtung Großbritannien, wohin ihre jüngere Schwester Ruth Adele Lazarus [1935–1941: Durant; 1942–1990: Glass] (1912–1990) 1932 zum Studium an der London School of

55 Dortmunder Zeitung, 92. Jg., Nr. 400 (21.8.1919), [S. 2].
56 Berliner Handels-Register […], Ausg. 1929, 65. Jg., Berlin 1929, S. 114 u. 288.
57 Berliner Handels-Register […], Ausg. 1928, 64. Jg., Berlin 1928, S. 322.
58 Israelitisches Familienblatt, 28. Jg. (1926), Nr. 18 (6.5.1926), S. 5.
59 Fotopostkarte von Ernst und Esther Flörsheim an Selma Flörsheim, Venedig, 23.11.1926, StA Dortmund, Nachlass Ruth Florsheim, ohne Signatur.
60 Berliner Handels-Register […], Ausg. 1931, 67. Jg., Berlin 1931, S. 882.
61 Spezialarchiv der Deutschen Wirtschaft (Hg.), Leitende Männer der Wirtschaft und der zugehörigen Verwaltung [„Der Hoppenstedt"], Heppenheim, 1951, S. 374.
62 Zur sehr wahrscheinlichen Kinderlosigkeit von Ernst und Esther Flörsheim siehe oben, Anm. 15.

Economics emigriert war. Unter dem Namen Ruth Glass wurde sie später zu einer renommierten britischen Soziologin.

Für Ernst bedeutete die Trennung zweifellos einen tiefen Einschnitt in seinem Leben, den er allem Anschein nach durch ein um so größeres Engagement als weithin anerkannter und erfolgreicher Aktiver und danach als Leiter der Schwimmabteilung der Berliner Sportgemeinschaft (BSG) zu kompensieren vermochte. Wo genau er in Berlin oder Umgebung in den 1930er Jahren wohnte, welcher Erwerbstätigkeit er ab 1933 nachging und ob ihm sein Funktionärsposten seinen Lebensunterhalt zu sichern half, ist ungeklärt. Da die Sportnachrichten jüdischer Zeitungen von 1934 bis 1938 für ihn nacheinander drei verschiedene Kontaktadressen angaben – darunter zeitweilig auch Praxisanschrift seines jüngeren Bruders Heinz in Berlin-Mahlsdorf –,[63] ist davon auszugehen, dass er aus Sparsamkeitsgründen zur Untermiete leben musste. Im Berliner Adressbuch erschien er jedenfalls nach dessen Ausgabe von 1930 nicht mehr.[64] Unter seiner vierten und letzten (bekannten) Berliner Anschrift innerhalb von knapp sieben Jahren wurde möglicherweise auch Ernst Flörsheim – wie seine Schwester Martha in Wuppertal einige Monate später – in eines der berüchtigten städtischen „Judenhäuser" eingewiesen, bevor er am 17. November 1941 nach Litauen in das Fort IX des Konzentrationslagers Kowno (Kauen, Kaunas) deportiert wurde, wo er am 25.11.1941 starb.[65]

Als sechstes Kind wurde Anna Flörsheim am 26. Juni 1987 in Dortmund geboren. Seit 1912 Schülerin des städtischen Goethe-Gymnasiums ihrer Heimatstadt, besuchte sie dort bis Anfang 1916 den eigens für Mädchen eingerichteten „Realgymnasialen Kursus", der für die Reifeprüfung qualifizierte.[66] Diese bestand sie Ende März 1916 am Realgymnasium in Hagen,[67] wodurch sie die Berechtigung zum Hochschulstudium erwarb. Im April 1917 immatrikulierte sie sich an der Ludwig-Maximilians-Universität in

63 Jüdisch-liberale Zeitung, 14. Jg., Nr. 80/81 (5.10.1934), [S. 3]: „Bahnhofstraße 32" (Berlin-Mahlsdorf); Der Schild, 15. Jg., Nr. 9 (28.02.1936): „Kaiserallee 209" (Berlin-Wilmersdorf); Die Kraft, Berlin, 6. Jg., Nr. 27 (8.7.1938), S. 5: „Bamberger Straße 29" (ebd.).

64 Berliner Adreßbuch 1930 [1931], Berlin 1930 [1931], Bd. 1, Teil 1, 741 [765].

65 Bundesarchiv (Hg.), Opfer der Verfolgung, Sucheingabe „Flörsheim, Ernst" [Dortmund/Berlin]; URL: https:// https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/de1013512 [letzter Zugriff: 2.11.2022].

66 Fotopostkarte mit dem Vermerk „Realgymnasialer Kursus für Mädchen Klasse U II anno 1912 November" von unbekannter Hand und den Unterschriften von Annas Mitschülerinnen, StA Dortmund, Nachlass Ruth Florsheim, ohne Signatur.

67 Dortmunder Zeitung, 89. Jg., Nr. 172 (3.4.1916), [S. 2].

München für das Sommersemester im Fach Medizin,[68] wechselte aber bereits Anfang Oktober für die nächsten zwei Semester nach Heidelberg an die Ruprecht-Karls-Universität.[69] Nach erfolgreicher Vorprüfung Ende Juli 1918 kehrte sie für das Wintersemester 1918/19 nach München zurück,[70] von wo sie wahrscheinlich schon im April 1919 nach Jena ging,[71] um nach drei Semestern an der Friedrich-Schiller-Universität ihr Medizinstudium Anfang 1921 mit einer Dissertation über das Thema „Ein Fall von protrahiertem hysterischen Dämmerzustand" *cum laude* abzuschließen.[72] 1922 wurde ihr die Approbation erteilt. 1923/24 war sie wieder in Dortmund zur klinischen Ausbildung an den Städtischen Krankenanstalten. Eine pädiatrische Facharztausbildung an der Berliner Charité schloss sich an, die sie Ende 1925 beendet haben muss, denn das Berliner Adreßbuch für 1926 weist sie bereits als Kinderärztin aus.[73]

Nach einer dreijährigen Assistenzzeit im Städtischen Säuglingsheim in Berlin-Neukölln[74] scheint Anna Flörsheim eine dauerhafte Etablierung als niedergelassene Ärztin mit festem Patientenstamm nicht (mehr) gelungen zu sein. Das legt der häufige Wechsel ihrer Dienst- und Privatanschrift von 1932 bis 1936 infolge wiederholter Umzüge innerhalb Berlins (Wilmersdorf, Köpenick, Wedding, Tiergarten, Charlottenburg) nahe,[75] der an eine vor-

68 Personalstand der Ludwig-Maximilians-Universität München, Sommer-Halbjahr 1917, München 1917, S. 101; URL: https;//epub.ub.uni-muenchen.de/9682/1/pvz_lmu_1917_sose.pdf [letzter Zugriff: 20.7.2022].

69 Universitätsarchiv Heidelberg, Stud[enten]A[kte] Änne Flörsheim.; Matrikelbuch der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, 1916–1920, WS 1917/18, Nr. 299; URL: https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/uah_m15/0100[–0101][letzter Zugriff: 20.7.2022].

70 Personalstand der Ludwig-Maximilians-Universität München, Winter-Halbjahr 1918/19, München 1918, S. 73; URL: https://epub.ub.uni-muenchen.de/9685/1/pvz_lmu_1918_19_wise.pdf [letzter Zugriff: 20.07.2022].

71 Die vom Universitätsarchiv Jena erbetenen genauen Angaben zur Immatrikulation Anna Flörsheims lagen zum Zeitpunkt der Abgabe dieses Beitrags an die Herausgeber leider noch nicht vor.

72 Universitätsarchiv Jena, Bestand L, Medizinische Fakultät, o3. Dekanats- und Promotionsakten, S. 109, Nr. 360 (Anna Flörsheim hier irrtümlich unter „Promotionen zum Dr. med. dent." verzeichnet); URL: https://www.uni-jena.de/unijenamedia/universität/universitätsarchiv/bestand_l_mit_register.pdf [letzter Zugriff: 20.7.2022].

73 Berliner Adreßbuch 1926, Berlin 1926, Bd. 1, Teil 1, S. 747.

74 Berliner Adreßbuch 1927 [1928], Berlin 1927 [1928], Bd. 1, Teil 1, S. 768 [772 u. Teil 4, S. 1836]; Jüdisches Adreßbuch für Groß-Berlin, Ausg. 1929/30, Berlin 1929, S. 87.

75 Berliner Adreßbuch 1931 [1933], Berlin 1931 [1933], Bd. 1, Teil 1, 765 [616]; Teil 2, S. 636; Oberpostdirektion Berlin (Hg.), Amtliches Fernsprechbuch für Berlin und Umgegend, Ausg. April 1934 [1936], Berlin 1934 [1936], Teil 1, S. 275 [285]; Berliner Adreßbuch 1935 [1937], Berlin 1935 [1937], Bd. 1, Teil 1, S. 590 [622]; Teil 2, S. 643 [658].

wiegend ambulante Tätigkeit mit Hausbesuchen als Regelfall denken lässt. 1934/35 befand sie sich zwischenzeitlich abermals im Angestelltenverhältnis, und zwar in der Kinderabteilung des Krankenhauses der Jüdischen Gemeine Berlin,[76] ehe sie wieder selbstständig praktizierte.[77] Unterdessen hatte die nationalsozialistische Regierung jüdischen Medizinern die Berufsausübung längst durch willkürlichen Entzug der Kassenzulassung und allerlei andere ruinöse Repressalien noch weiter erschwert.

Mitte Mai 1936 beantragte Anna bei der Französischen Botschaft in Berlin ein Visum für den Besuch ihres Bruders Werner und seiner Familie in Oran. Beide waren 1933 in diese nordafrikanische Hafenstadt am Mittelmeer emigriert. Im Februar 1937 wurde ihr das Visum für einen maximal viermonatigen Besuch in Französisch-Algerien unter Androhung der Ausweisung bei längerem Aufenthalt erteilt.[78] Anfang November 1937 meldete sie sich per Zeitungsannonce bei ihren noch verbliebenen Patienten „[v]on der Reise zurück".[79] Inzwischen hatten sich deren Reihen weiter gelichtet, hatten doch Nichtjuden bei Besuchen jüdischer Ärzte mittlerweile jederzeit mit massiven Anfeindungen bis hin zu offenen Tätlichkeiten zu rechnen. Was selbst „arische" Kunden, Patienten und Klienten jüdischer Geschäftsleute und Freiberufler befürchten mussten, hatten bereits am 1. April 1933 die nicht selten gewalttätig verlaufenen Boykottmaßnahmen gegen jüdische Geschäfte, Arztpraxen und Anwaltskanzleien unmissverständlich deutlich gemacht. Unter diesen Umständen war die völlige Vernichtung von Annas beruflicher Existenz nur noch eine Frage weniger Wochen, vielleicht Monate. Ende September 1938 setzte der gesetzlich verfügte Entzug der Approbation ihrer Arbeit als Ärztin in Deutschland dann unwiderruflich ein Ende. Am 1. Dezember 1938 verließ sie mit ihrer Mutter Dortmund, um über Köln per Flugzeug nach Marseille und von dort mit dem Schiff nach Oran überzusetzen. Dort kamen beide am 5. Dezember wohlbehalten an.

76 Berliner Adreßbuch 1935, Berlin 1935, Bd. 3, Teil 4, S. 206.

77 C.V.-Zeitung, 14. Jg., Nr. 45 (7.11.1935), [S. 6].

78 Die polizeiliche Akte in: Archives Nationales, Pierrefitte-sur-Seine, Ministere de l'Intérieur, Direction générale de la Sécurité nationale, Dossier 14391, Florsheim, Anna, 1936–1937; URL: https://www.siv.archives-nationales.culture.gouv.fr/siv/rechercheconsultation/consultation/ir/consultationIR.action?irld=FRAN_IR_059460&udld=fichier_0F14406&details=true&gotoArchivesNums=false&auSeinIR=true&formCaller=GENERALISTE&fullText=Flörsheim%20Anna&optionFullText=ET [letzter Zugriff: 18.2.2022].

79 C.V.-Zeitung, 16. Jg., Nr. 44 (4.11.1937), S. 11.

Mochte Anna Flörsheim die stille Hoffnung gehegt haben, im fernen Algerien oder in Französisch-Marokko ein neues Leben frei von antisemitischer Diskriminierung beginnen zu können, so erwies sich diese Vorstellung rasch als Illusion. Ende der 1930er Jahre ging die französische Kolonialregierung immer unverhohlener gegen die jüdische Bevölkerung – gleich, ob seit Jahrhunderten ansässig oder gerade erst aus Europa zugewandert – vor, so dass der Widerruf des französischen Emanzipationsgesetzes von 1870 *(Décret Crémieux)* und die Annullierung der französischen Staatsbürgerschaft der Juden in Algerien im Jahr 1940 durch die Vichy-Regierung Philippe Pétains (1856–1951) lediglich den Gipfelpunkt einer langen Eskalation diskriminierender Verwaltungsakte markierten.[80] Mit dieser Maßnahme wurden die Juden im Land nahezu sämtlicher Möglichkeiten legaler Erwerbstätigkeit beraubt. Am härtesten traf es die freien und akademischen Berufe, weshalb sich Anna in den ersten drei Jahren im Exil mit der sporadischen Begleitung von Krankentransporten aus und nach Frankreich sowie als illegal, und daher heimlich beschäftigtes Hausmädchen begnügen musste. An der skandalös judenfeindlichen Gesetzespraxis in Algerien änderte grundsätzlich auch die Landung alliierter Truppen in Nordafrika um die Jahreswende 1942/43 zunächst wenig, weshalb Anna wenigstens eine Arbeit als „gehobene Krankenschwester" beim Roten Kreuz annahm,[81] um nun immerhin unter Anwendung ihrer medizinischen Fachkenntnisse den eigenen Lebensunterhalt und teils auch den ihrer Mutter bestreiten zu können.

Anfang September 1946 emigrierte Anna Flörsheim ein zweites Mal, jetzt mit dem Ziel New York, wo sie am 12. September ankam. Trotz erheblicher Schwierigkeiten beim Nachweis ausreichender englischer Sprachkenntnisse und der Anerkennung ihrer ärztlichen Qualifikation fand sie schnell eine Stellung als Ärztin am Lincoln Hospital in New York und am Coney Island Hospital in Brooklyn, NY, wo sie bis zu ihrem Umzug in die Kleinstadt Cas-

80 Laut Angaben von Prof. Dr. Helène Cixous, Paris, in einem Telefonat mit dem Verfasser, 27.5.2021. Der Verfasser dankt Frau Cixous für das ausführliche Gespräch mit ihr in Paris am 17.11.2022 über die jüdische Geschichte ihrer Geburtsstadt, über die französische Judenpolitik der Vichy-Regierung und das Verhalten der alliierten Expeditionstruppen in Nordafrika gegenüber den jüdischen Flüchtlingen aus Europa.

81 Hannes Tutschku, „Die Trümmer eines Lebens …", hausinterne Information zum Nachlass Ruth Florsheim, StA Dortmund, November 2017, [S. 10].

sadaga im Westen des Bundesstaates New York im Jahre 1955 tätig blieb. In Cassadaga richtete sie eine kleine Arztpraxis ein, lebte ansonsten jedoch sehr zurückgezogen. Ab Anfang der 1950er Jahre zwangen wachsende Gesundheitsprobleme immer wieder zu Krankenhausaufenthalten und Einschränkungen ihrer Berufstätigkeit, die zunehmend auch auf die Seele drückten. Dennoch praktizierte sie bis ins hohe Alter und erfreute sich trotz eines eher verschlossenen, ja menschenscheuen Wesens verbreiteter Anerkennung für ihr fachliches Können und großer Dankbarkeit für ihre allzeitige Hilfsbereitschaft.[82] Im Alter von 86 Jahren, durch langes Leiden ermüdet und geschwächt, wurde Anna Flörsheim am 27.09.1983 laut der Todesanzeige ihrer Schwester Ruth „von ihrem schweren, erfüllten Leben erlöst".[83] Wie ihre Mutter Selma starb sie im Krankenhaus des Nachbarortes Jamestown und wurde wie diese auf dem Friedhof von Chautauqua, NY, beigesetzt.

Das siebte Kind, Werner Flörsheim, wurde am 24. August 1898 wie alle Geschwister in Dortmund geboren. Auch über seine Schulzeit ist nichts Greifbares überliefert, zumal sie durch den Kriegsdienst unterbrochen wurde. Nachdem ihm Mutter Selma auf sein unablässiges Drängen hin zum 17. Geburtstag ihre schriftliche Einwilligung in seine Kriegsteilnahme erteilt hatte, dauerte es nur sechs Wochen, bis er vor Verdun „vollkommen zusammengeschossen" und am rechten Arm und an der Wirbelsäule schwer verwundet wurde.[84] Es folgte ein dreijähriger Lazarettaufenthalt, der ihn immerhin vor einem möglichen Soldatentod bewahrte. Durch die ständige Einnahme starker Betäubungsmittel Morphinist geworden, konnte er sich nach einiger Zeit mit Unterstützung einer Krankenschwester aus dieser Abhängigkeit befreien. Nach vielen Operationen und Therapiemaßnahmen schließlich als 20-Jähriger aus der Behandlung entlassen, galt Werner als Invalide, dem zwar gesetzlich die eine oder andere Vergünstigung zustand, dessen berufliche Perspektiven nun jedoch wesentlich eingeschränkt waren. So zog er Mitte April 1919 erst einmal wieder im Elternhaus ein. Vermutlich arbeitete er in den folgenden zwölf Monaten auf das Abitur oder einen ihm gleichgestellten Schulabschluss hin, ohne den auch einem Kriegsver-

82 Erlebnisbericht „Leben" (3), Bielefeld, 18.8.1985, Transkript eines auf Tonkassette Nr. 5 aufgenommenen Gesprächs mit einem ungenannten Interviewpartner, S. 5 f., StA Dortmund, Nachlass Ruth Florsheim, ohne Signatur.
83 Aufbau, 49. Jg., Nr. 42 (21.10.1983), S. 21.
84 Erlebnisbericht „Familie" (1), S. 7.

sehrten der Hochschulzugang verwehrt blieb. Allerdings hatte man in Preußen noch während des Krieges erste Anordnungen getroffen, um den zum Heeresdienst Eingezogenen und deshalb am schulischen Weiterkommen Gehinderten bei der Ablegung der Reifeprüfung entgegenzukommen.[85] Von solchen bis Kriegsende erlassenen Sonderregelungen, erst recht für versehrte Gediente, muss Werner Flörsheim Gebrauch gemacht haben. Andernfalls hätte er sich nicht im April 1920 an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena immatrikulieren können.[86] Ob er allerdings am Ende wirklich, wie von seiner Schwester Ruth angegeben, zwei Promotionsexamina in Wirtschaftswissenschaften und Chemie abgelegt hat, ist allein schon aufgrund des dafür erforderlichen Zeitaufwandes zweifelhaft.[87] Eindeutig dokumentiert ist seine am 28. Oktober 1926 an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main vorgelegte und angenommene Dissertation „Revision und Kontrolle" im Bereich der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften,[88] aufgrund derer er zum Doktor der Staatswissenschaften promoviert wurde.

An seinem 29. Geburtstag verlobte sich Werner Flörsheim in Bonn mit der bei Brüssel als Kind elsässisch-jüdischer Eltern geborenen Véra [Véronique] Katz (1905–1984).[89] Die Braut, früh verwaist, lebte dort seit einigen Jahren bei jüdischen Pflegeeltern. Am 6. Januar 1928, Véras 23. Geburtstag, wurde am selben Ort die Ehe geschlossen.[90] Im Jahr darauf zogen beide nach Berlin-Zehlendorf, wo sie eine soeben neugebaute Doppelhaushälfte erwarben. Im Dezember 1929 wurde die Tochter Marion Sylv(i)a geboren. 1930 soll Werner für kurze Zeit Chefredakteur der angesehenen *Berliner Börsen-Zeitung* gewesen sein, seine Stellung aber schon bald verloren haben, da judenfeindliche Kreise Zweifel an der Loyalität seiner Ehefrau säten, die ihre französische Staatsbürgerschaft nicht gegen die deutsche eintauschen

85 Dortmunder Zeitung, 89. Jg., Nr. 443 (1.9.1916), [S. 3].

86 Die vom Universitätsarchiv Jena erbetenen genauen Angaben zur Immatrikulation Werner Flörsheims lagen zum Zeitpunkt der Abgabe dieses Beitrags an die Herausgeber leider noch nicht vor.

87 Erlebnisbericht „Familie" (2), S. 5.

88 Katalog der Bibliothek der Goethe-Universität, Frankfurt a.M., Sucheingabe „Flörsheim, Werner"; URL: https://lbsopac.rz.uni-frankfurt.de/DB=30/SET=1/TTL=10/CLK?IKT=8502&TRM=Revision+und+Kontrolle [letzter Zugriff: 22.5.2021].

89 Verlobungsanzeige in: General-Anzeiger für Bonn und Umgegend, Bonn, 38. Jg., Nr. 12902 (23.8.1927), S. 6.

90 Heiratsanzeige in: General-Anzeiger für Bonn und Umgegend, 39. Jg., Nr. 13015 (7.1.1928), S. 3.

wollte.[91] Gemäß dieser – durch keine andere Quelle bestätigten – Zeitzeugenaussage von Véra Flörsheim [nach 1946: Flym] trat Werner Flörsheim die direkte Nachfolge von Walther Funk (1890–1960) an, der wenige Jahre später Karriere als Intimus Hitlers und Joseph Goebbels' machte und 1938 zum Reichswirtschaftsminister aufstieg.

Nach seinem unerquicklichen Intermezzo als Redakteur begannen für Werner Flörsheim und seine Ehefrau viele turbulente Jahre, im Beruflichen wie im Privaten. Wohl noch während seiner Anstellung bei der *Börsen-Zeitung* ließ Werner im Mai 1930 seinen 27/224-Anteil an Haus, Grundstück und Unternehmen der Familie Flörsheim auf dem Wege der Zwangsvollstreckung öffentlich versteigern,[92] um damit die eigenen Rücklagen erheblich aufzubessern. Der Ertrag aus der Versteigerung des ihm zustehenden Achtels aus dem Familieneigentum war offenkundig groß genug, um nicht nur seine unsteten Beschäftigungsverhältnisse der Jahre 1931 bis 1933 finanziell abzufedern, in denen er in amtlichen Berliner Verzeichnissen nacheinander als „Geschäftsführer" und einziger Beschäftigter der Agentur Dienst am Versicherungsnehmer, als „Juristischer Mitarbeiter" und „Journalist" firmierte.[93] Einer dauerhaften und geregelten Tätigkeit kann er ab Mitte 1930 nicht mehr nachgegangen sein. Einerseits war dies auf seine Kriegsverletzungen zurückzuführen, die ihn trotz ihrer Schwere nicht anspruchsberechtigt für eine Beschäftigungsförderung von Invaliden machte. Er „bekam einfach keine Stelle", erinnerte sich Ruth Flörsheim ein halbes Jahrhundert später.[94] Andererseits war sein trotz aller körperlichen Schäden ungebrochener Hang zum Draufgänger- und Abenteuertum nicht geeignet, Behörden oder potenzielle Arbeitgeber von seinem Recht auf Gewährung von Vergünstigungen für Teilinvaliden zu überzeugen.

Inmitten der Weltwirtschaftskrise lieh sich Werner Flörsheim 1931 das Fahrrad[!] seines Bruders Heinz aus, um damit, ganz auf sich gestellt, eine ausgedehnte und extrem strapaziöse Fahrt quer über den Balkan, durch die Türkei und den Vorderen Orient bis in das ukrainische Judenreservat

91 Gustav Julius Seelenberger, Genealogie der Familie Seelenberger, Typoskript, Santiago de Chile 1987; URL: https://archive.org/details/genealogiederf001, S. 159 [letzter Zugriff: 19.1.2021].
92 Dortmunder Zeitung, 102. Jg., Nr. 219 (12.5.1930), [S. 3].
93 Berliner Handels-Register […], Ausg. 1931, 67. Jg., Berlin 1831, S. 647; Handbuch des Bezirks Zehlendorf 1930, (Berlin-)Wannsee 1930, S. 4; Berliner Adreßbuch 1931, Bd. 1, Teil 1, S. 765.
94 Erlebnisbericht „Familie" (1), S. 7.

Berdytschiw (früher: Berditschew) zu unternehmen. In Istanbul wegen schmerzhafter Probleme mit seinem verletzten Arm ins Krankenhaus eingeliefert, konnte er die Ärzte nur mit großer Mühe davon überzeugen, trotz angeblich drohender Lebensgefahr auf eine Amputation zu verzichten. Stattdessen musste er sich drei weiteren Operationen unterziehen, bevor er nach mehrwöchiger Gesundpflege bei einem deutschen Augenarzt in Tigris seine Reise unbeirrt fortsetzte. Nach seiner glücklichen Ankunft in Berdytschiw ließ er Véra nachkommen, während er sich an Ort und Stelle nach einer Anstellung umsah. Die Mitnahme der knapp zweijährigen Tochter mitten im Winter 1931/32 wusste Werners Schwester Martha jedoch energisch zu verhindern. Ein Spionageverdacht, in der jungen Sowjetunion allgegenwärtig, machte der extravaganten Reise indes schnell ein Ende, und so trafen beide Eheleute nacheinander Anfang 1932 wieder in Berlin ein.[95] Bald weckte die ungewöhnliche Exkursion beim Rundfunk großes Interesse, und so ließ Werner am 1. August 1932 in einer nachmittäglichen Radiosendung 40 Minuten lang ausführlich seine spektakulären Reiseerlebnisse Revue passieren.[96]

Schon Anfang Oktober 1932 brach Werner Flörsheim, wieder allein, zu einer neuen Expedition auf, die ihn von Berlin über Frankreich, Spanien, Algerien, durch die Sahara bis nach Südafrika und von dort quer über den Atlantik und schließlich von Süd nach Nord durch den amerikanischen Doppelkontinent führen sollte. Dieses Mal allerdings vertraute er nicht der eigenen Muskelkraft, sondern einem Leichtmotorrad mit 74-Kubikzentimer-Sachsmotor.[97] Begleitet von zahlreichen Presseberichten kam er immerhin mehrere Tausend Kilometer weit bis in die nördliche Sahara voran.[98] Woran die Fortsetzung dieses Abenteuers letztlich scheiterte, ist nicht ganz klar. Eine Ursache war sicherlich, dass Werner Flörsheim nach der im Spätsommer erfolgten Übersiedlung von Frau und Tochter zu ihm nach Oran keine Genehmigung für einen längeren oder gar permanenten Aufenthalt

95 Ebd.

96 Radio Wien. Illustrierte Wochenschrift der Österreichischen Radioverkehrs-A.G., Wien, 8. Jg., Nr. 44 (29.7.1932), S. 53: „15 [Uhr]: Stunde der Unterhaltung. Dr. W. Flörsheim: Ein Journalist durchreist mit dem Fahrrad Asien und Afrika."

97 Dortmunder Zeitung, 104. Jg., Nr. 424 (10.9.1932), [S. 12].

98 Z.B. Ahora. Diario Grafico, Madrid, 3. Jg., Nr. 584 (28.10.1932), S. 29; Le Transafricain, Algier, 5. Jg., Nr. 36 (März 1933), S. 15; L'Écho D'Alger, Algier, 22. Jg., Nr. 8579 (5.4.1933), S. 10; Nr. 8667 (2.7.1933), S. 7.

in Algerien hatte. So geriet er spätestens im Juni 1935 als Fremder ohne gültige Aufenthaltsgenehmigung in das Visier der französischen Kolonialbehörden. Dreizehnmal festgenommen und teils nach mehrwöchiger Haft wieder freigelassen[99] und bis Juli 1939 zur Ausweisung ins nationalsozialistische Deutschland ausgeschrieben,[100] verdankte Werner seine Tolerierung ab Juli 1939 einzig der Tatsache, dass Véra auch nach ihrer Heirat Französin geblieben war. Dadurch erhielt sie trotz langer Abwesenheit aus Frankreich im März 1939 ihre staatsbürgerlichen Rechte zurück[101] – um sie nur gut ein Jahr später, wie auch die kurz zuvor eingebürgerte Tochter[102] und der in Oran als Algerien-Franzose geborene Sohn Jean Guy Serge Flörsheim [nach 1946: John Flym], unter Marschall Pétains Vichy-Regierung erneut zu verlieren. Bei Kriegsausbruch wurden Werner und seine Schwester Anna trotz inzwischen erteilter Aufenthaltsgenehmigung vorübergehend als feindliche Ausländer interniert.

Ähnlich seiner Schwester Anna machte auch Werner Flörsheim die ernüchternde Erfahrung, nicht weit genug emigriert und selbst noch im fernen Nordafrika, obgleich nur mittelbar, der Herrschaft der Nationalsozialisten und ihrer judenfeindlichen Gesetzgebung unterworfen zu sein. Ohne Aussicht auf eine seiner akademischen Ausbildung und seinen beruflichen Wünschen entsprechende Arbeitsstelle hielt er sich in Oran hauptsächlich als Amateurmechaniker mit Reparaturen von Motoren, Uhren und anderen technischen Geräten finanziell über Wasser, während Véra in einem Textilgeschäft ihren Beitrag zum Lebensunterhalt der vierköpfigen Familie erwirtschaftete.[103] Anfang Dezember 1947 wanderte Werner zunächst wieder

99 Angaben von Véra Flörsheim [Flym] in Seelenberger, „Genealogie", S. 159.

100 Vgl. das polizeiliche Dossier in: Archives Nationales, Pierrefitte-sur-Seine, Ministère de l'Intérieur, Direction générale de la Sécurité nationale, Dossier 14377, Florsheim, Werner, 1935–1939; URL: https://www.siv.archives-nationales.culture.gouv.fr/siv/rechercheconsultation/consultation/ir/consultationIR.action?irld=FRAN_IR_059460&udld=fichier_0F14419&details=true&gotoArchivesNums=false&auSeinIR=true&formCaller=GENERALISTE&fullText=Flörsheim%20Werner&optionFullText=ET [letzter Zugriff: 18.2.2022].

101 Vgl. alger républicain, Algier, 2. Jg., Nr. 172 (27.3.1939), S. 2, linke Spalte oben: „A l',Officiel' – Naturalisations", „Katz Véronique, femme Florsheim".

102 La Dépêche Algérienne, Algier, 55. Jg., Nr. 19313 (20.3.1939), S. 6, rechte Spalte unten: À l',Officiel' – Naturalisations", „Florsheim Marion"; alger républicain, Algier, 2. Jg., Nr. 172 (27.3.1939), S. 2, linke Spalte oben: „À l',Officiel' – Naturalisations", „Katz Véronique, femme Florsheim.

103 Erlebnisbericht „Familie" (1), S. 10.

allein als Quartiermacher nach New York aus, um einige Monate später Frau und Sohn nachkommen zu lassen. Die achtzehnjährige Tochter zog es dagegen vor, in Oran zu bleiben, wo sie bald einen Franzosen heiratete.

1948 beantragte Werner in New York seine Einbürgerung und die Änderung seines Namens in „Willbur Delano Daniel Flym" – ein Wechsel seiner Identität, der aber durch die auffällige Beibehaltung der Anfangs- und Endbuchstaben des alten Vor- und Zunamens den radikalen Bruch mit der deutschen Herkunft vermied. Als Beruf gab er nunmehr „Hausverwalter" *(superintendent)* an. Bei seiner Ankunft hatte er sich noch als „Uhrmacher" *(watchmaker)* bezeichnet.[104] Im April 1953 gaben die Behörden seinem Ersuchen statt.[105] Mitte der 1950er Jahre war er bei einem Gürtelhersteller in New York tätig.[106] 1960 standen die Namen der Eheleute Flym unter den registrierten Republikanern im Wählerverzeichnis für die bevorstehenden US-Präsidenten- und Kongresswahlen.[107] Um Weihnachten 1968 reisten beide nach Europa, wo sie auch die Unglücksstelle besuchten, an der Heinz Flörsheim 1939 zu Tode gekommen war. Ein Besuch Werners in Deutschland mag stattgefunden haben, ist jedoch nicht nachweisbar. Werner Flörsheim alias Wil(l)bur Flym starb 72-jährig im April 1971 und wurde, wie vordem seine Mutter, in Chautauqua beigesetzt.

Heinz Flörsheim kam als neuntes und letztes Kind am 21. September 1901 in Dortmund zur Welt und war laut Ruths freimütigem Bekenntnis ihr „Lieblingsbruder".[108] Im März 1920 legte er am Städtischen Gymnasium in Dortmund die Reifeprüfung mit dem Berufswunsch „Arzt" ab.[109] Mitte April 1920 immatrikulierte er sich an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg

104 United States, New York, Index to Passengers Arriving at New York City, compiled 1944-1948, Werner Florsheim, 1948.

105 National Archives at New York, Identifier 63045294, RG 21: Records of District Courts of the United States, 1685–2009, Series: Index to Declarations of Intention for Citizenship, 1917–1950, File United: Florsheim, Werner.

106 Vgl. den Briefkopf der New Yorker Firma „Mybelt & Co." auf zwei Schreiben Werner Flörsheims an Selma und Anna Flörsheim, New York, 5.6.1956 und 5.6.1957[!], StA Dortmund, Nachlass Ruth Florsheim, ohne Signatur.

107 New York Board of Elections, 1960: List of Enrolled Voters in the City of New York […] for the Year 1960–1961, S. 49.

108 Erlebnisberichte „Hochschule", S. 19, und „Hauptschule Rietberg", Rietberg, 3.7.1987, Transkript eines auf Tonkassette Nr. 8 aufgenommenen Gesprächs mit ungenannten Interviewpartnern (Schülern), S. 3, StA Dortmund, Nachlass Ruth Florsheim, ohne Signatur.

109 Dortmunder Zeitung, 93. Jg., Nr. 117 (11.3.1920), [S. 2].

im Fach Medizin.[110] Für April 1923 verzeichnet das dortige Universitätsarchiv ein „Abgangszeugnis Heinz Flörsheim", das aber unmöglich bereits das Ende des Studiums testiert haben kann. 1925 war er als Praktikant in Dortmund mit Wohnsitz im Elternhaus gemeldet.[111] Danach muss er auf jeden Fall sein Studium fortgesetzt haben, auch wenn er es am Ende nicht mit einer Promotion abgeschlossen hat. Erst mit dem Jahr 1931, in dem er bereits eine Praxis in Berlin-Mahlsdorf unterhielt, wird sein Werdegang wieder quellenmäßig fassbar, denn auch seine Schwester Ruth wusste über die Zwischenzeit von 1926 bis 1930 merkwürdigerweise nichts Erhellendes zu berichten. Die Praxis hatte Heinz zunächst vertretungsweise von einem „geisteskranken" Kollegen[112] übernommen. Dort, im Osten Berlins, erlangte er schnell Ansehen und Bekanntheit als „Armenarzt", der „[s]ehr, sehr beliebt" war.[113] Diese Popularität weckte bei der ärztlichen Konkurrenz manchen Neid und Argwohn. Früher noch als seine Schwester Anna geriet er in die Mühlen nationalsozialistischer Schikanen und musste sich judenfeindlicher Verdächtigungen erwehren.[114]

Schon im März 1933 wurde Heinz' Praxis durchsucht, während er selbst im Erholungsurlaub weilte und ein Vertreter, assistiert von Schwester Ruth, den Praxisbetrieb aufrechterhielt. Nur Tage später wurde ein von Heinz sehr geschätzter jüdischer Sanitätsrat von einem nationalsozialistischen Schlägertrupp überfallen, verhaftet und zu Tode geprügelt.[115] Am 1. April 1933 zogen SA-Männer vor dem Praxiseingang auf, um Arzt, Assistentin und Patienten gleichermaßen einzuschüchtern.[116] Als Heinz am 4. März 1938 in Berlin die Anwaltssekretärin Alice Abt heiratete,[117] hatten die Nationalsozialisten auch ihm die berufliche Existenzgrundlage fast vollständig entzogen, so dass die Frischvermählten nun die Auswanderung in die USA ins Auge fassten. Machte die Geburt der Tochter Judith kurz nach Heinz' 37. Ge-

110 Universitätsarchiv der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Matrikelbuch, Sommersemester 1920, Nr. 176.
111 Dortmunder Einwohnerbuch 1926, Dortmund 1926, Teil 2, S. 103.
112 Dr. Wilhelm Rocco (†1933), praktischer Arzt und Geburtshelfer in Berlin; vgl. Erlebnisbericht „Hochschule", S. 19.
113 Erlebnisbericht „Familie" (2), S. 7.
114 Ebd.
115 Dr. Arno Philippsthal (1887–1933).
116 Erlebnisbericht „Hochschule, S. 19 f.
117 Vgl. die Heiratsanzeige in C.V.-Zeitung, 17. Jg., Nr. 9 (3.3.1938), S. 8, und Jüdische Rundschau, 43. Jg., Nr. 18 (4.3.1938), S. 9.

burtstag die Entscheidung über Bleiben oder Gehen nur noch dringlicher, so fiel sie nach den Erlebnissen der Novemberpogrome 1938 endgültig zugunsten der baldigen Emigration. Während die Visaanträge im Amerikanischen Konsulat bearbeitet wurden, brach Heinz, ein passionierter Skifahrer, im März 1939 zu einem Urlaub in Tirol auf. Eine Gruppe befreundeter Skifahrer nahm ihn als medizinischen Betreuer mit auf ihre Tour, so dass ihn die Behörden wegen seiner zeitweiligen Abwesenheit vom Wohnort nicht ohne Weiteres einer beabsichtigten Flucht oder in die Schweiz bezichtigen konnten. In seinen Studienjahren hatte er sich als Skilehrer ein wenig Geld hinzuverdient. Doch trotz langjähriger Erfahrung mit den Besonderheiten der winterlichen Hochalpenwelt kam er am 13. März 1939 bei einem plötzlichen Lawinenabgang zu Tode, nachdem er die übrigen Reiseteilnehmer noch rechtzeitig hatte warnen können. Dadurch wurde Alice nach gerade einjähriger Ehe schon Witwe. Fünf Monate nach Heinz' Tod – die Visa waren kurz nach seinem Unglücksfall eingetroffen – verließ sie gemeinsam mit der knapp einjährigen Tochter Deutschland und reiste am 12. August 1939 von Rotterdam nach New York aus.[118]

Das erste Lebensdrittel (1900–1933): Kindheit, Jugend und Berufsausbildung

Ruth Florsheim [bis c1933: Flörsheim] wurde am 15. Juli 1900 als achtes Kind und jüngste Tochter ihrer Eltern in Dortmund geboren. Die Geschwister Käthchen und Kurt hat sie nicht (bewusst) kennengelernt, so dass sie mit vier Brüdern und zwei Schwestern aufwuchs. Ruths Lebensgeschichte begann fünf Wochen nach der Feier zur Einweihung der neuen Dortmunder Synagoge an der Hansastraße, Ecke Hiltropwall – keinen Kilometer von ihrem Elternhaus in der Elisabethstraße 15 entfernt.[119] Zum großbürgerlichen Ambiente gehörten eine herrschaftliche, dreieinhalbstöckige Gründerzeitvilla mit ein Hektar großem Garten und weiblichem Hauspersonal. Ein Automobil mit Chauffeur stand der Familie nicht nur für geschäftliche Zwecke allzeit zu Diensten.

118 Vgl. die Passagierliste der „SS. Volendam", S. 11, National Archives, Washington, D.C., https://catalog.archives.gov/id/157909155, Image 650 [letzter Zugriff: 19.11.2021].
119 Faehre (Hg.), Dortmunder Adreßbuch für das Jahr 1900, Teil 2, S. 102.



(Nachlass Ruth Florsheim, Stadtarchiv Dortmund)

Ruths Einschulung zu Ostern 1907 fand noch ebenso im äußeren Frieden des prosperierenden Kaiserreiches statt wie ihr Wechsel auf das städtische Goethe-Gymnasium vier Jahre später. Dieser aber wurde überschattet von dem Tod Sally Flörsheims wenige Wochen zuvor im Februar 1911, mit dem auch für Ruth endgültig der „Ernst des Lebens" begonnen hatte. Der Verlust des geliebten, ja verehrten Vaters markierte für seine damals zehnjährige Tochter die erste tiefe Zäsur in ihrem Leben. Der unbeschwerten Kindheit folgten nun Jugendjahre, die zwar nicht von finanziellen Sorgen oder materiellen Nöten getrübt, aber bald vom Ersten Weltkrieg verdunkelt wurden. Zusehens leerte sich das Haus, als nacheinander die drei ältesten Brüder ins Feld zogen und die Gedanken der Zurückgebliebenen immer quälender um

das Schicksal der „Vaterlandsverteidiger“ zu kreisen begannen. Unterdessen führte Selma Flörsheims Bruder Rudolph Auerbach als Prokurist den Betrieb weiter.

Mitten im Krieg, zu Ostern 1917, zog auch Ruth von zuhause fort, um an der Kaiserin-Auguste-Viktoria-Schule in Bielefeld drei Jahre später ohne Beschränkungen oder Sonderkurse die Allgemeine Hochschulreife erlangen zu können.[120] Das Fehlen einer solchen Möglichkeit für Mädchen in Dortmund hatte ihre Schwetser Anna Flörsheim seinerzeit nur durch Qualifizierung für einen „Realgymnasialen Kursus“ mit anschließender externer Abiturprüfung an einem Hagener Realgymnasium ausgleichen können. Der Ruf Bielefelds als einer „Hochburg des Reformjudentums“[121] und die langjährige Bekanntschaft Sally Flörsheims mit dem dortigen Rabbiner Felix Coblenz (1863–1923), der mit ihm zu den Gründern des Verbandes der Synagogengemeinden Westfalens zählte, dürften die Wahl der Stadt als des neuen Schulortes der Tochter mitbeeinflusst haben. In Bielefeld wohnte Ruth zur Untermiete an der Ecke Detmolder Straße, Ecke Goebenstraße.[122] Am 16. März 1920, mitten im „Kapp-Putsch“ rechtsradikaler Freikorpssoldaten in Berlin, machte Ruth das Abitur[123] und kehrte danach in das Elternhaus nach Dortmund zurück. Dort nahm sie an der Handwerker- und Kunstgewerbeschule ein Grafikstudium auf. Von robustem Selbstbewusstsein zeugt ihre Berufsbezeichnung als „Kunstgewerblerin“ im Dortmunder Einwohnerbuch von 1921, kaum dass sie die ersten Monate ihres Studiums hinter sich gebracht hatte.[124] Erste Proben ihrer künstlerischen Fähigkeiten gab sie im folgenden Jahr in einem Bericht über die Handwerker- und Kunstgewerbeschulen in Preußen[125] und auf der Norddeutschen Handwerksmesse, wo sie eine Bronzemedaille gewann.[126]

120 Ab 1947: Bavink-Gymnasium; seit 1996: Gymnasium am Waldhof. Zu dieser Schule mit Bezügen auch zu Ruth Florsheim vgl. Fritz Achelpöhler, Mädchen. Schule. Zeitgeschichte, Bielefeld 2013.

121 Monika Minninger (Hg.), Aus einer Hochburg des Reformjudentums, Bielefeld 2006.

122 Heute: August-Bebel-Straße. Sie wohnte vermutlich im Haus Detmolder Straße 41a.

123 Westfälische Zeitung, Bielefeld, 110. Jg., Nr. 63 (19.3.1920), [S. 6].

124 Dortmunder Einwohnerbuch 1921, Teil 2, S. 158; Teil 3, S. 90.

125 Bund der Kunstgewerbeschulmänner (Hg.), Kunstgewerbe. Ein Bericht über Entwicklung und Tätigkeit der Handwerker- u[nd] Kunstgewerbeschulen in Preussen, Berlin [1922], S. VII.

126 American Craft Council Library, Minneapolis, Ruth Florsheim: Artist File; darin: „A. C. C. Research Service, Craftsman Questionnaire“ [beantwortet von Ruth Florsheim], Juli 1963, S. 2: „northgerman craft-fair 1922“. Es ist unklar, welche Ausstellung genau hier gemeint

Schon 1921, wenn nicht bereits Ende 1920, musste Ruth Florsheim ihr Grafikstudium wegen einer Erkrankung ihrer Mutter abbrechen. Obwohl alle drei Soldatensöhne den Krieg überlebt hatten, scheint sie an einer Art posttraumatischer Belastungsstörung gelitten zu haben, ausgelöst durch die jahrelange Sorge um die Kinder und durch die Ungewissheit über den Gesundheitszustand der beiden Kriegsversehrten Werner und Ernst. Mit ihren „Verzweiflungsausbrüchen" stellte sie Ruth in ihrer Berufsausbildung vor manche Probleme, denn sie war das einzige noch im Hause verbliebene Kind, auf dessen Hilfe sie im Bedarfsfall angewiesen war und auch zählte.[127] Als Ersatz für das Grafikstudium kam für Ruth eine Buchbinderlehre in Frage, doch wurde ihr die schon vereinbarte Annahme als Lehrling bei einem Dortmunder Buchbinder auf Betreiben des späteren Obermeisters der örtlichen Buchbinderinnung[128] untersagt. Rückschauend vermutete sie, dass dieser die künftige Konkurrenz bei der (häufigen) Vergabe von Aufträgen der Dortmunder Synagogengemeinde fürchtete, wo doch die Familie Flörsheim seit Jahrzehnten über enge Verbindungen zum Gemeindevorstand verfügte. So musste sie sich letztlich als Notlösung mit einem einjährigen Volontariat in der Buchbinderei der Stadtbibliothek Dortmund bescheiden, wo sich ihr aber längerfristig keine beruflichen Perspektiven boten.[129]

Nachdem sich die gesundheitliche Verfassung ihrer Mutter gebessert hatte, wagte Ruth Florsheim am 2. November 1922 mit der Immatrikulation im Fach Kunstgeschichte an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität ihren zweiten Versuch, wie Anna, Werner und Heinz nun selbst ebenfalls eine komplette wissenschaftliche Ausbildung zu absolvieren. Doch nach nur zwei Semestern war auch dieser Ausflug in die akademische Welt beendet, als ihr Name mit Wirkung vom 12. Juli 1923 „wegen Unfleiß[es]" aus dem Matrikelbuch „gelöscht" wurde.[130] Als Ausweg blieb ihr eine Lehre in einer Buchdruckerei mit Buchbinderei

ist. Möglicherweise handelt es sich um die vom 3. bis 24. September 1922 stattgefundene Gewerbeschau in Münster. URL: https://catalog.craftcouncil.org/cgi-bin/koha/opac-detail.pl?biblionumber=21125 [letzter Zugriff: 17.5.2021].

127 Erlebnisbericht „Hochschule", S. 15.

128 Ernst Reetz (c1870–v1950).

129 Erlebnisbericht „Hochschule", S. 15.

130 Universitätsarchiv der Humboldt-Universität Berlin, Rektorat an der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin vom 2.11.1922; Studentenverzeichnis WS 1922/23, S. 200, und SS 1923, S. 199; Matrikel-Nr. 1861/113. Zitat entnommen aus einer Mitteilung von Sandra Eitel, Universitätsarchiv der Humboldt-Universität, an den Verfasser, Berlin, 22.9.2022.

in Dortmund,[131] die sie vermutlich noch 1923 antrat und 1925 beendete. Einen ermutigenden Erfolg ihrer beruflichen Bestrebungen konnte sie im September 1925 auf der Handwerks- und Gewerbeschau in Dortmund mit einer Bronzemedaille in der Sparte „Kunstgewerbe“ verbuchen.[132] Offiziell als „Volontariat“ deklariert, vermittelte ihr die Lehrzeit – wohl von 1926 bis 1927 oder 1928 – in der „Kunstgewerbliche[n] Werkstatt für Buchbinderei, Lederplastik und feine Lederarbeiten“ von Carl [Karl] Schultze (1861–1937)[133] wertvolle Fachkenntnisse für ihre künftige Arbeit als selbstständige Kunstbuchbinderin. Schultze, den sie ungeachtet einiger Misshelligkeiten als „sehr guten Meister“ lobte, bei dem sie „wirklich was gelernt“ habe, scheint ihre spätere Vorliebe für das Material Leder geweckt zu haben.[134] Da noch bis in die frühen 1930er Jahre im Buchbinderhandwerk kein Meisterzwang herrschte, konnte Ruth Florsheim 1928 in Berlin ihre eigene Werkstatt – von ihr stets „Studio“ genannt – eröffnen. In der Lutherstraße 42 im Bezirk Schöneberg bot sie an, Bucheinbände, „sämtliche Arbeiten in Papier, Stoff, Leder“ sowie Aufträge für „hebräische Graphik“ auszuführen.[135] Warum sie ihren Betrieb nach nur drei Jahren wieder aufgab und 1930 in ihre Heimatstadt zurückzog, um dort in der Beurhausstraße 52 abermals ein (gleichfalls kurzlebiges) Gewerbe anzumelden, wird aus ihren „Erlebnisberichten“ nicht recht verständlich. Immerhin verlängerten solche Neuanfänge ihren ohnehin beschwerlichen Weg zum ersehnten Meistertitel.

Der genaue Tag ihrer Meisterprüfung im August 1932 in Dortmund ist trotz umfangreicher Recherchen nicht mehr zu ermitteln. Auch die Urkunde existiert nicht mehr. Nach Aussagen Frau Florsheims hatte der zuständige Obermeister der erst 1931 errichteten Zwangsinnung für das Buchbinder- und Bildereinrahmerhandwerk[136] ihre „Meisterprüfung mit Hilfe von [nationalsozialistischen] Parteigenossen“ nachträglich so „gefälscht“, dass ihr statt des tatsächlichen Bestehens eine Minderleistung attestiert wurde. Allerdings war zu jenem Zeitpunkt bereits das Bestehen ihrer Meisterprüfung durch den Eintrag ihres Namens in der Meisterrolle dokumentiert worden.

131 Möglicherweise die Firma Gerisch & Co. GmbH, Kielstraße 5, Dortmund.
132 Dortmunder Zeitung, 98. Jg., Nr. 425 (11.9.1925), [S. 2].
133 Dritte Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 in Dresden, Offizieller Katalog, Dresden 1906, S. 177.
134 Für Einzelheiten ihrer Lehrzeit bei Schultze vgl. Erlebnisberichte „Hauptschule Rietberg“, S. 6, und „Hochschule“, S. 16 f.
135 Jüdisches Adreßbuch für Groß-Berlin, Ausg. 1929/30, S. 465.
136 Dortmunder Zeitung, 103. Jg., Nr. 181 (20.4.1931), [S. 11].

Diese aber blieb für sie als Nachweis ihrer Berechtigung zur Führung des Meistertitels bis weit nach Kriegsende unerreichbar. Erst 20 Jahre später, nach ihrer Rückkehr nach Dortmund im Jahr 1952, kam ihr der Gedanke, dass die betreffende Rolle die Hitlerzeit und den Bombenkrieg „unten im Keller der Handwerkskammer" noch lesbar überstanden haben könnte – „und das war auch so […], und da stand denn", dass sie „die Meisterprüfung bestanden" habe.[137] Damit war sie bis ans Lebensende berechtigt, sich als (Kunstbuch-)Bindermeisterin zu bezeichnen.

Die Auseinandersetzungen um ihren Meistertitel bestärkten Ruth Florsheim in ihrer zunehmend pessimistischen Einschätzung der politischen Entwicklung in Deutschland, meinte sie doch, darin auch eindeutig judenfeindliche Motive ausmachen zu können. Schon lange vor 1933 hatte sie in der nationalsozialistischen Bewegung eine existenzielle Bedrohung für die halbe Million deutscher Juden erkannt. Als Hitlers Chefideologe Alfred Rosenberg (1893–1946) Reichsaußenminister Gustav Stresemann (1878–1929) wenige Monate vor dessen Tod einmal mehr öffentlich zu diskreditieren versuchte, indem er Käte Stresemann unter – gegenstandsloser – Behauptung dubioser Geldgeschäfte ihres Großvaters Süßmann Kleefeld (1814–1892) verächtlich machte,[138] griff er mit diesem zugleich einen angeheiraten Großonkel Frau Flörsheims an. Ruths leiblichem Neffen dritten Grades Wolfgang Stresemann warf Rosenberg vor, im Berliner Renaissancetheater „zugunsten der jüdischen Altershilfe konzertiert" zu haben. Dabei habe die „‚Crème' der ‚Gesellschaft', ganz Kurfürstendamm," dem „prinzlichen – pardon – demokratischen Dilettanten" „stürmische Huldigungen dar[gebracht]".[139] Die Lektüre einiger Kapitel von Hitlers *Mein Kampf*, das wiederholte Erleben judenfeindlicher Kundgebungen und Aufmärsche („Juda verrecke!") in Gegenwart teils begeisterter, teils schweigender Zuschauer sowie der militante Boykott jüdischer Geschäfte, Praxen und Kanzleien am 1. April 1933 ließen es ihr ratsam scheinen, Deutschland zu verlassen.[140] Hinzu kamen eine schwere Herzattacke im Alter von 32 Jahren und innerfamiliäre Unstimmigkeiten bezüglich der zu erwartenden politischen Entwicklung im Lande.[141]

137 Erlebnisbericht „Hauptschule Rietberg", S. 6 f.
138 Z.B. Der Weltkampf, München, 6. Jg., H. 61 (Januar 1929), S. 37; H. 62 (Februar 1929), S. 88.
139 Weltkampf, 6. Jg., Heft 61 (Januar 1929), S. 37.
140 Erlebnisbericht „Hauptschule Rietberg", S. 7.
141 The New School Archives and Special Collections, New York, Clara Meyer Papers, 1879–1976, Subject Files (NS020102.02), Ruth Florsheim Correspondence, Ruth Florsheim [an Clara Mey-

Tätliche Angriffe auf jüdische Verwandte und Freunde sowie das Verbot der Berufsausübung im Frühsommer 1933 bewirkten ein übriges, sie im Oktober 1933 zur Auswanderung aus Deutschland zu bewegen. Bereits im Februar 1933 hatte sie sich in Dortmund vorsorglich einen Reisepass ausstellen lassen.

Das zweite Lebensdrittel (1933–1965): Leben und Arbeiten auf drei Kontinenten

Allein auf sich gestellt, reiste Ruth Florsheim nach Italien aus, von wo aus sie vermutlich mit einem Auswandererschiff nach Palästina weiterzureisen hoffte. Die faschistische Regierung in Rom ließ Juden damals noch unbehelligt, ehe auch sie mit ihren „Rassegesetzen" von 1938 die Juden nach deutschem Vorbild aus dem öffentlichen Leben, dem staatlichen Beamten- und Verwaltungsapparat sowie aus vielen freien Berufen verdrängte. Anders als ihre Adepten nördlich der Alpen planten die Faschisten freilich, trotz einer auch in Italien zunehmend antisemitischen Stimmung, zu keiner Zeit aus eigenem Antrieb systematische Verfolgungen und Deportationen oder gar die totale Auslöschung der jüdischen Bevölkerung des Landes. Ohne Arbeitserlaubnis verdingte sich Ruth auf dem Lande nahe Venedig als Haus- und Kindermädchen. Weil ihr ein legaler Aufenthalt auf Dauer unmöglich schien, bemühte sie sich um eines der lediglich zwei Visa, die Juden in Italien jährlich für das britische Völkerbund-Mandat Palästina zugestanden wurden. Nachdem sie unerwartet schließlich ein Visum erhalten hatte, reiste sie im März 1936 nach Haifa aus.[142] Im Dezember 1938 wurde sie von der britischen Mandatsregierung eingebürgert.[143]

Nach ihrer Ankunft in Palästina war Ruth Florsheim die ersten Monate als Putzfrau und Kindermädchen beschäftigt. Im Alltag wurde sie Zeugin militanter Auseinandersetzungen zwischen Juden und Arabern. Jüdische Extremisten griffen die britischen Mandatsbehörden an, weil diese unter arabischem Druck den jüdischen Zuzug drosselten und dadurch die Aufnahme

er], New York, 12.1.1959.

142 Erlebnisbericht „Hochschule", S. 23–26.

143 Ruth Florsheims Einwanderungsakte in: Israel State Archives, Jerusalem, ISA – Mandatory Organizations – Naturalization – 0002jjk 01/11/1938–31/01/1939; URL: https://www.archives.gov.il/en/archives/Archive/0b07170680034dc1/File/0b0710680437fb6 [letzter Zugriff: 9.4.2001].

jüdischer Emigranten aus Mitteleuropa behinderten. Die ansässigen Araber wiederum sahen wegen der intensiven jüdischen Besiedlung und der Landkäufe des Jüdischen Nationalfonds *(Keren Kayemeth LeIsrael)* ihre Rechte als Mehrheitsbevölkerung bedroht.[144] Nach Jerusalem umgezogen, wurde Ruth schnell in ihrem Metier bekannt, so dass eine Jury mehrere ihrer Arbeiten für den Jüdisch-Palästinensischen Pavillon auf der „kleinen" Weltausstellung in Paris 1937 und der New Yorker Weltausstellung von 1939/40 auswählte.[145] 1937 und 1938 hob der nach Palästina ausgewanderte Journalist und Religionswissenschaftler Schalom Ben-Chorin [bis 1935: Fritz Rosenthal] (1913–1999), mit dem sie bis zu ihrem Tod befreundet blieb, in seinem „Jerusalemer Kunstbericht" für die *Jüdische Rundschau* auch ihre Arbeiten gegenüber deutschen Lesern sehr lobend hervor.[146] Die technischen Bedingungen, unter denen diese und andere Werke entstanden, waren allerdings kräftezehrend und primitiv, denn selbst die gröbsten und strapaziösesten Tätigkeiten hatte sie von Hand zu verrichten. Nun fehlten ihr all jene Spezialwerkzeuge und Gerätschaften, dazu hochwertige Materialien, die sie zuhause hatte zurücklassen müssen und die ihre Mutter inzwischen veräußert hatte, um den eigenen Lebensunterhalt aufzubessern.[147]

Während in Europa seit Monaten der Zweite Weltkrieg tobte und im Begriff war, nach Nordafrika und in den Nahen Osten auszugreifen, blieb die Jerusalemer Kunstszene davon noch unberührt. Zwar rekrutierte das Britische Rote Kreuz Frau Florsheim 1941 für zwei Ausbildungskurse in Erster Hilfe und häuslicher Pflege[148] und als Übersetzerin und Hilfsschwester in der Verwaltung eines britischen Internierungslagers – ein Dienst, durch den sie ein Dolmetscherdiplom mit Praxis in der Übersetzung von Texten aus Wirtschaft, Rechtswesen und Literatur erwarb.[149] Doch fand sie immer wieder Zeit für den einen oder anderen gewerblichen Auftrag. Bot sich die Gelegenheit, ihr Kunsthandwerk einer interessierten Öffentlichkeit vorzustellen, so

144 Erlebnisberichte „Hochschule", S. 26 f., u. „Leben" (II), S. 3 f.

145 Jüdische Rundschau, 42. Jg., Nr. 16 (26.2.1937), S. 13; The Palestine Post, Jerusalem, 15. Jg., Nr. 3996 (6.7.1939), S. 17; American Craft Council Library [siehe Anm. 126], „Craftsman Questionnaire", S. 2.

146 Jüdische Rundschau, 42. Jg., Nr. 16 (26.2.1937), S. 13; 43. Jg., Nr. 49 (21.6.1938), S. 6.

147 Erlebnisberichte „Leben" (1), S. 23; „Leben" (2), S. 6; „Hochschule", S. 35

148 Vgl. die Bescheinigungen erfolgreicher Teilnahme vom 31.7.1941 und 1.9.1941, StA Dortmund, Nachlass Ruth Florsheim, ohne Signatur.

149 The New School Archives and Special Collections [siehe Anm. 141], unbetiteltes Typoskript von Ruth Florsheim (Curriculum Vitae), ohne Datum [1957].

nutzte sie diese gern.[150] Notfalls räumte sie dafür auch das spärliche Mobiliar in ihrer Einzimmerwohnung beiseite, um Platz für Demonstrationsobjekte zu schaffen.[151] Dabei begleitete der gebürtige Österreicher und Kunstkritiker Theodor Friedrich Meysels (1899–1963) ihre Ausstellungen ebenso aufmerksam wie wohlwollend. Meysels war es auch, der ihr 1948 eine Dozentenstelle an der New Bezalel School of Arts and Crafts in Jerusalem[152] verschaffte, wo sie eine Buchbinderklasse gründete und leitete.[153]



(Nachlass Ruth Florsheim, Stadtarchiv Dortmund)

150 Z.B. The Palestine Post, 16. Jg. Nr. 4268 (28.5.1940), S. 6: „Wizo Exhibition"; Nr. 4485 (13.12.1940), [S. 6]: „Arts and Crafts at Bezalel"; 17. Jg., Nr. 4994 (8.10.1942), [S. 4]; „Craftsmen's Exhibition"; 20. Jg., Nr. 5754 (30.03.1945), [S. 4]: „Craftsmen's Fine Work"; 22. Jg., Nr. 6551 (6.11.1947), S. 4: „Ruth Floersheim Exhibition".

151 Erlebnisberichte „Leben" (1), S. 24, u. „Hochschule", S. 36 f.

152 Heute: Bezalel Academy of Arts and Design.

153 American Craft Council Library, „Craftsman Questionnaire", S. 2.

Schon in den 1940er Jahren war Ruth Florsheim eine leidenschaftliche Amateurfotografin. Zu den Beständen der Central Zionist Archives in Jerusalem zählen 46 Fotografien, die sie nachträglich beschriftet hat.[154] Diese Aufnahmen zeigen mehrheitlich Professoren, Gebäude und Alltagsszenen der Hebräischen Universität. Zehn von ihnen hat Alfred Bernheim (1885–1974) gemacht, der sich nach seiner Einwanderung nach Palästina 1934 einen Ruf als begabter Architektur- und Porträtfotograf erwarb und später zahlreiche Persönlichkeiten der Zeitgeschichte ablichtete.[155] Ihn muss Frau Florsheim noch in Deutschland getroffen haben, denn 1936 benannte sie Bernheim gegenüber der britischen Einwanderungsbehörde für Palästina als einen von zwei Bürgen, dem sie „persönlich bekannt" sei und der sich „bereit" erklärte, ihren Einbürgerungsantrag „zu unterstützen".[156] Womöglich hatten sich beider Wege in Düsseldorf gekreuzt, wo Bernheim als Kaufmann und sein Bruder Ernst, ein Ingenieur, 1923 eine „Fabrik für feine Bronze-Beleuchtungskörper – Spezialität Tischlampen" eröffnet hatten.[157] Jeweils vier weitere Fotos aus der erwähnten Sammlung der Central Zionist Archives fertigten teils ungenannte Personen sowie der Journalist Tim Nachum Gidal (1909–1996) an, der „als einer der Pioniere des modernen Fotojournalismus [gilt]".[158] Auch Gidal hat Ruth Florsheim aller Wahrscheinlichkeit nach persönlich gekannt. Wann und für welchen Zweck die übrigen 28 Bilder dieser Kollektion entstanden sind, ist nicht zu beantworten.

Am 14. Mai 1948 war Frau Florsheim im Museum in Tel Aviv zugegen, als David Ben Gurion (1886–1973) die Unabhängigkeit Israels proklamierte. Sie wurde beauftragt, die dreiteilige Urkunde zu einer Pergamentrolle mit Siegelschnur zu binden, die heute im Israel-Museum in Jerusalem zu besichtigen ist. Den ersten israelisch-arabischen Krieg unmittelbar nach der Gründung des jüdischen Staates erlebte sie in ihrer kärglichen Wohnung

154 The Central Zionist Archives, Jerusalem, Online-Katalog, Sucheingabe „Ruth Florsheim"; URL: http://www.zionistarchives.org.il/en/Pages/Default.aspx [letzter Zugriff: 17.5.2021].

155 Alfred Bernheim"; URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Alfred_Bernheim [letzter Zugriff: 7.4.2021].

156 Israel State Archives, Jerusalem, ISA – Mandatory Organizations – Naturalization – 0002jjk 1/11/1938–31/1/1939, S. 9: „I [= Ruth Florsheim] am personally known to the two undersigned residents of Palestine who are prepared to support my application"; URL: https://www.archives.gov.il/en/catalogue/group/1?kw=Florsheim,%20Rut [letzter Zugriff: 24.5.2021].

157 Düsseldorfer Adreßbuch 1924, Düsseldorf 1924, S. 35.

158 „Tim N. Gidal"; URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Tim_N._Gidal [letzter Zugriff: 7.4.2021].

in Jerusalem aus nächster Nähe mit.[159] Ihre Erfahrungen als Hilfsschwester brachten sie auf den Gedanken, verwundete israelische Soldaten während ihrer Rehabilitation für die Restaurierung antiker Manuskripte einzusetzen. Nach längeren Verhandlungen mit Ben Gurion über die erforderlichen finanziellen Mittel konnte sie 1950 nach Italien ausreisen, um dort als eine Art Kulturbotschafterin jüdische und israelische Kunst bekannt(er) zu machen. 1951 gelang es ihr, israelischen Künstlern erstmalig die Teilnahme an der in Fachkreisen hochgeschätzten IX. Internationalen Kunsthandwerksmesse in Mailand *(Triennale di Milano)* zu ermöglichen.[160] In Italien eröffneten sich ihr willkommene Möglichkeiten der beruflichen Fortbildung und damit zur Erweiterung ihrer Qualifikationen, denn bisher hatte sie vor allem von früher Erlerntem und selbst Ausprobiertem, teilweise auch vom Austausch mit Kollegen in Jerusalem gezehrt. In Florenz belegte sie akademische Kurse für erfahrene Kunstbuchbinder und machte sich mit der Herstellung und Verarbeitung von gekochtem Leder *(cuir bouilli)* vertraut. Am Ospedale del Libro in Rom eignete sie sich neue Methoden und Techniken der Restaurierung antiquarischer Bücher an.[161]

Noch im Sommer 1951 war sie fest entschlossen, zu späterer Zeit nach Israel zurückzukehren. Ihr nach eigener Aussage „1938 oder 1939" bezogenes Zimmer im Haus der christlich-arabischen Familie Al-Jamal in Jerusalem war zwar im Unabhängigkeitskrieg beschädigt und – inzwischen von den israelischen Behörden zum „herrenlosen Besitz" erklärt – Gegenstand eines Rechtsstreits geworden.[162] Sie war aber die Mieterin des Zimmers geblieben. Daneben unterhielt sie zumindest zeitweilig eine separate Werkstatt, etwas weiter westlich von ihrem Zimmer gelegen.[163] Für die Dauer ihrer Abwesenheit hatte sie ihr Zimmer an eine ehemalige Kunststudentin

159 Erlebnisberichte „Leben" (2), S. 9 ff., u. „Hochschule", S. 39 f.

160 Erlebnisbericht „Hochschule", S. 41.

161 The New School Archives and Special Collections [siehe Anm. 141], unbetiteltes Typoskript von Ruth Florsheim mit ihrer Unterschrift, 12.6.1958.

162 Columbia University, New York, Archival Collections, Avery Drawings & Archives Collection, Alfred Neumann architectural records and papers, 1900–1985, bulk 1950s–1960s, Series III, Subseries 3, Box 4, Folder 3: Floersheim, Ruth, 1951, unbetiteltes Typoskript von Ruth Florsheims, Paris 6.7.1951. Das Zimmer befand sich in der B'nai B'rith Street im Jerusalemer Westen. Das Haus war in den 1920er Jahren auf einem vom Griechisch-Orthodoxen Patriarchat von Jerusalem gekauften Grundstück errichtet worden. Es gehörte dem christlichen Araber Shukri Al-Jamal und später seiner Familie, die 1948 aus der Stadt floh oder vertrieben wurde. Vgl. URL: https://www.arabnews.com/node/1497216/offbeat [letzter Zugriff: 7.6.2022].

163 In der Ben Yehuda Street 32.

an der New Bezalel School of Arts and Crafts untervermietet und für die pünktliche Weiterleitung der Miete über ihr Konto an die Hausverwaltung Vorsorge getroffen. Ihre zurückgelassenen Arbeiten, Werkstoffe und Ausrüstungsgegenstände hatte sie dem Architekten Alfred Neumann (1900–1968) in Obhut gegeben.[164]

In Paris nahm sie 1951 am Lycée Technique Estienne an einem Fortbildungskurs zur Vergoldung auf Leder und Intarsien unter dem renommierten Professor Raymond (Antoine) Mondange (1929–2017) teil.[165] Ferner wollte sie an der Bibliothèque Nationale de France ihre Fertigkeiten in der Restaurierung antiker Pergamente erweitern. Eine Krebserkrankung mit notwendiger Operation und Rekonvaleszenz zwang sie jedoch zur vorzeitigen Beendigung ihrer Studien. Außerdem waren die Gelder aus Israel versiegt, hauptsächlich wohl wegen Devisenmangels des jungen Staates. Die französischen Behörden und anderweitige potenzielle Geldgeber sahen sich zur Vergabe eines Stipendiums außerstande. Stattdessen riet man ihr unter Verweis auf zu erwartende Entschädigungszahlungen als Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung zur Rückkehr nach Deutschland, dessen Staatsangehörigkeit sie nach ihrer Einbürgerung in Palästina im Dezember 1938 verloren hatte. So fand sie sich, inzwischen Bürgerin Israels geworden, im Juli 1952 unvermittelt in jenem Land wieder, das auch sie niemals mehr hatte betreten wollen.[166]

In Dortmund beantragte sie „Wiedergutmachung" für ihr im Krieg teilzerstörtes Elternhaus, das 1938 auf behördlichen Druck hin an einen nichtjüdischen Augenarzt hatte veräußert werden müssen.[167] Im Stadtteil Hörde eröffnete sie 1954 ein Übersetzungsbüro.[168] Nun kamen ihr die Dolmetscherdienste für das Britische Rote Kreuz in Palästina und der tägliche Umgang mit der jeweiligen Landessprache in Italien und Frankreich zugute. Als Mittfünfzigerin wagte sie 1954 einen dritten Ausflug in die akademische Welt,

164 The New School Archives and Special Collections [siehe Anm. 141], „Professional Data", Typoskript von Ruth Florsheim mit handschriftlichen Änderungen, ohne Datum [1958].

165 Heute: École Estienne. Vgl. das Schreiben des *Surveillent Général* der Schule [Unterschrift unleserlich] an Ruth Florsheim zur Bestätigung ihrer Teilnahme, Paris, 28.10.1965, StA Dortmund, Nachlass Ruth Florsheim, ohne Signatur.

166 Erlebnisbericht „Leben" (3), S. 3.

167 Erlebnisbericht „Leben" (1), S. 11. Zum Entschädigungsverfahren siehe die Korrespondenz im Nachlass Ruth Florsheim.

168 Dortmunder Adreßbuch 1955, Teil 2, S. 134.

als sie sich im Wintersemester 1955/56 als Hörerin an der Philosophischen Fakultät, wahrscheinlich für den Fachbereich Soziologie, der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg einschrieb und Anfang Dezember 1956 für zwei Semester im Fach Philosophie an der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg immatrikulierte. Beide Studienaufenthalte wurden aber nach kurzer Zeit durch Erkrankungen unterbrochen, die ihre Fortführung unmöglich machten.[169] Nebenbei entfaltete sie eine umfassende Vortrags- und Diskussionstätigkeit an Universitäten und Volkshochschulen, in Frauenbünden und Erwachsenenbildungsstätten kirchlicher und weltlicher Träger sowie für christliche und christlich-jüdische Vereinigungen in Westdeutschland einschließlich West-Berlin. Dabei ergaben sich Kontakte zu jüdischen und christlichen Theologen und Professoren, zu Politikern und Publizisten aus dem In- und Ausland.[170] In diesen Veranstaltungen sprach sie zum einen als eine von der nationalsozialistischen Judenverfolgung unmittelbar Betroffene und zum anderen als Anwältin israelischer Interessen und Verfechterin dezidiert jüdischer Standpunkte zu Ereignissen in Vergangenheit und Gegenwart. Oft war sie der einzige jüdische Podiumsgast, manches Mal gar die einzige jüdische Teilnehmerin im ganzen Saal. Damit waren all den gutgemeinten Bemühungen um eine Wiederannäherung und Zusammenarbeit von Juden und Christen, die sich in den 1950er Jahren vielerorts zaghaft zu regen begannen, allein schon zahlenmäßig engste Grenzen gesetzt.

Davon, dass diese tastenden Bemühungen wirklich einmal reife und bleibende Früchte tragen würden, war Ruth Florsheim damals wohl selbst nicht überzeugt. Andernfalls wäre sie nicht nach der Bewilligung ihrer beantragten Entschädigung Ende Mai 1957 von Rotterdam aus per Schiff zur Mutter und zu den Geschwistern Anna und Werner in die USA gereist,[171] ohne Pläne für ihre Rückkehr zu machen. Im Oktober jenes Jahres bot sie sich dem gemeinnützigen American Friends Service Committee (AFSC) in Philadelphia als Vortragsrednerin, bevorzugt zu Themen der Friedens-

169 Universitätsarchiv Heidelberg, Stud[enten]A[kte] Ruth Florsheim; Hörerkarte der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau für Frau Ruth Florsheim, StA Dortmund, Nachlass Ruth Florsheim, ohne Signatur.

170 The New School Archives and Special Collections [siehe Anm. 141], unbetiteltes Blatt mit Ruth Florsheims Curriculum Vitae, [1958].

171 Vgl. die Passagierliste des niederländischen Dampfers „Maasdam“, New York, 3.6.1957; URL: https://www.familysearch.org/search/ark:/61903/1:1:2HX9-TTL [letzter Zugriff: 26.2.2022].

und Minderheitenpolitik, an und verwies dabei auf ihre in Deutschland geknüpften Bekanntschaften mit amerikanischen Quäkern. Sie weilte im Lande „zu einem Besuch von recht unbestimmter Dauer, je nach Vortragsverpflichtungen".[172] Der Bedarf an Veranstaltungen dieser Art war allerdings eher gering, weshalb das in Aussicht gestellte Honorar maximal zehn Dollar plus Beherbergung und Fahrkosten betragen sollte. Ein internes AFSC-Memorandum beschrieb Frau Florsheim als „interessante kleine Dame", die „nichts sonderlich Dramatisches an sich hat", der zuzuhören jedoch „äußerst interessant ist" und deren „Anliegen sich in ihrer Tiefgründigkeit leicht mitteilen".[173] Wie viele solcher Versammlungen *(meetings)* mit ihr danach zustande kamen, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Immerhin erscheinen sie und zwei Kollegen in den AFSC-Akten als Redner *(speaker)* für die Jahre 1957 bis 1963.[174]

Wie zuvor im Nachkriegsdeutschland sah Frau Florsheim auch in den USA im interreligiösen Dialog eine wesentliche Voraussetzung für ein friedliches und gedeihliches Zusammenleben von Menschen verschiedener Religion und Weltanschauung. Aus diesem Grund ging sie immer wieder von sich aus auf Vertreter christlicher Konfessionen zu, um das – durchaus auch kontroverse – Gespräch zu suchen. Am 5. August 1958 notierte Dorothy Day (1897–1980), eine prominente Feministin, Pazifistin und Protagonistin der katholischen Arbeiterbewegung in den USA, in ihr Tagebuch, dass Ruth Florsheim, „eine Handwerkerin, Gelehrte, Publizistin und Fotografin", sie in New York aufgesucht und mit ihr einen Vortrag zu Martin Buber (1878–1965) vereinbart habe.[175] Ruth hatte in Jerusalem zu Bubers Kreis gehört.

Nicht nur finanziell war Ruth Florsheims zweiter Versuch, in den USA wenigstens als Honorarkraft Beschäftigung zu finden, erfolgreicher, führte

172 University of Illinois at Chicago, University Library, Special Collections, American Friends Service Committee records, „Memorandum," Louise Andrews Sims and Ray Hartsough u. a., Philadelphia, 30.10.1957: „She [= Ruth Florsheim] is in the country for a visit of a rather indefinite duration, depending upon lecture engagements."

173 Ebd.: „this interesting little lady";„while there is nothing very dramatic about her she is extremely interesting to listen to and the depth of her concerns are[!] readily transmitted."

174 University of Illinois at Chicago, University Library, Special Collections, American Friends Service Committee records, MSAFSC67, Inventory, Series II: „Speakers – Fredrickson, William; Ruth Florsheim, D. F. Fleming 1957–1963"; URL: https://findingaids.library.uic.edu/scMSAFSC67.xml [letzter Zugriff: 20.2.2021].

175 Vgl. die Wiedergabe von Days Tagebucheintrag in: The Catholic Worker, New York, 25. Jg., Nr. 2 (September 1958), S. 1: „a craftswoman, scholar, writer and photographer".

er sie doch zurück zu ihrem ureigensten Metier und zu den religiösen wie historischen Wurzeln ihrer jüdischen Herkunft. Im Juni 1958 bewarb sie sich bei der New School for Social Research in New York, an der vornehmlich aus Deutschland emigrierte jüdische Wissenschaftler lehrten, als Dozentin für Kurse im Kunsthandwerk. In Israel, so vergaß sie nicht zu erwähnen, betrachte man sie als „eine der herausragenden Kunsthandwerkerinnen" des Landes. Auch werde sie bald über ein „angemessen ausgestattetes Studio" verfügen[176] – was auf ihre inzwischen getroffene Entscheidung zum Bleiben im Lande schließen lässt. Mit der Hochschulleitung vereinbarte sie, in der ersten Hälfte des akademischen Jahres 1958/59 je einen Kurs zur Buchbinderei und zur Anfertigung von dekorativen Tieren und Schattenspielpuppen anzubieten.[177] Beide Kurse sollten zum Teil in ihrer Werkstatt tagen. Im zweiten Halbjahr widmete sie sich hingegen der Geschichte des alten und neuen Israel[178] einschließlich der Vorführung zweier Filme im Israelischen Konsulat in New York.[179]

Als die Dozententätigkeit nach nur einem Jahr endete, hatte sich Ruth Florsheim mit der P.E.M. Bookbindery in Manhattan schon ein neues Wirkungsfeld geschaffen, mit dem sie ihren Lebensunterhalt finanzieren konnte. Dieses – als in den 1940er Jahren „sehr ärmlich" beschriebene – Atelier hatte zuvor dem gebürtigen Italiener Frank Joseph [Francesco Guiseppe] Chiarelli (1893–1983) gehört, dem es von den Vorbesitzern vererbt worden war.[180] Obwohl nur klein und spartanisch eingerichtet, hatte sich dieser Betrieb bereits seit Jahrzehnten behauptet, da es in der Vergangenheit wegen der kleinen Zahl an Buchbindern in New York an Aufträgen nicht gemangelt hatte.[181] Präsentationen eigener Arbeiten, etwa im Jewish Museum, im

176 The New School Archives and Special Collections [siehe Anm. 141], Ruth Florsheim an Clara W[oolie] Mayer, New York, [12.6.1958?], Typoskript: „Considered by Israel as one of her outstanding craftsmen"; „I shall have a properly equipped studio."

177 The New School Bulletin, Bd. 16, Nr. 1 (1.9.1958), S. 12 u. 122.

178 Ebd., Bd. 16, Nr. 19 (0501.1959), S. 122 f.

179 Vgl. die Pressemitteilung des Information Office, [New York], 4.5.1959: The New School Archives and Special Collections [siehe Anm. 141], Digital Collections, Box 1, Folder 1, Identifier NS030107_000369. Gezeigt wurden die Filme „The Book and the Idol" von Samuel Eifert und Leroy Sylverst, American Fund for Israel Institutions u. Israel Office of Information, New York 1955, und „Leonard Bernstein in Israel", USA 1958.

180 Interview von Danièle Weiller mit ihrer Mutter, der französischen Buchbinderin Gilberte Givel [Pseudonym], geb. Levy, verh. Weiller, Paris, Juni 1998; URL: https://www.leseditionsmanson.com/livres_a_decouvrir/reliures/Reliuresinterviews.pdf, S. 79: „cet atelier était très pauvre".

181 Ebd. die Aussage von Gilberte Givel hinsichtlich der 1940er Jahre.

Theodore Herzl Institute und im National Design Center in New York, und die Teilnahme am Ersten Weltkongress der Kunsthandwerker 1964 an der Columbia University steigerten Frau Florsheims Bekanntheit in Fachkreisen und brachten ihr hohe Wertschätzung aus Kultur, Politik und Wissenschaft ein.[182] Der Dirigent Bruno Walter ließ Konzertpartituren bei ihr binden. Auch für die Präsidenten Dwight D. Eisenhower, John F. Kennedy und Richard M. Nixon erledigte sie verschiedene Aufträge.[183] Ausländische Botschaften bestellten bei ihr repräsentative Gästebücher. Aus einer privaten Schenkung zugunsten der University of California restaurierte sie einen seltenen Originaldruck der Werke Galileo Galileis.[184]

Im Juli 1963 wurde sie Mitglied im American Craftsmen Council, der führenden nationalen Vereinigung von Kunsthandwerkern aller Fachrichtungen in den USA, und dokumentierte damit einmal mehr ihre Absicht, in Amerika zu bleiben. Dennoch war sie Israel und dem Judentum weiterhin eng verbunden. So warb sie im New Yorker Arts and Crafts Center mit Vortrag und Lichtbildern für israelisches Kunsthandwerk[185] und gestaltete grafisch den Umschlag einer kleinen Broschüre mit Fotos zum Gedenken an zerstörte deutsche Synagogen.[186] In ihren acht Jahren in den USA soll sie sich auch als Kommentatorin bei „Stimme Amerikas" *(Voice of America)* und anderen Rundfunksendern betätigt haben.[187] Doch weder in ihren „Erlebnisberichten" noch in anderen einschlägigen Quellen ist dazu etwas zu finden.

Während Ruth Florsheim seit ihrer Ankunft in den USA 1957 nach einer zweijährigen Phase beruflicher Ungewissheit endlich Tritt gefasst hatte, ver-

182 A List of Every Woman Artist Exhibited at the Jewish Museum, New York; URL: https://stories.thejewishmuseum.org/a-list-of-every-woman-artists-exhibited-at-the-jewish-museum-70f819e0a7fb [letzter Zugriff: 14.5.2021]; National Jewish Post and Opinion, Indiana Edition, Indianapolis, 20. Jg., Nr. 10 (13.11.1964), S. 12; Jacqueline Rice (Hg.), The First World Congress of Craftsmen […], New York 1965, S. 214; craft horizons, New York, 25. Jg., Nr. 3 (Mai/Juni 1965), S. 42 f.

183 Erlebnisbericht "Hochschule", S. 46.

184 Vgl. die Auskünfte Ruth Florsheims in: Österreichische Mediathek, Interview von Jimmy Berg mit Ruth Florsheim, New York, 29.3.1962; URL: https://www.mediathek.at/oesterreich-am-wort/suche/treffer/atom/0918AE66-032-00179-0000063C-0917AC63/pool/BWEB/ [letzter Zugriff: 15.4.2021], und ihre Angaben in: American Craft Council Library [s. Anm. 126], „Craftsman Questionnaire", S. 2.

185 Aufbau, 29. Jg., Nr. 14 (5.4.1963), S. 14 u. 30.

186 Anne E. Hermann u. Ruth Florsheim (in Zusammenarbeit mit Frank J. Darmstaedter): In Memoriam. Pictures of Destroyed Synagogues, New York 1959, United States Holocaust Memorial Museum, Coll, Signatur: BM653.I4 1959.

187 Typografische Monatsblätter 86 (1967), Nr. 8/9, S. 650.

lief das Wiedersehen mit der Familie nach fast einem Vierteljahrhundert der Trennung nicht ungetrübt. Zu verschieden waren die Lebenswege gewesen, welche die Mutter und die drei noch lebenden Geschwister in der Zwischenzeit gegangen waren, als dass sich die persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen nicht in der direkten Begegnung nach so vielen Jahren bemerkbar gemacht hätten. Werner empfand regelrecht „Mitleid", als er seine jüngere Schwester am 3. Juni 1957 in New York in Empfang nahm. Zuerst erkannte er dieses „kleine alte Mädchen" mit Brille und grauem Haar gar nicht wieder, das ihm da von ferne zuwinkte.[188] Vor allem Anna hatte noch immer nicht verwunden, dass die Nationalsozialisten ihre vielversprechende Laufbahn als Kinderärztin in Deutschland vernichtet hatten. Größer noch war aber Werners eigener sozialer Abstieg. Ihm war es seit seiner Emigration nach Oran nicht mehr gelungen, einen seiner Qualifikation halbwegs entsprechenden Arbeitsplatz zu finden. Mutter Selma wohnte nach ihrer Einreise in die USA bei ihrer Tochter. Verbittert über das ihr angetane Unrecht, hatte sie sich selbst und ihrer Mutter den Gebrauch der deutschen Sprache strikt verboten.[189] Schon in den 1920er Jahren war das Verhältnis beider Schwestern zueinander ein wenig gespannt gewesen. Anna hat ihren Berufswunsch verwirklichen können, wohingegen Ruth nach der psychischen Erkrankung der Mutter „nur" eine Lehre hatte machen können. Dafür, dass Ruth – wenn auch zunächst nur für wenige Jahre – in das Land der Väter zurückgegangen war, das zum Land der Täter geworden war, fehlte Anna jedes Verständnis. Deshalb brach sie jeden Kontakt zu ihr ab. Erst im Alter konnten beide Schwestern ihr Zerwürfnis überwinden und gütlich beilegen. Was letztlich den Ausschlag für Ruths Entschluss gab, endgültig nach Deutschland zurückzukehren, bleibt Spekulation. Eine eigene Familie hatte sie nicht, die Mutter als früherer Mittelpunkt der Familie war gestorben, und die Bindungen zu den zwei noch lebenden Geschwistern hatten sich über die Jahrzehnte der Trennung wesentlich gelockert. Anderes mag hinzugekommen sein, das sie nicht länger in Amerika zu halten vermochte.

188 Werner Florsheim an Selma und Anna Florsheim, New York, 5.6.1959, StA Dortmund, Nachlass Ruth Florsheim, ohne Signatur: „I was filled of[!] pity at her sight"; „little old girl".
189 Erlebnisberichte „Leben" (3), S. 5, u. „Freunde" (1), S. 14.

Das dritte Lebensdrittel (1965–1998): Wirken mit Worten in Deutschland

Am 6. September 1965 meldete sich Ruth Florsheim ein weiteres Mal bei der Stadt Dortmund zurück. Schon fünf Wochen später aber reiste sie nach Paris, um ihre 1951 am Lycée Technique Estienne krankheitshalber vorzeitig beendete Weiterbildung nachzuholen. Etwa ein halbes Jahr blieb sie dort, bevor sie der Bruch einer Hand zur Aufgabe ihres Berufes zwang. Inzwischen im Rentenalter, aber weiterhin rüstig und voller Tatendrang, entdeckte sie für sich Österreich als neues Betätigungsfeld. Von Mitte Juli bis Mitte September 1966 begleitete sie Besuchergruppen durch das Mozart-Haus und das Mozarteum in Salzburg und erklärte diesen dabei in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache die Geschichte und kulturelle Bedeutung beider Sehenswürdigkeiten.[190] So viel Gefallen fand sie an der neuen Beschäftigung und Nebenerwerbsquelle, dass sie solche Bildungstouren in den folgenden Jahren wiederholte und im Sommer 1969 nach vorangegangener Prüfung die offizielle Konzession der Salzburger Landesregierung für das Fremdenführergewerbe erwarb.[191]

Warum sie von diesem amtlichen Privileg nicht Gebrauch machte, sondern noch im selben Jahr zum zweiten Mal von Dortmund nach Bielefeld umzog, bleibt ein weiterer blinder Fleck in ihrer Biografie. Auch wenn sie im Sommer 1967 noch einmal als „Meisterin der Einbandkunst“ bei einer Buchausstellung in der Galleria del bel libro im schweizerischen Ascona auftrat und dort referierte,[192] lag künftig ihr Schwerpunkt auf Vorträgen zu politischen, gesellschaftlichen und jüdisch-israelischen Themen. Im November 1967 sprach sie etwa auf der 9. Arbeitskonferenz des Jüdischen Frauenbundes in Hannover zur „Lage von Minderheiten auf der ganzen Welt“.[193] 1968 und 1969 leitete sie an der Bremer Volkshochschule Abende zur „Kunst in Israel“ und zum „Ringen um Jerusalem“ im ersten israelisch-arabischen Krieg.[194]

190 Vgl. die Bescheinigung dieser Tätigkeit durch die Internationale Stiftung Mozarteum, Salzburg, 22.7.1969, StA Dortmund, Nachlass Ruth Florsheim, ohne Signatur.

191 Vgl. den Bescheid des Amtes der Salzburger Landesregierung vom 18.08.1969 und die Konzessionsurkunde vom 21.8.1969, StA Dortmund, Nachlass Ruth Florsheim, ohne Signatur.

192 Typografische Monatsblätter, Bd. 86 (1967), Nr. 8/9, S. 650.

193 Sozialdemokratische Partei Deutschlands (Hg.), deutschland-berichte, Bd. 4, Bonn 1968, S. 49.

194 Bremer Volkshochschule (Hg.), Arbeitsplan, Wintertrimester 1968, S. 10; Frühjahrstrimes-



(Nachlass Ruth Florsheim, Stadtarchiv Dortmund)

In Bielefeld und Ostwestfalen setzte Ruth Flörsheim ihren öffentlichen Einsatz zur Vermittlung von Wissen über Israel und das Judentum sowie zur Förderung der Verständigung zwischen Juden und Nichtjuden mit noch größerer Intensität fort. Ihre Hauptzielgruppe war nunmehr die Jugend, nachdem sie sich in den 1950er Jahren vor allem an die Generation der Zeitzeugen von Krieg, Nationalsozialismus und Judenmord gewandt hatte. In zahlreichen Schulen weit über die Grenzen der Stadt und ihrer näheren Umgebung hinaus diskutierte sie über die Vergangenheit und die Gegenwart,

ter 1969, S. 27. URL: http://www.die-bonn.de/id/18168 [letzter Zugriff: 15.4.2021].

beispielsweise Mitte April 1985 im Einstein-Gymnasium in Rheda,[195] dessen Namenspatron sie noch persönlich kennengelernt hatte. Dabei scheute sie sich nicht, auch unpopuläre Ansichten zu vertreten. Der Genozid am europäischen Judentum und die Verwüstungen des Zweiten Weltkriegs hatten sie zu einer Pazifistin mit Vorbehalt reifen lassen, für die das bewaffnete Selbstverteidigungsrecht Israels wegen des Auschwitz-Traumas und aufgrund ihrer eigenen Kriegserfahrungen von 1948/49 nicht verhandelbar war. Damit rief sie in den 1970er und frühen 1980er Jahren manch heftigen Widerspruch von jüngeren Deutschen hervor, die aus ihren Sympathien für die arabischen Palästinenser unter Führung von Jassir Arafat (1929–2004) keinen Hehl machten. Meinungen zum Nahostkonflikt, aber auch zu gesellschaftlichen Entwicklungen in der Bundesrepublik aus jüdischer Sicht zu hören war noch Jahrzehnte nach Kriegsende in Deutschland für viele Publikumsteilnehmer ein ungewohntes und mitunter erstmaliges Erlebnis.

Noch hochbetagt trat Frau Florsheim in der Öffentlichkeit auf, zum Beispiel 1982 in München zur Eröffnung der Ausstellung „Shalom heißt Frieden. Vom Selbstverständnis des Judentums“.[196] Im Juni 1983 beteiligte sie sich auf dem 20. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Hannover an der Arbeitsgemeinschaft „Juden und Christen“[197] und hielt vier Monate später in der Ulmer Volkshochschule einen Vortrag über den „Geist des Judentums“.[198] Im Frühjahr 1983 war sie in der Redaktion der deutsch-jüdischen Emigrantenzeitung *Aufbau* in New York zu Gast gewesen, wo sie unter anderem über einen antisemitischen Vorfall in ihrem Bielefelder Wohnhaus berichtete.[199] Bei allem öffentlichen Engagement war Frau Florsheims Interesse an ihrem erlernten Beruf auch zwanzig Jahre nach dem Eintritt wider Willen in den Ruhestand keineswegs erloschen. Das zeigte sie 1986 mit einer Veranstaltung zur „Geschichte des künstlerischen Bucheinbandes“ in der Volkshochschule Lemgo.[200] Zu dieser Zeit beherbergte ihre kleine Wohnung

195 Einstein-Gymnasium Rheda, Homepage, Sucheingabe „Ruth Florsheim“; URL: https://ed-rheda.de/Start [letzter Zugriff: 14.5.2021].

196 StA München, Signatur: DE-1992-NL-LAMM-296, 1982; URL: http://stadtarchiv.muenchen.de/scopeQuery/detail.aspx?ID=265712 [letzter Zugriff: 30.9.2020].

197 Ulmer Volkshochschule, Einstein-Haus, Programm 9/1983–2/1984; URL: htpp://www.die-bonn.de/id/16139, Ankündigungstext der Veranstaltung 12302 [letzter Zugriff: 14.5.2021].

198 Ebd., Veranstaltung 12302.

199 Aufbau, 49. Jg., Nr. 14 (8.4.1983), S. 20. Von diesem Vorfall hatte Frau Florsheim auch dem Verfasser berichtet.

200 Volkshochschule der Alten Hansestadt Lemgo, Studienplan für das 2. Semester 1986, S. 21, Ver-

noch immer eine große Anzahl von Büchern – und Pflanzen – in Schränken, auf Tischen und Regalen.

Am 2. März 1975 wurde Ruth Florsheim maßgebliche Mitbegründerin der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, Arbeitsgemeinschaft Bielefeld, an deren Veranstaltungen sie über viele Jahre als Zweite Vorsitzende regelmäßig teilnahm. Auch die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in der Stadt konnte auf ihre aktive Mitarbeit zählen. Schon bald war sie in beiden Vereinigungen und darüber hinaus mit ihrer reichen Lebenserfahrung und umfassenden Allgemeinbildung eine Autorität und Institution mit klarer Meinung und durchaus streitbar, aber stets auf einen fairen und respektvollen Umgang bedacht. Am 8. Oktober 1985 erhielt sie in Würdigung ihres langjährigen unermüdlichen Wirkens für Verständigung zwischen Juden und Nichtjuden den Goldenen Ehrenring der Stadt Bielefeld mit Eintrag in das Goldene Buch.

Dass Frau Florsheim auch mit 87 Jahren in ihrem Bemühen um den interreligiösen Dialog selbst den Konflikt mit befreundeten Glaubensgeschwistern nicht scheute, bewies sie einmal mehr im April 1987 bei einer Sederfeier in Bielefeld, zu der Professoren aus beiden Teilen Deutschlands, Ungarns und der USA geladen waren. Gegen den erklärten Willen des Vorsitzenden der Jüdischen Kultusgemeinde Bielefeld, Artur Sachs (1914–1997) – eines ehemaligen Häftlings in zehn Konzentrationslagern –, setzte sie die Anwesenheit auch nichtjüdischer Gäste durch.[201]

Mit 93 Jahren zog Ruth Florsheim in das Altersheim „Müllerburg“ der Arbeiterwohlfahrt im lippischen Oerlinghausen um.[202] Als Alleinstehende seit jeher Freiheit und Selbstständigkeit gewohnt, fiel ihr die Einfügung in die Abläufe einer Senioreneinrichtung anfangs schwer. Mit zunehmender Gebrechlichkeit bei weiterhin beachtlicher geistiger Präsenz wurde sie all-

anstaltung 3201.1; URL: https://dfg-viewer.de/show/?set[image]=21&set[zoom]=min&set[debug]=0&set[double]=0&set[mets]=http%3a%2f%2hmedien.die-bonn.de%2fdoks%2fppa%2fPA_006_1986_1986_0202_A_00.xml [letzter Zugriff: 8.6.2022].

201 Wilma Iggers / Georg Iggers, Zwei Seiten der Geschichte, Göttingen 2002, S. 247 f. Vgl. Protokoll des Interviews mit Artur Sachs vom 21.8.1982 mit dem Verfasser: „Der Wiederaufbau der jüdischen Kultusgemeinde zu Bielefeld nach dem Zweiten Weltkrieg. Drei Interviews mit Augenzeugen und Anlagen zu diesem Thema“, Typoskript, Landesgeschichtliche Bibliothek Bielefeld, drittes Interview.

202 Zu den letzten Lebensjahren nach dem Umzug 1993 vgl. Erlebnisberichte „Freunde“ (1) u. (2), passim.

mählich wieder umgänglicher. Ein Sturz führte zur Bettlägerigkeit, die sie jedoch nicht daran hinderte, Besuch zu empfangen und das Tagesgeschehen interessiert zu verfolgen. 98-jährig starb Ruth Florsheim am 13. November 1998 in ihrem Domizil. Wenige Tage später hielt Henry Brandt (1927–2022), Landesrabbiner von Westfalen-Lippe, in der Kapelle des Jüdischen Friedhofs in Bielefeld die Totenfeier im Beisein vieler Trauergäste. Am 15. Dezember 1998 wurde ihre Urne, wie von ihr 1975 bestimmt, im Grab des Vaters im kleinen Kreis in der Jüdischen Abteilung des Dortmunder Ostfriedhofs beigesetzt.

Seit dem Tod Ruth Florsheims leben in Deutschland keine Nachfahren ihrer Dortmunder Familie mehr. Ihren Nachlass verwaltete bis 2013 der Bielefelder Soziologieprofessor Dr. Richard Grathoff (1934–2013) in Oerlinghausen, den sie Ende der 1950er Jahre als Studenten an der New School for Social Research in New York kennengelernt hatte. Nach Grathoffs Tod ging der größte Teil des Nachlasses (Dokumente, Druckerzeugnisse, Handschriften, Fotos, Dias, Tonkassetten mit Aufnahmen von Vorträgen u. a.) auf das Stadtarchiv Dortmund über. Den verbleibenden Teil (Goldener Ehrenring, Menorah, Buchbinderkoffer u. a.) verwahrt das Jüdische Museum Westfalen in Dorsten.

„Bitte nicht so scharf im Ton". Die „Sonderberichte" der Bielefelder Freien Presse (FP) zum Eichmann-Prozess

Dorothee von Trotha

1. Einleitung

Der „Eichmann-Prozess"[1] galt als „spektakulär".[2] Mit dem ehemaligen SS-Obersturmbannführer Otto Adolf Eichmann war am 11. April 1961 erstmals ein maßgeblich für die Organisation der Vernichtung der europäischen Juden verantwortlicher SS-Offizier vor ein ordentliches Gericht gestellt und der von ihm verübten Verbrechen angeklagt worden. Entsprechend umfangreich wurde in Funk, Fernsehen und Presse darüber berichtet.[3] Die heute ikonischen Bilder von Eichmann im kugelsicheren Glaskasten im Gerichtssaal in Jerusalem gingen um die Welt.[4]

Dem Eichmann-Prozess wird als einem der bekanntesten NS-Prozesse eine große Bedeutung für die „Aufarbeitung der Vergangenheit" (Theodor W. Adorno) in der Bundesrepublik zugeschrieben.[5] Tatsächlich waren die

1 Eigentlich „Strafsache 14/61. Generalstaatsanwalt gegen Adolf, den Sohn des Adolf Karl Eichmann". Peter Krause, Der Eichmann-Prozeß in der deutschen Presse (Wissenschaftliche Reihe des Fritz Bauer Instituts, Bd. 8), Frankfurt a.M. 2002, S. 304.

2 Regina Schmidt, Egon Becker, III. Eichmann-Prozeß, in: dies., Reaktionen auf politische Vorgänge. Drei Meinungsstudien aus der Bundesrepublik (Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Bd. 19), Frankfurt a.M. 1967, S. 107–141, hier S. 108.

3 Vgl. o.A., 60 Jahre Eichmann Prozess, in: https://www.bpb.de/kurz-knapp/hintergrund-aktuell/330724/vor-60-jahren-beginn-des-eichmann-prozesses; zuletzt eingesehen 20.03.2022.

4 Vgl. zum Begriff des „ikonischen Bildes" Raphael Gross, „Eichmann-Prozess", in: Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur, Bd. 2, Stuttgart 2012, S. 186-191, hier S. 191.

5 Die These, dass der Eichmann-Prozess eine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus angestoßen hätte, wird immer wieder vertreten. Vgl. Torben Fischer, Matthias N. Lorenz (Hg.), Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung" in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945, Bielefeld 2007, S. 125; Christina Große, Der Eichmann-Prozeß zwischen Recht und Politik (Europäische Hochschulschriften, R. 2, Rechtswissenschaft, Bd. 1753), Frankfurt a.M. 1995, S. 34; Axel Schildt, Der Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Öffentlichkeit der Nachkriegszeit, in: Wilfried Loth, Bernd-A. Rusinek (Hg.), Verwandlungspolitik. NS-Eliten in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, Frankfurt a.M., New York 1998, S. 19–54, hier S. 52; Jürgen Wilke, Massenmedien und Vergangenheitsbewältigung, in: ders. (Hg.), Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Köln, Weimar, Wien 1999, S. 649–671, hier S. 656. Zeitgenössisch wurde die Wirkung des Eichmann-Prozesses eher weniger stark eingeschätzt. Regina Schmidt, Egon Becker, III.

Bundesdeutschen zu Prozessbeginn in ihrer weit überwiegenden Mehrheit auch grundlegend darüber informiert, dass der Prozess stattfand.[6] Sofern sie sich näher über dessen Gegenstand, Verlauf und Ausgang informieren wollten, nahmen sie dafür die Zeitung zur Hand.[7]

Die Berichterstattung zum Eichmann-Prozess durch lokale oder regionale Abo-Tageszeitungen wurde bisher nur von wenigen Autoren und dabei nur in Ansätzen erforscht.[8] Es hat also im Hinblick auf die Berichterstattung zum Eichmann-Prozess wohl zu gelten, was Axel Schildt insgesamt für die Lokalpresse festhält, dass es nämlich „nur wenige sorgfältige Inhaltsanalysen zum Bild des Nationalsozialismus (…) in der (…) unspektakulären, aber in der Breite einflussreichen Lokalpresse (gibt)", sodass wir ein „differenziertes Bild, das sicher bestimmen ließe, was als zeitgenössisch repräsentativ zu gelten hätte, bislang nicht besitzen."[9] Dies ist allerdings für die Frage nach dessen Bedeutung für eine „Aufarbeitung der Vergangenheit" als besonders großes Desiderat zu bezeichnen, da Regionalzeitungen Ende der 1950er bis Mitte der 1960er Jahre den absolut und relativ größten Anteil der bundesweit erscheinenden Tageszeitungen ausmachten und das von ihnen entworfene

Eichmann-Prozeß, in: dies., Reaktionen auf politische Vorgänge. Drei Meinungsstudien aus der Bundesrepublik (Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Bd. 19), Frankfurt a.M. 1967, S. 107–141, hier S. 125 f. und S. 136.

6 So gaben 96% der Befragten im Juni 1961 an, vom Eichmann-Prozess gehört zu haben. Vgl. Elisabeth Noelle/Erich Peter Neumann (Hg.), Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1958–1964, Allensbach 1965, S. 226.

7 Schmidt, Becker, Eichmann-Prozeß, S. 107–141, hier S. 113. Vielen Bundesdeutschen genügten dabei allerdings auch „(z)wei oder drei Berichte", und schon am 2. August 1961 sagten „(z)wei Drittel" aus, dass sie „zuviel davon" hörten. Ebd., S. 227. Vgl. Noelle/Neumann, Jahrbuch, S. 226.

8 Krause, Eichmann-Prozeß; Jürgen Wilke u.a., Holocaust und NS-Prozesse. Die Presseberichterstattung in Israel und Deutschland zwischen Aneignung und Abwehr (Medien in Geschichte und Gegenwart, Bd. 3), Köln, Weimar, Wien 1995; Habbo Knoch, Verschobene Schuld. Täterbilder und historische Fotografien in einem Illustriertenbericht zum Eichmann-Prozess, in: Paul, Gerhard (Hg.), Visual History. Ein Studienbuch, Göttingen 2006, S. 303–316. Wilke u.a. beziehen mit den Nürnberger Nachrichten eine Regionalzeitung in ihre Auswertung mit ein, stellen ihre Ergebnisse aber überwiegend für alle Zeitungen zusammengefasst dar, so dass sich nur punktuell Aussagen zu den Nürnberger Nachrichten selbst finden lassen. Reinhard Kühnl untersucht zwar allgemein Regionalzeitungen auf die Darstellungen des NS hin, nicht aber deren Berichterstattung zum Eichmann-Prozess. Vgl. ders., Das Dritte Reich in der Presse der Bundesrepublik. Kritik eines Geschichtsbildes, Frankfurt a.M. 1966.

9 Axel Schildt, Der Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Öffentlichkeit der Nachkriegszeit, in: Wilfried Loth, Bernd A. Rusinek (Hg.), Verwandlungspolitik. NS-Eliten in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, Frankfurt a.M., New York, S. 19–54, S. 23.

Bild des NS eine entsprechend breite Leserschaft erreichte.[10] Ohne zu wissen, wie die Regionalpresse über den Prozess berichtete, ist es kaum möglich zu behaupten, er hätte eine aufklärende Wirkung über den NS in der Breite der Bevölkerung gehabt.

Als eine der vielen zu Anfang der 1960er Jahre erscheinenden Regionalzeitungen brachte auch die Bielefelder Tageszeitung *Freie Presse* (*FP*) Berichte über den Eichmann-Prozess. 1961, im ersten Jahr des Prozesses, erschien das SPD-nahe Blatt mit einer Auflage von knapp 90.000 Exemplaren täglich.[11] Damit war die *FP* knapp nach dem CDU-nahen *Westfalen-Blatt* (*WB*) mit rund 105.000 und deutlich vor der FDP-nahen *Westfälischen Zeitung* (*WZ*) mit knapp 35.000 Exemplaren die zweitstärkste Tageszeitung in Ostwestfalen, allerdings mit einer seit dem Ende der Lizenzpresse bis zur Fusion mit der *WZ* im Jahr 1967 kontinuierlich sinkenden Auflagenzahl.[12] Die Leserschaft der *FP* bestand, so geht aus deren Bezieheranalysen hervor, in ihrer Mehrheit aus Arbeitern (40,4%), es folgten Angestellte (20,6%), Handwerker (18,2%) und Rentner (10,9%).[13] 7,9% der Leserschaft machten berufstätige, alleinstehende Frauen aus.[14] Die Mehrheit der Leser war dabei über 55 Jahre alt.[15] Parteibindung, eine sinkende Auflagenzahl in einer starken lokalen Konkurrenz mit einer alternden, berufstätigen Leserschaft machten also die Situation der *Freien Presse* zu Anfang der 1960er Jahre aus.

10 1961 erschienen bundesweit 192 verschiedene Zeitungen. Vgl. Schmidt/ Berger, S. 777. Zeitungen mit nationaler Verbreitung hatten 1957/1958 einen Anteil von 0,9 Mio. Exemplaren absolut bzw. 2,4% an der Zeitungsleserschaft, regionale Abo-Tageszeitungen einen Anteil von 24,6 Mio. Exemplaren absolut bzw. 62,5%. Zwar liegen für das Jahr 1961 keine Zahlen vor, 1966 stellen sich die Zahlen aber ähnlich denen von 1957/58 dar: 2,5 Mio. Exemplare oder 3,5% bzw. 28,8 Mio. Exemplare oder 67,8% Leseranteil. Vgl. ebd., Tabellen, S. 784. Es ist daher zu vermuten, dass die Zahlen für das Jahr 1961 davon nicht sehr stark abwichen, der Leseranteil der regionalen Abo-Zeitungen also auch 1961bei über 25 Mio. Exemplaren oder 60% lag.

11 Vgl. zur Parteibindung der *FP* an die SPD Gerhard Meier, Zwischen Milieu und Markt. Tageszeitungen in Ostwestfalen 1920–1970 (Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 27), Paderborn 1999, S. 214–236 sowie zur Auflagenzahl ebd., S. 185 f., Tabelle 15: Auflagen ostwestfälischer Tageszeitungen 1950 bis 1968.

12 Vgl. zur Parteibindung des *WB* an die CDU ebd., S. 200–209, zur Parteibindung der *WZ* an die FDP ebd., S. 209 f. sowie zur Auflagenzahl ebd., S. 185 f., Tabelle 15: Auflagen ostwestfälischer Tageszeitungen 1950 bis 1968.

13 Vgl. ebd., S. 365, Tabelle 29: Bezieherkreise der *Freien Presse* 1948, 1950 und 1961.

14 Vgl. ebd. Die Entwicklung der sozialen Zusammensetzung der Leserschaft hinsichtlich der Berufsgruppen im Zeitraum von 1948 bis 1961 holte die Entwicklung der SPD hin zu einer Angestellten-Partei nach. Ebd., S. 370.

15 Vgl. ebd.

Die *FP* berichtete über den Eichmann-Prozess etwas umfangreicher als *WB* und *WZ*.[16] Anders als sie hatte die *FP* eigens einen Reporter nach Israel entsandt,[17] der von dort aus über das Verfahren berichtete. Dieser Reporter wiederum war nicht irgendwer, sondern Horst-Werner Hartelt,[18] der Redakteur und Chefreporter der *FP*.19 Die Berichterstattung der *FP* war damit durch Hartelts Reportagen in der Bielefelder Presselandschaft also etwas Besonderes.

Entsprechend wurden die so genannten „Sonderberichte zum Eichmann-Prozeß“[20] in der *FP* bereits vorab angekündigt. So las man in

16 Die FP veröffentlichte vom 11. April 1961 bis 28. April 1961 insgesamt 26 Beiträge. Die anderen Bielefelder Zeitungen *WB* und *WZ* veröffentlichten im selben Zeitraum 23 bzw. 17 Berichte und Meldungen, also insgesamt weniger umfassend. Für den Zeitraum von der Bekanntgabe von Eichmanns Entführung am 23.05.1960 bis zu einer Woche nach seiner Hinrichtung, also bis zum 08.06.1962, wurde in der *FP* die große Anzahl von 374 Artikeln gezählt. Dazu gehören Meldungen, Berichte, „Presseausrisse“, Kolumnen, Kommentare, Leitartikel, Karikaturen, Reportagen, Fotografien, Leserbriefe und Vorabdrucke aus Büchern. Der weitaus größte Teil sind dpa- oder UPI-Meldungen. Als *FP*-eigene Berichte sind dreizehn Reportagen sowie 12 Kommentare und Leitartikel zu verzeichnen. Auch aus anderen Zeitungen wurden, in einer Art Pressespiegel unter der Rubrik „kurz notiert“ zwei Kommentare abgedruckt aus Haaretz und New York Times. Zudem erschienen sechs Leserbriefe.

17 Für die ersten Wochen des Prozesses, für die Zeit, in der insgesamt das journalistische Interesse am größten war (vgl. Wilke u.a., Holocaust, S. 33), wurden nach eigener Auswertung im WB keine Korrespondentenberichte gefunden. Dies entspricht den Angaben in Hans Lamm, Der Eichmann-Prozeß in der deutschen öffentlichen Meinung, Frankfurt 1961, S. 72 f. Er gibt in seiner Aufstellung von Korrespondenten auch keinen Hinweis auf einen Korrespondenten des *WB*. Die *WZ* druckte in dem dieser Arbeit zugrundeliegenden Untersuchungszeitraum zwei Korrespondentenberichte von Jost von Morr ab. Dieser war aber vermutlich nicht bei der *WZ* beschäftigt, sondern verkaufte dieser nur seine Berichte, denn Lamm gibt ihn als Korrespondenten der Bundeskorrespondenz an. Vgl. ebd., S. 73. Die Kosten für den Israel-Aufenthalt teilte sich die *FP* nachträglich mit dem ebenfalls SPD-nahen Blatt Westfälische Rundschau. Vgl. ebd., Akte *Freie Presse*, 210/11/79, Reiter „D“, Korrespondenz *Westfälische Rundschau* mit *FP* vom 6. April, 22. und 27. 06. 1961, unpaginiert. Auf die Frage, was die Reise genau kostete und was die FP genau veranlasste, überhaupt jemanden zum Prozess nach Israel zu entsenden, gibt die Akte zur *FP* im Stadtarchiv Bielefeld keine Auskunft. Vgl. StABi, Freie Presse 210/11.

18 Lamm gibt ihn als „Horst-Werner Hartel [!]“ an. Ebd., Eichmann-Prozeß, S. 73.

19 Vgl. o.A., Abschied von Horst-Werner Hartelt, in: Landtag intern, 24. Jg., Ausg. 15 vom 05.10.1993, 27, in: https://www.landtag.nrw.de/portal/WWW/dokumentenarchiv/Dokument?Id=ZLANIN9315%7C27%7C27; zuletzt eingesehen 27.03.2022. Hartelt war ab 1963 landespolitischer Korrespondent der SPD-nahen Neuen Ruhr/Rhein-Zeitung (NRZ) in Düsseldorf gewesen und wechselte nach dem Ende der FP 1967 endgültig dort hin. 1993 schied er aus Altersgründen aus. Bielefeld blieb er allerdings verbunden – ab 1976 arbeitete er auch für die in Bielefeld erscheinende Neue Westfälische.

20 Es handelt sich dabei um folgende „Sonderberichte“: Vier Zigaretten für Eichmann, in: *FP*, 11. April 1961, S. 2; Gibt es noch SS-Gruppen im Untergrund? Eichmanns Vertreter leben noch, in: *FP*, 12. April 1961, S. 2; Interview mit dem Kronzeugen. Joel Brand hat nichts ver-

der Ausgabe vom 8. April auf einer „Sonderseite zum Eichmann-Prozeß“: „Zum Prozeß in Jerusalem, der am kommenden Dienstag unter den Augen der Weltöffentlichkeit beginnt, entsendet die FREIE PRESSE ihren Redakteur Horst-Werner Hartelt. (…) Von diesem Augenblick an wird er für die Dauer von zwei Wochen aus Israel berichten. Interviews, Reportagen und Kommentare, die das erregende [sic!] Geschehen um den früheren SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann beleuchten sollen, kabelt Horst-Werner Hartelt täglich in unser Pressehaus.“[21] Und am 11. April heißt es: „Heute veröffentlichen wir den ersten Sonderbericht unseres nach Jerusalem entsandten Redakteurs Horst-Werner Hartelt, der für die Dauer von zwei Wochen als ständiger Beobachter der FREIEN PRESSE am ‚Prozeß des Jahrhunderts’ gegen Adolf Eichmann teilnimmt. Lesen Sie täglich seine Reportagen, Interviews und Kommentare über Hintergründe und Atmosphäre dieser die Welt erregenden [sic!] Berichterstattung.“[22]

Hartelts „Sonderberichte“[23] wurden im weiteren Verlauf der Berichterstattung im Layout immer wieder hervorgehoben. So wurden sie auf der Titelseite der jeweiligen Ausgabe im Kopf rechts oben durch einen Kasten betont, in dem zu lesen war: „*FP*-SONDERBERICHT VOM EICHMANN-PROZES (…) Aus Jerusalem berichtet Horst-Werner Hartelt“, ergänzt um den Titel des Berichts und die Seitenangabe. Auf der Sonderseite selbst wurden

gessen, in: *FP*, 13. April 1961, S. 2; Servatius will Zeit gewinnen. 2* Eichmann an einem Tag, in: FP, 14. April 1961, S. 6; Mittagspause in Jerusalem, in: *FP*, 15. April 1961, S. 6; „Bitte nicht so scharf im Ton“. Ist der Präsident zu freundlich?, in: *FP*, 17. April 1961, S. 2; „Gnadenfrist“ für Adolf Eichmann? Sein Verteidiger hat es schwer, in: *FP*, 19. April 1961, S. 5; In Israel spricht man von Generalstaatsanwalt Hausner, in: *FP*, 20. April 1961, S. 2; Dokumente in der Aktentasche des israelischen Anklägers, in: *FP*, 21. April 1961, 6; Der Pfad des Dschingis-Khan führt nach Tel-el-Kadi, in: *FP*, 22. April 1961, S. 5; Eichmann wollte seine Ruhe haben. Ein Hauptmann war ihm zu wenig, in: *FP*, 24. April 1961, S. 8; Vater von Herschel Grünspan plötzlich im Zeugenstand, in: *FP*, 26. April 1961, S. 6; „Ich habe diese Herren schon auf Trab gebracht!“, in: *FP*, 28. April 1961, S. 6. Sie lagen als Mikrofilme vor und wurden im Stadtarchiv und in der Landesgeschichtlichen Bibliothek, Bielefeld (StA Bi) und im Zentralarchiv der Neuen Westfälischen, Bielefeld (ZdNW) eingesehen sowie zum Zweck der Auswertung ausgedruckt. Sie wurden für die Darstellung mit Kurztiteln unter Angabe des Datums versehen.

21 o.A., „Sonderseite zum Eichmann-Prozeß“, in: *FP*, 8. April 1961, S. 5; Hervorhebung i.O.

22 Vier Zigaretten für Eichmann, in: *FP*, 11. April 1961, S. 2; Hervorhebung i.O.

23 Die Wortwahl „Sonderbericht“ erinnert an die Meldungen von Einsatzgruppen, von Lagerleitungen von Konzentrationslagern und niederer Dienststellen der SS und des SD in den besetzten Gebieten an vorgesetzte Behörden, die gelegentlich auch den Titel „Sonderbericht“ trugen. Aus diesem Grund wird der Begriff „Sonderbericht“ hier nicht als neutrale Beschreibung aufgefasst, sondern als Zitate gekennzeichnet.

die „Sonderberichte“ mit der negativ weiß auf schwarz gesetzten Überschrift „*FP*-Sonderbericht aus Jerusalem von Horst-Werner Hartelt“ versehen und ebenfalls zusätzlich durch einen Kasten hervorgehoben. Die Überschrift lief raumgreifend über zwei Zeilen. Die Reportagen waren zudem länger als die meisten anderen Artikel der *FP* zum Eichmann-Prozess.[24] Platziert wurden sie auf Seite 2, auf der zweiten und dritten Seite Politik (dies entspricht Seite 5 bzw. 6) und auf der „Reportage“ genannten Seite 8,[25] also an zentralen Stellen in der Zeitung. Sowohl die Abonnenten der *FP* wie auch interessierte Leser anderer Zeitungen dürften an diesen so beworbenen, viel Raum einnehmenden und prominent platzierten Berichten des bekannten Redakteurs kaum vorbeigekommen sein.

Die vorliegende Arbeit möchte die Frage klären, ob und inwiefern die damals zweitgrößte Bielefelder Tageszeitung *Freie Presse* (*FP*) durch ihre „Sonderberichte zum Eichmann-Prozess“ zu einem aus heutiger Sicht kritischen Verständnis des Nationalsozialismus beitragen konnte. Da die Sonderberichte in der *FP* selbst einen prominenten Stellenwert einnahmen, liegt auf deren Analyse auch der Schwerpunkt dieser Arbeit. Dabei interessiert zunächst, wie die *FP* ihrer Leserschaft den Hauptangeklagten des Prozesses, den ehemaligen SS-Obersturmbannführer Otto Adolf Eichmann (Kapitel 2.1) und die ihm zur Last gelegten Verbrechen an den europäischen Juden (Kapitel 2.2) präsentierte. Da die *FP* zudem sehr ausführlich über den Obersten Richter im Prozess Mosche Landau und den Staatsanwalt Gideon Hausner berichtete, werden auch diese Beiträge ausgewertet (Kapitel 2.3). Gleiches gilt für Berichte über Israel: Die *FP* stellte den jungen Staat überraschend umfassend dar. Entsprechend wird herausgearbeitet, wie die *FP* über diesen in Folge der NS-Verbrechen gegründeten Staat geschrieben hat (Kapitel 2.4). Kapitel 3 ordnet die Ergebnisse ein, versucht eine Erklärung und weist auf Desiderate hin.

24 Hervorhebung i.O.; die „Sonderberichte“ umfassten dabei in der Regel drei Spalten mit etwa 45 Zeilen. Fünf der dreizehn Berichte waren mit insgesamt sieben „UPI-Funkbildern“ bebildert, von denen vier den Angeklagten Adolf Eichmann zeigten. Dies entspricht dem Umstand, dass Eichmann in der Presse insgesamt das häufigste Fotomotiv war. Vgl. Wilke u.a., Holocaust, S. 70.

25 Hier lässt sich eine zeitliche Entwicklung erkennen – die ersten drei Berichte wurden auf Seite 2, die folgenden sechs auf Seite 5 und 6, die letzten drei auf Seite 6 bzw. 8 gebracht. Die Reportagen rückten auf die hinteren Seiten und verschwanden so im Wortsinne aus dem Blickfeld. Dieser Verlauf entspricht dem auch bei Wilke u.a. festgestellten. Vgl. Wilke u.a., Holocaust, S. 66.

2. Täter, Opfer, Richter, Staatsanwalt und Israel in den „Sonderberichten“ der FP

2.1 „Eichmann“

Otto Adolf Eichmann ist – dies kann kaum überraschen – die Hauptperson der „Sonderberichte“. Er wird von allen Personen mit Abstand am häufigsten genannt.[26] Eichmann wird dabei aber nie als „(SS-)Obersturmbannführer (Adolf) Eichmann“ bezeichnet, sondern entweder als „Eichmann“[27] *oder* als „Obersturmbannführer(s)“[28] dem Leser vorgestellt – ganz so, als wäre Eichmann nicht Mitglied der SS gewesen, was er seit 1932 war (Widerspruch).[29]

Die Beurteilung Eichmanns ist insgesamt ausgesprochen zurückhaltend. Stark abwertende Begriffe wie „Henker“ oder „Bestie“ sind rar und kommen nur in Zitaten vor.[30] Am häufigsten ist zu lesen, dass man es bei Eichmann mit dem „Chef der Judendeportationen“ zu tun habe.[31] Es fällt auf, dass an keiner Stelle erwähnt wird, wohin die Juden deportiert wurden, also die Tatorte ungenannt bleiben. Nur ein einziges Mal ist davon die Rede, dass Eichmann sich zu verantworten hätte: Er sei einer „der schlimmsten Vertreter jener NS-Organisation“, der „(sich) zu verantworten hat“[32] – wessen, bleibt allerdings ungesagt.

Nennungen von Tatorten und Verbrechen finden sich im Zusammenhang mit Eichmann nicht. Da Eichmann, zugespitzt gesagt, nichts mit der SS zu tun zu haben schien, zwar „Chef“, aber angeblich weder an Tatorten gewesen noch an konkreten Verbrechen beteiligt oder für sie verantwortlich gewesen, sondern einfach nur „Eichmann“ war, fragt man sich, was es dann überhaupt über ihn zu berichten gab.

26 Insgesamt gibt es rund einhundert Nennungen von „Eichmann“ (ohne Synonyme und Personalpronomina).

27 Aus Gründen der Übersichtlichkeit wird hier stets nur die erste Stelle angegeben, wo der jeweilig zitierte Begriff – Eichmann (oder Synonyme) – in den Reportagen fällt. Dies gilt auch für alle anderen Personen(gruppen).

28 Vier Zigaretten für Eichmann, in: *FP*, 11. April 1961, S. 2.

29 Vgl. Bettina Stangneth, Eichmann vor Jerusalem. Das unbehelligte Leben eines Massenmörders, Zürich, Hamburg 2011, S. 27.

30 Gibt es noch SS-Gruppen im Untergrund?, in: *FP*, 12. April 1961, S. 2. Als wertende Begriffe wurden „Abschaum“, „Massenmörder“, „Einpeitscher Himmlers“, „schlimmster Vertreter“ und „Dschingis-Khan“ gezählt.

31 Vier Zigaretten für Eichmann, in: *FP*, 11. April 1961, S. 2.

32 Mittagspause in Jerusalem, in: *FP*, 15. April 1961, S. 6.



Was Dr. Dohrn tat, war nicht ungesetzlich (Reportage)

FREIE PRESSE

BIELEFELDER TAGESZEITUNG

1 D 2994 A

Mittwoch, den 12. April 1961 — Nummer 86

FP-SONDERBERICHT VOM EICHMANN-PROZESS:

Gibt es noch SS im Untergrund?

Aus Jerusalem berichtet Horst-Werner Hartelt

(Siehe Seite 2)

Adolf Eichmann steht vor seinen Richtern

Noch ein Hut

Servatius beantragt Ablehnung des Gerichts wegen Befangenheit

Nachrichtendienst der PREIEN PRESSE

Jerusalem

Einer der Hauptverantwortlichen für die Vernichtung von sechs Millionen Juden, der 55 Jahre alte ehemalige SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann, steht seit Dienstag morgen im Jerusalemer Volkshaus vor seinen Richtern. Mit dem seit Monaten von der Weltöffentlichkeit mit immer größerer Spannung erwarteten Prozeß hat der letzte Akt einer der grausigsten Tragödien der Menschheitsgeschichte begonnen. Kein Verfahren seit den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen hat in der Welt ein so großes Interesse hervorgerufen wie dieser größte Mordprozeß der Geschichte, zu dem sich nahezu 500 Journalisten aus aller Welt und Beobachter aus 40 Ländern — darunter eine Delegation der Bundesrepublik — in Jerusalem eingefunden haben.

FP-Funkbild (UPI)

Adolf Eichmann zwischen zwei Polizisten in der Glaskabine im Gerichtssaal.

Freie Presse vom 12. April 1961

Berichtenswert ist der *FP* Eichmanns Karrierestreben. Es sei ihm wichtig gewesen, „ganz Chef unter Chefs“ zu sein, denn schließlich habe er „klein begonnen“ und „groß enden“ wollen. „(N)icht zugelassen“ zum Begleitkommando Himmlers oder Hitlers“, also letztlich mit einem Minderwertigkeitskomplex behaftet, habe er „nicht eher (geruht), bis er eine Arbeit fand, mit der er auffallen, imponieren, mit deren Ergebnis er seinen Reichsführer SS und Hitler selbst interessieren würde“. Den „Rassenwahn“ habe „(d)er Mann im Glaskasten (…) als willkommenes Mittel seiner Karrieresucht benutzt“.[33] Eichmann wird ein allgemeines Karrierestreben, mehr noch, eine Art Gefallsucht, unterstellt, was inhaltlich weitestgehend entleert ist. Dass er von Wien, Linz, Berlin aus für die Ausraubung, Vertreibung, Ermordung der Juden, bei der Wannsee-Konferenz, in Auschwitz, in Belžec, in Ungarn persönlich engagiert und (mit)verantwortlich war, bleibt wiederum ungesagt.

Ebenso ist der *FP* berichtenswert, wie Eichmanns Stimme klang, nicht aber, was er sagte. So fällt ihr auf, dass bei den „von Eichmann besprochene(n)

33 Ebd.

Tonbänder(n)", die im Rahmen der Verhandlung in Auszügen abgespielt wurden,[34] „die Stimme Adolf Eichmanns mit der Adolf Hitlers zu verwechseln" sei. Sie sei „dunkel und melodisch",[35] „tief und dunkel", habe einen „österreichische(n) Tonfall" und sei „manchmal mit gutturalen Lauten durchsetzt". Dies kann kaum verwundern, war doch der eine Österreicher, während der andere in Österreich aufgewachsen war. Genauso aber könne die „Stimme" sich „verfärb(en)" und „bohrend, fordernd" werden. Er „atmet (schneller)" und „hämmert im Stil seiner großen Zeit los", dann seien die „Worte" „abgehackt", die Stimme klinge „blechern, wenn nicht sogar schneidend". So hörten die Zuschauer im Gerichtssaal, wie Eichmann „das Wort ‚Endlösung' aussprach", „wie er Befehle gab zum Abtransport" und dass er „in diesem Ton (…) die Befehle gegeben, zumindest weitergegeben haben (mag), mit den Juden nicht viel Federlesens zu machen". Seine Stimme habe in jedem Fall auch heute noch große Wirkung. So sei Eichmann selbst „von seiner eigenen Stimme aufgeschreckt" worden, er habe gefragt: „Ist das meine Stimme?", und „jüdische Frauen (…) schütteln ihren Kopf, als wollten sie sagen: ‚Ja, so war es, diese Stimme kenne ich.'" Die Beschreibung ist hier so banal wie pathetisch. Neben dem Klang von Eichmanns Stimme interessiert auch seine Sprache. So sei wichtig, „wie der Chef der Judendeportationen überhaupt sprach und Sätze bildete", wie „der junge Eichmann, (…) mit Worten (…) jonglierte", „welche Vokabeln" er „beherrschte", wie er „Punkte setzte, Absätze baute". „(W)as er dabei sagte", erfahren wir nicht. Vielleicht liegt dies daran, dass er „nie gern im Beisein von mehreren Leuten (sprach)" und dass er „(s)eine Anordnungen (…) durchweg leise und meist unter vier Augen" getroffen habe.[36] Von besonderer Präsenz und Wichtigkeit sind der *FP* also die Ähnlichkeit von Eichmanns Stimme mit der Hitlers und seine Art zu formulieren, nicht aber, was er sagte. Es scheint, als sei die *FP* hier Eichmanns Inszenierung als Befehlsempfänger aufgesessen,[37] so dass es

34 David Cesarani, Adolf Eichmann. Bürokrat und Massenmörder. Biografie, Berlin 2004, S. 370.

35 Servatius will Zeit gewinnen, in: *FP*, 14. April 1961, S. 6.

36 Eichmann wollte seine Ruhe haben, in: *FP*, 24. April 1961, Reportage. Dazu passend: Es habe nur ein „einzige(s) Bild von Eichmann" gegeben, und er sei ein „mißtrauischer, überaus vorsichtiger Mann" gewesen. Ebd.

37 Die Darstellung ähnelt insgesamt Eichmanns geplanter Selbstdarstellung, die er im Gefängnis verfasste. Vgl. Götz Aly, Eichmanns Rache, S. 187, https://www.studienverlag.at/bookimport/oezgArchiv/media/data0097/ozg_1_00_artikel8.pdf; zuletzt eingesehen 27.03.2022. Ausführlich zu Eichmanns geplanter Selbstinszenierung Stangneth, Eichmann.

über dessen Verantwortung für millionenfachen Mord eigentlich nichts mitzuteilen gab.

Angesichts dessen, dass wir es gemäß der *FP* bei dem ehemaligen SS-Obersturmbannführer Otto Adolf Eichmann eher mit einem „Rädchen im System" statt mit einem Verantwortlichen zu tun haben, scheint die *FP* folgerichtig immer mehr das Interesse an seiner Vergangenheit zu verlieren. Stattdessen wird umfangreich und detailliert Eichmanns Verhalten während des Prozesses beschrieben. Er wird dabei als besonders aktiv, ja nachgerade nervös dargestellt. Es wird ihm Nervosität unterstellt und diese pathologisiert: Die „Hypernervosität" des „ehemalige(n) Einpeitscher(s) Himmlers" sei „ärztlich mehrfach festgestellt" worden. Hingegen wird die Eichmann unterstellte Geschäftigkeit auch durch den Satzbau, durch eine Vielzahl aufeinander folgender Nebensätze unterstrichen: „Dann setzt sich Adolf Eichmann, zupft sein Jackett zurecht, faßt an die Brille, legt die Hände auf den Tisch und blickt stur geradeaus", „dann wird Eichmann mobil, dann formen sich seine Lippen (…), dann sucht er nach Zetteln und macht Notizen, dann beugt er sich nach vorne und klopft mit dem rechten Zeigefinger auf die Tischplatte". Auf der anderen Seite wird Eichmann auch als ausgesprochen „(v)erschlossen, besonders streng diszipliniert" beschrieben, „(s)ein Mienenspiel scheint unbeweglich". „Eichmann dankt (…) militärisch knapp und abgehackt", und er scheint „bemüht, seine (…) Wächter nicht anzustoßen", „(d)ie großen, langen Hände bleiben unbewegt". Eichmann wird dem Leser hier also als ein Mann mit zwei Gesichtern vorgestellt – als Nervenbündel und als Kontrollfreak. Hiervon ist auch ausdrücklich die Rede: So habe „der ehemalige SS-Obersturmbannführer (…) bisher eine Doppelrolle (ge)spielt" und sich die „Hypernervosität des Angeklagten hinter auffallend schmalen, zusammengepressten Lippen" versteckt.[38] Eichmanns Persönlichkeit scheint nicht zu fassen zu sein.

Insgesamt schwankt die Darstellung von Eichmanns Vergangenheit in der *FP* zwischen Benennung und Verkennung. Er ist zwar die Hauptperson der Berichte, es bleibt aber unklar, warum eigentlich. Er war verantwortlich, aber es bleibt vage, wofür. Er klang und sprach wie Hitler, aber es bleibt unerwähnt, was er sagte. Und auch in der Gegenwart wiederholt sich solches Schwanken – Nervosität und Kontrolle. Es scheint schwierig, sich

38 Servatius will Zeit gewinnen, in: *FP*, 14. April 1961, S. 6.

ein klares Bild von ihm zu machen. In jedem Fall verliert sich das Interesse der Reportagen an ihm im Laufe der Zeit. Übrig bleibt allein seine Stimme.

2.2 „Jüdische Männer und Frauen in Massengräbern“

Es verwundert nicht, dass die Begriffe „jüdisch“ oder „Juden“ in den Reportagen zumeist im Zusammenhang mit der Ermordung der europäischen Juden genannt werden. So spricht der Text davon, dass die SS „das Ende des europäischen Judentums angestrebt“[39] habe, dass es „in den Weiten Rußlands und in den Gettos Polens“ einen „millionenfachen Mord an den Juden“ gegeben habe,[40] dass „Zyklon B“ „das entsetzliche Gift [gewesen sei], mit dem in den deutschen Konzentrationslagern die (…) Juden ermordet wurden“, dass Juden „in Gaskammern oder unter den Salven von Sonderkommandos der SS starben oder in den Gettos“[41] und es Fotos gebe, die „jüdische Männer und Frauen in Massengräbern zeigen“.[42] Jüdische Opfer und die an ihnen verübten Verbrechen werden, so scheint es, benannt.

Ähnlich wie in der Darstellung Eichmanns, die ebenso viel benennt wie verschweigt, fällt auch hier auf, dass in der Behandlung der Verbrechen Fragen offenbleiben und die Verantwortlichkeit unklar ist. Juden wurden in deutschen Konzentrationslagern ermordet – wer waren diese Juden, wo genau sind diese Lager, und durch wen wurden die Juden ermordet? Es ist das „entsetzliche Gift“, mit dem Juden ermordet wurden – wer hat es hergestellt, wer hat es eingesetzt und wo genau? Es gibt Fotografien, die Juden in Massengräbern zeigen – wer hat die Fotos gemacht, wo genau sind diese Massengräber? Weder Opfer noch Täter oder Tatorte werden, obschon zeitgenössisch bekannt,[43] namentlich

39 Interview mit dem Kronzeugen, in: *FP*, 13. April 1961, S. 2.

40 Gibt es noch SS-Gruppen im Untergrund?, in: *FP*, 12. April 1961, S. 2.

41 Servatius will Zeit gewinnen, in: *FP*, 14. April 1961, S. 6. Da die Wortwahl des „unter Salven (S)terben(s)“ mir verunklarend erscheint, erlaube ich mir den Hinweis, dass die Einsatzgruppen der SS zwar in der sogenannten ersten Tötungswelle zunächst überwiegend durch Gewehrsalven töteten. Diese Praxis wurde aber relativ bald zur gezielten Erschießung einzelner Menschen durch Genickschüsse hin verändert. Vgl. Urteil des Landgerichts München I vom 21. Juli 1961 (22 Ks 1/61). Zitiert nach: Irene Sagel-Grande (Bearb.), Justiz und NS-Verbrechen. Die vom 04.11.1960 bis zum 21.11.1961 ergangenen Strafurteile: lfd. Nr. 500–523, Bd. 17, Amsterdam 1977, S. 669 ff. Verschwiegen wird in der zitierten Stelle, dass Polizeibeamte ebenso wie später Wehrmachtsangehörige an den Massenerschießungen beteiligt waren.

42 „Gnadenfrist“ für Adolf Eichmann?, in: *FP*, 19. April 1961, S. 5.

43 Konkrete Bezüge zu Tatorten wie Białystok, Treblinka oder Theresienstadt, wie sie dem Bie-

genannt.[44] Die Verantwortlichkeit löst sich ins Diffuse auf. Die Verbrechen werden angesichts dieser Rahmung unwirklich.



TIK

Sonnabend, 22. April 1961

ZUHÖRER BEIM EICHMANN-PROZESS: In den Gesichtern dieser jüdischen Frauen spiegeln sich noch einmal die Schrecken der Konzentrations- und Todeslager.

Eichmann-Film nicht freigegeben

Wiesbaden (dpa)

Die Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft hat in ihrer Prüfsitzung vom Freitag den Film „Jagd auf Eichmann" (amerikanischer Originaltitel: „Operation Eichmann") zur öffentlichen Vorführung in der Bundesrepublik zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht freigegeben. Nach Auffassung des Prüfausschusses stellt der Film in vielfacher Beziehung eine verfälschende Simplifizierung dar: in seinem Handlungsaufbau, in der Gewichtsverteilung hinsichtlich der Schuld an den grauenhaften Taten aus der Zeit des nationalsozialistischen Regimes und in zahlreichen Einzelheiten bei den dargestellten Figuren, Handlungsvorgängen und Milieuverhältnissen der Jahre vor und nach 1945. Auch ständen die kolportagehaften Züge der Spielhandlung in starkem Mißverhältnis zum Ausmaß und Ernst der behandelten furchtbaren Geschehnisse.

Lehrer: Keine Kollektivschuld ableiten

Frankfurt (UPI)

Die Arbeitsgemeinschaft Deutscher Lehrerverbände hat in einer am Freitag veröffentlichten Erklärung zum Eichmann-Prozeß betont, aus den Verbrechen während der nationalsozialistischen Herrschaft dürfe keine Kollektivschuld aller Deutschen abgeleitet werden. „Wenngleich Millionen der nationalsozialistischen demagogischen Propanda erlagen, ist es ebenso unbestritten, daß unzählige Deutsche Widerstand leisteten."

Zuhörer im Gerichtssaal
Freie Presse vom 22. April 1961

lefelder Leser zum Beispiel durch den zeitgleich mit Unterbrechungen in Bielefeld stattfindenden sogenannten Zimmermann- oder Białystok-Prozess bekannt gewesen sein dürften, werden nicht hergestellt. Vgl. Freia Anders, Hauke-Hendrik Kutscher, Katrin Stoll (Hg.), Białystok in Bielefeld. Nationalsozialistische Verbrechen vor dem Landgericht in Bielefeld 1958–1967, Bielefeld 2003. Darüber hinaus wären Informationen zu Tätern und Tatorten beispielsweise durch die Anklageschrift (vgl. State of Israel/ Ministry of Justice, The Trial of Adolf Eichmann. Record of the Proceedings in the District Court of Jerusalem, Vol. 1, Jerusalem 1992, S. 3–8) verfügbar gewesen, und auch die damals schon auf Deutsch vorliegende Literatur, wie Gerald Reitlinger, Die Endlösung. Hitlers Versuch der Ausrottung der Juden Europas 1939–1945, Berlin 1960, nannte Tatorte wie Auschwitz, Chełmno oder Belžec.

44 Fast liegt die Vermutung nahe, es sei nicht nötig gewesen, den Lesern der FP näheres zu schildern, waren doch hunderttausende Deutsche indirekt oder direkt an der Ausbeutung, Entrechtung oder Ermordung ihrer jüdischen Nachbarn beteiligt gewesen.

Neben den Juden, die ermordet wurden, erwähnt die *FP* auch Überlebende der Verbrechen. Über sie schreibt die *FP,* dass die „in Israel lebenden Juden (…) auf Lebenszeit leiden".[45] Denn für viele Juden sei die Vergangenheit noch sehr gegenwärtig: „(I)n sich gekauert hocken auf der Galerie jüdische Frauen, die Hand vor Augen, und weinen vor sich hin [sic!]. Manche schütteln ihren Kopf, als wollten sie sagen: ‚Ja, so war es, (…) so ist es immer gewesen (…)'".[46] In „den Gesichtern" der „jüdischen Frauen spiegeln sich noch einmal die Schrecken der Konzentrations- und Todeslager".[47] Es verwundert daher nicht, dass diese „Männer und Frauen" mit dem „Brandzeichen am lebenden Körper",[48] die in „deutschen Konzentrationslagern oder Gettos auf den Tod gewartet [sic!] haben" und die heute „in allen Straßen des Landes der Bibel anzutreffen (sind)", „anklagen". Wen sie wessen anklagen, erfahren wir indes nicht.[49]

Als Tote ebenso wie als Überlebende bleiben die Juden in den „Sonderberichten" namenlos, klagend, leidend und passiv. „Leiden" und „Warten" werden in pathetischer Weise zu religiös begründeten Wesenszügen der Juden stilisiert. Das „Leiden", das die überlebenden Juden laut *FP* zum Ausdruck bringen, bleibt dabei weitestgehend grundlos und unbestimmt. Dies darf man wohl getrost als Verschleierung der Verbrechen bezeichnen. Das Motiv des „Wartens" hingegen impliziert genau das Gegenteil eines grundlosen „Leidens" – nämlich ein Wissen darum, worauf man wartet. Dies widerspricht in zumindest zweierlei Hinsicht den Tatsachen. So wurden die jüdischen Opfer von den deutschen Tätern mutwillig darüber getäuscht, dass sie ermordet werden sollten. Sie warteten daher keineswegs auf ihre Ermordung – schon gar nicht auf einen verharmlosend so genannten „Tod".[50] Sofern Klarheit darüber bestand, was mit ihnen geschehen sollte, gab es zudem

45 Gibt es noch SS-Gruppen im Untergrund?, in: *FP*, 12. April 1961, S. 2.

46 Eichmann wollte seine Ruhe haben, in: FP, 24. April 1961, S. 8. In den Synagogen der Gemeinden, die sich nicht dem Reformjudentum zuordnen lassen, nehmen Frauen im Gottesdienst üblicherweise auf der sogenannten Galerie Platz. Vgl. Joachim Hahn, Synagogen in Baden-Württemberg, Stuttgart 1987, S. 55.

47 Der Pfad des Dschingis-Khan, in: *FP*, 22. April 1961, S. 5.

48 Im 2. Buch Mose heißt es, dass bei der Schädigung einer Schwangeren das Strafmaß gilt: „Leben für Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand für Hand, Fuß für Fuß, Brandwunde um Brandwunde". 2. Buch Mose, Ex. 21, 23–25. Ein Brandzeichen erhält man also als Strafe für ein Verbrechen. Zu schreiben, dass die überlebenden Juden ein „Brandzeichen" am Körper tragen würden, legt nahe, dass die Juden irgendein Unrecht begangen hätten, aufgrund dessen sie so gekennzeichnet worden wären. Nichts könnte wohl falscher sein.

49 Mittagspause in Jerusalem, in: *FP*, 15. April 1961, S. 6.

50 Ebd.

vielfältigen jüdischen Widerstand zu allen Zeitpunkten ihrer Beraubung, Entrechtung, Verfolgung, Ausbeutung und Ermordung. Nichts davon findet in der Berichterstattung der *FP* seinen sprachlichen Niederschlag.

2.3 Präsident Mosche Landau und Generalstaatsanwalt Hausner

2.3.1 „Präsident Mosche Landau", „einer der würdigsten Vertreter des Judentums"

Es gibt einen ganzen „Sonderbericht",[51] der sich mit der Prozessführung des Vorsitzenden Richters des Obersten Gerichtshofes, Mosche Landau,[52] befasst. Dieser nicht nur auffallend umfangreiche, sondern auch auffallend positive Bericht über einen Protagonisten des Prozesses wird hier näher betrachtet.

Die *FP* beschreibt Landau insgesamt als ausgesprochen angenehmen Zeitgenossen, was sich auch in seiner Prozessführung niederschlage. Landau amtiere „(l)eise, ausgleichend, präzise". Dass er ein Mann der leisen Töne ist, zeige sich unter anderem daran, dass „Präsident Mosche Landau schmerzhaft das Gesicht" verzieht und ruft: „Bitte nicht so scharf im Ton!" Landau, so die *FP*, ist aber nicht einfach nur ein Mann der leisen Töne, er ist auch freundlich, unkompliziert, unprätentiös, humorvoll und warmherzig. So spreche er den Verteidiger mit „Herr Dr. Servatius" an, er bitte um „einen Augenblick" und darum, doch „so freundlich zu sein". Auch bitte Landau den Polizisten, dieser möge den Journalisten, der während des Prozesses liest, „freundlich" ermahnen, sich angemessen zu verhalten. Nachdem der Journalist sich entschuldigt hatte, „winkte der Präsident verzeihend ab und lachte". Auch wolle er dem Verteidiger „die langatmige Übersetzungsprozedur ersparen" und spricht „ihn einfach in englisch an." Im Ergebnis verstehe „man sich direkt, ohne die Vorschriften verletzt zu haben." Und auch noch dem Geringsten gegenüber, dem Polizisten, der während der Verhandlung Dienst tut, äußere er: „Ich werde es Ihnen danken!" Dass ein Mensch so viele positive Eigenschaften auf sich vereinen kann, ist kaum zu glauben.

Entsprechend gewinnt man durch die Darstellung der *FP* fast den Eindruck, man habe es statt mit einem Menschen aus Fleisch und Blut mit Salomon selbst zu tun: Insgesamt leite er „eher mit väterlicher Wärme als mit der Strenge

51 „Bitte nicht so scharf im Ton", in: *FP*, 17. April 1961, S. 2.
52 Zur Schreibweise des Vornamens vgl. Anm. 58.

eines Vorsitzenden den Prozeß", und es „erweist sich (Mosche Landau) auf dem höchsten Richterstuhl seines Landes als einer der würdigsten Vertreter des Judentums."[53] „Dr. Servatius", der Verteidiger, sitzt denn auch „zu Füßen des Präsidenten". Schließlich wird Landau mit der Würde und Höhe seines Amtes so weit identifiziert, dass er, vom Polizisten angesprochen, selber gar nicht mehr spricht, sondern dass die „Antwort" einfach nur noch, gleichsam körperlos, „von oben (kommt)".[54] Landau scheint fast so etwas wie der liebe Gott im Himmel zu sein, den man nicht sieht, sondern nur hört.

Auffallend ist, dass Landau mit dieser Vielzahl an positiven Eigenschaften so ganz anders dargestellt wird als die überlebenden Juden, die klischeehaft nur zu leiden, zu klagen und zu warten scheinen. Folgt man der *FP*, kann dies zwei Gründe haben: Landau ist laut *FP* kein schlichter ‚Jude', sondern ein ‚Vertreter des Judentums', also kein Mensch mit Abgründen und Leidenschaften, sondern ein Abstraktum. Möglicherweise, so legt es die *FP* nahe, hat dies aber auch damit zu tun, dass „(d)er im Jerusalemer Musikleben als passionierter Bachpianist bekannte Jurist" aus „Danzig" kommt und „(d)er 1933 aus Deutschland emigrierte" „49jährige" somit eigentlich ein „Westpreuße" ist. Die *FP* stellt Landau als „Bachpianist(en)", als „Jurist(en)", als „Westpreußen", kurz, als „Vertreter" eines selbst wiederum idealisierten deutschen Bildungsbürgertums vor. So eindeutig ‚deutsch' und so idealisierend die Zuschreibungen auch sind – sie machen aus Landau aber ‚nur' einen der „würdigsten Vertreter des *Judentums* [Hervorhebung D.v.T.]" – ein ‚Deutscher' wird er der *FP* dadurch noch lange nicht.

Mosche Landau wird in der *FP* zum einen als Ideal entworfen. Diese Idealisierung ist im Wortsinne eine Überhöhung, wird doch der Gegensatz hoch/niedrig und oben/unten genutzt um seine Größe und erhabene Position zu veranschaulichen. Durch Superlative und durch Anleihen aus der Bibel wird diese Überhöhung noch einmal verstärkt. Zu dieser fast gottgleichen Position passt auch, dass Landau immateriell zu sein scheint – wir erfahren nirgendwo etwas über seine körperlichen Merkmale, seine Mimik oder Gestik. Obwohl körperlich gesehen wenig menschlich, werden Landau, nichtsdestoweniger

53 Der Begriff des „Richterstuhles" findet sich in der Bibel im Zusammenhang mit Christus. „Denn wir alle müssen vor dem Richterstuhl des Christus offenbar werden" (2. Kor 5, 10) und in Römer 14, 10–12 heißt es, „Wir werden alle vor dem Richterstuhl Christi erscheinen."

54 Dieses Motiv erinnert daran, dass Gott beispielsweise Moses als Stimme erscheint, als dieser die Zehn Gebote erhält (vgl. 2. Mose, Ex. 19, 3-25; 20, 18-26).

idealisierend, menschliche Eigenschaften zugeschrieben: Er sei besonders freundlich, höflich und unkompliziert. Durch das Motiv des Unkomplizierten wird Landau vom ‚Jüdischen' abgesetzt.[55]

Landau tritt in der Darstellung der *FP* dem Leser überdies als besonders gelungenes Exemplar deutsch-jüdischer Symbiose entgegen. Die behauptete Nähe Landaus zu Deutschland wird sowohl durch die „Eindeutschung" seines Vornamens,[56] die Betonung seiner Herkunft wie auch durch seine vermeintlichen kulturellen Vorlieben ausgedrückt. Hierzu ist zu sagen: Landau wuchs zwar in Danzig auf – ob er sich daher als „Westpreuße" sah, muss dahingestellt bleiben. Falsch ist in jedem Fall, dass er „1933 aus Deutschland emigrierte":[57] Er studierte bereits ab 1930 Jura in London und ging von dort aus nach Palästina.[58] Dass er aufgrund seiner Studienjahre in England gut Englisch sprechen konnte, ist dann wahrscheinlich der Grund dafür, dass er es tat – eine darüber hinausgehende Unkompliziertheit sollte ihm nicht unterstellt werden.

2.3.2 „Generalstaatsanwalt Hausner", der „israelische Ankläger"

Auch dem Generalstaatsanwalt Hausner widmet die FP eine eigene Seite.[59] Nicht nur das: „Gideon Hausner" oder „Generalstaatsanwalt Hausner", kurz, der „israelische Ankläger", ist überdies die Person, die in den „Sonderberichten" neben Eichmann am häufigsten namentlich erwähnt wird.[60] Was passiert, wenn das ‚Jüdische' nicht, wie bei Landau, durch das ‚Deutsche' ‚kultiviert' wird, zeigt sich in den „Sonderberichten" der *FP* zum Staatsanwalt Gideon Hausner.

Hausner ist außerdem neben Eichmann der einzige Mann, bei dem Körper und Aussehen näher beschrieben werden. So hat „(d)er mittelgroße, dunkeläugige Ankläger, in dessen Brillengläsern sich die Deckenlampen des

55 Das Vermittelnde, Förmliche, scheinbar Umständliche besitzt im antisemitischen Kontext ‚jüdisch' als negative Konnotation. Vgl. Nicole Hortzitz, Die Sprache der Judenfeindschaft, in: Julius H. Schoeps, Joachim Schlör (Hg.), Antisemitismus. Vorurteile und Mythen, München 1995, S. 19–40, hierS. 32 f.

56 Eigentlich „Moshe". Vgl. o.A., o.J., „Moshe Landau", in: https://de.wikipedia.org/wiki/Moshe_Landau; zuletzt eingesehen 27.03.2022.

57 „Bitte nicht so scharf im Ton", in: *FP*, 17. April 1961, S. 2.

58 Vgl. Anm. 61.

59 In Israel spricht man von Generalstaatsanwalt Hausner, in: *FP*, 20. April 1961, S. 2.

60 Ebd. Die Behauptung, dass „Hausner (…) der meistgenannte Name sei", wiederholt sich so auch auf der Ebene des Textes.

Gerichtshofes spiegeln", eine „leidenschaftliche Anklagerede" gehalten, und er „hatte diese Worte dem Verteidiger entgegengeschleudert – mit kalter Stimme, doch die Erregung (…) trotzdem hörbar". Er „hat das Temperament eines Boxers" und „schlägt zurück, unerbittlich und mit dem Einsatz eines Mannes, dem es um alles geht. Schnell ist er auf den Beinen, und schnell kommen seine Hände aus der schwarzen Robe hervor, wenn er zu argumentieren beginnt". Verhält er sich also nicht eigentlich so, wie man es von einem Anwalt erwarten darf?

Die *FP* interessiert sich aber nicht nur für Hausners Aussehen und Temperament, sondern auch für dessen vermeintliche intellektuelle Eigenschaften. Von „seine(n) Freunden" wird „Gideon Hausner (…) der „Neunmalkluge" genannt. Als „Ankläger mit den scharfen und pointierten Formulierungen", gar „als Intellektueller", habe er bislang „zweifellos nicht auf die Aufmerksamkeit des Volkes" rechnen können. Mit dem Eichmann-Prozess habe sich dies allerdings geändert: „Jetzt aber, da er Adolf Eichmann anklagt und zugleich den (…) Worten des Verteidigers widerspricht, ist er für die Hörer draußen am Radio ihr Mann, der sie vertritt", der das richtige Wort zur richtigen Zeit sagt. Er sei „über Nacht der Dolmetscher jüdischer Gefühle" geworden, er spreche „aus, was viele Jahrzehnte in ihren Herzen bewegte". Daher sei „(d)er Ankläger im Eichmann-Prozeß (…) gegenwärtig der populärste Mann im Lande" und „Hausner (…) der meistgenannte Name." „(N)och nie stand (er) so im Mittelpunkt". Dies mag auch seiner Karriere förderlich sein, denn „obschon er als Mitglied der Progressiven Partei (…) bei den Parlamentswahlen kandidierte und während des Krieges Vorsitzender des Militärgerichtshofes war", sei „Gideon Hausner, von dem es heißt, er wolle einmal Justizminister seines Landes werden", bislang nur wenig populär gewesen. Aufgrund der ihm zugeschriebenen Eigenschaften – intellektuelle Kälte einerseits, Aggressivität andererseits – scheint dies kaum verwunderlich.

Es kann festgehalten werden: Der „1915 in Polen geboren(e)"[61] Gideon Hausner „ist das Gegenstück zum Präsidenten des Gerichtshofes". Dem kann man sich auf der Darstellungsebene nur anschließen: Der Staatsanwalt Gideon Hausner wird von der *FP* als Gegenpart des Richters Mosche Landau

61 Diese Aussage ist nur zum Teil richtig. Zwar wurde Hausner 1915 geboren, Lemberg gehörte zu diesem Zeitpunkt jedoch zu Österreich-Ungarn. Vgl. Ernst Bruckmüller, Claus Hartmann, Putzger Historischer Weltatlas, Berlin 2006, S. 154 f., Karte I. Polen gab es 1915 als eigenständigen Staat nicht.

aufgebaut. Wurde Landau als ein sanfter, milder, warmherziger und kultivierter deutscher Jude vorgestellt, so wird Hausner von der *FP* als ein Mann von scharfem Verstand und kalter Intelligenz, von ausgeprägtem Temperament, von ausladender Gestik und von zweifelhafter Karriereorientierung gezeichnet. Zudem wird seine vermeintliche polnische Herkunft erwähnt. Er ist in der *FP* der ‚Ost-Jude' schlechthin.[62] Nicht nur ist das Bild, das die *FP* von Gideon Hausner zeichnet, ein antisemitisches Zerrbild, auch durch die Unterscheidung von ‚guten deutschen Juden' und ‚schlechten Ost-Juden' schreibt die *FP* Antisemitismus weiter fort.[63]

2.4 „Erez Israel" oder „Israel"?

Es wurde eingangs darauf hingewiesen, dass Israel in der Berichterstattung der FP großen Raum einnimt. Hierauf möchte ich nun meinen Blick richten.

2.4. 1 „Erez Israel" und „Jerusalem"[64]

Was „Erez Israel" angeht, so kann dessen Darstellung kaum pathetischer sein. Die „Geschichte des kleinen Landes" sei lang, seine Anfänge seien schön: In „Erez Israel stand die Wiege des jüdischen Volkes, hier wurde sein geistiges, religiöses und politisches Antlitz geformt". Es sei das „Land der Bibel (…),

62 Vgl. Heid, Achtzehntes Bild; Sander L. Gilman, Zwölftes Bild: Der „jüdische Körper". Gedanken zum physischen Anderssein der Juden, in: Schoeps, Schlör, Antisemitismus, S. 167–179; Nordmann, Ingeborg, Neunzehntes Bild: „Der Intellektuelle". Ein Phantasma, in: Schoeps, Schlör, Antisemitismus, S. 252–259.

63 Nicht nur werden aber Landau und Hausner als Gegensätze zueinander aufgebaut, sondern es werden auch der Jude Hausner und der NS-Täter Eichmann sprachlich einander angenähert. Sie sind in die einzigen Personen, deren Körper(sprache) erwähnt wird, und bei beiden werden ähnliche körperliche Merkmale, Attribute und Eigenschaften, wie Hände, Beine und Brille, – auch Eichmanns Verteidiger Servatius trug eine Brille, die aber nie genannt wird, – Erregbarkeit, Karriereorientierung und Intelligenz genannt. Der überzeugte Nationalsozialist und Antisemit Eichmann und der jüdische Ankläger Hausner sind also, was Aussehen, Verhalten und Eigenschaften angeht, im Text kaum voneinander zu unterscheiden. Dies findet sich zuletzt auch in der Äußerung eines einfachen israelischen „Soldat(en)" wieder, dem die Aussage in den Mund gelegt wird: „Verrückte gibt es auch unter uns!" („Ich habe diese Herren schon auf Trab gebracht!", in: *FP*, 28. April 1961, S. 6.)

64 Aus Gründen der Lesbarkeit wurde hier auf Einzelnachweise verzichtet. Alle Zitate in Abschnitt 3.3.1 stammen, sofern nicht anders angegeben, aus den folgenden *FP*-Ausgaben: Mittagspause in Jerusalem, in: *FP*, 15. April 1961, S. 6; „Bitte nicht so scharf im Ton", in: *FP*, 17. April 1961, S. 2; In Israel spricht man von Generalstaatsanwalt Hausner, in: *FP*, 20. April 1961, S. 2. Dokumente in der Aktentasche, in: *FP*, 21. April 1961, S. 6; Der Pfad des Dschingis-Khan, in: *FP*, 22. April 1961, S. 5.

wo sich nach 2000 Jahren die Wiederauferstehung des Judenstaates Zug um Zug vollzieht". Die Hauptstadt, „das blumenumrankte geistige und kulturelle Zentrum des jüdischen Volkes, Jerusalem, das König David im Jahre 1000 eroberte und zur Hauptstadt machte", die Stadt mit der „Blütenpracht vor der Tür", ist über die „sonnendurchglühte Straße von Hahamisha" aus erreichbar, die „Straße (…), über die Saladin und Richard Löwenherz einst gezogen sind". Das Land der Bibel, das uns hier vorgestellt wird, könnte geschichtsträchtiger und herrlicher kaum sein.

Mit „Erez Israel" wird auch dessen „Volk" vorgestellt. Die *FP* weiß zu berichten, dass es sich beim „Volk von Jerusalem" um ein „ein zähes [sic!] Volk" handelt. Es sei „im Lauf der Jahrhunderte immer wieder (um seine Existenz) gebracht" worden. Daher verwundere es nicht, dass nun, nach der „jüdischen Katastrophe", also nicht nach dem deutschen Massenmord, „nach der schrecklichen Dezimierung [sic!]", bei den „vor Mord oder Hungertod geretteten Juden", der „Lebenstrieb, das leidenschaftliche Gefühl zur Erhaltung eines Volkes [sic!]", der offenbar sowieso schon immer da gewesen ist, „doppelt stark entflammt" sei. Abgesehen davon, dass hier nur wenige Jahre nach Ende des Nationalsozialismus in schwülstiger Manier von vermeintlichen Völkern und ihren vermeintlichen Eigenschaften fabuliert wird, ist die Aussage, dass das jüdische Volk im Ganzen immer wieder um seine Existenz gebracht worden sei, nicht nur logisch unsinnig, sondern auch angesichts der nationalsozialistischen Verbrechen an den Juden verharmlosend. Verfolgt wurden sie angeblich immer.

Die „Zähigkeit" und der „Lebenstrieb (…) zur Erhaltung eines Volkes" drücken sich laut FP auch in Misstrauen der Juden gegenüber den so nicht genannten Deutschen aus. Selbst wenn das „zu Gericht sitzende Volk von Jerusalem" und „die Sterne am Himmel des Zions noch nie so günstig standen": Es „ergibt sich doch immer wieder die bittere Feststellung, daß ein so schwer getroffenes Volk voller Mißtrauen ist – gegen andere und gegen sich selbst". Dies merke man im Hinblick auf politische Themen. So sind die meisten Juden „zwar höflich", legten aber doch, was Wunder, „Reserviertheit" und „Mißtrauen" gegenüber dem deutschen Reporter an den Tag, und es bleibt unklar, wie sich die „jüdische Jugend" zur deutschen Frage verhalten wird, vor allem angesichts der Causa Globke. Auch versteht „(d)as Volk von Jerusalem (…) nur schwer, daß man Adolf Eichmann ein so langes Verfahren ‚bewilligen' will", und „(m)an macht zuweilen eine

Handbewegung zum Hals und meint den kurzen Prozeß, oder man spielt mit Daumen und Zeigefinger und deutet damit an, wie teuer das alles den Staat kommt". Bei dieser Sorge um das Geld verwundert es nicht, dass auch die „Wiedergutmachungsansprüche" „jüdische" sind. Misstrauen, Rachsucht und Geld sind also die Themen, um die die „jüdischen Gefühle" anlässlich des Eichmann-Prozesses angeblich kreisen. Diese sind als antisemitische Topoi altbekannt.[65] Israel wird dem Leser als „Erez Israel", als „Land der Bibel" vorgestellt. Durch die häufige Nennung von „Jerusalem" und durch den Verweis auf biblische und mittelalterliche Herrscher werden seine Ursprünge verklärt, die historisch-politischen Gründe für die Staatsgründung indes verschwiegen. Die Reportagen betonen immer wieder das Moment des historischen Anfangs und der Rückkehr dahin. „Erez Israel" und „Jerusalem" werden zu Ursprüngen, zu denen das jüdische Volk nun wieder zurückgefunden habe. Letztlich, so muss man schlussfolgern, habe die Verfolgung und Vernichtung jüdischer Menschen doch ihr Gutes gehabt – wer weiß, ob sich die „Wiederauferstehung" des „Judenstaates" sonst hätte vollziehen können. So schön und „historisch" das Land der Bibel dargestellt wird, als nur wenig sympathisch werden seine jüdischen Bewohner beschrieben. Den „Juden" werden übermäßige Vitalität, Rachsucht, Geldgier und Emotionalität unterstellt. Die Darstellung folgt damit antisemitischen Stereotypen.

2.4.2 Das „kleine Land" „Israel"[66]

Israel wird aber nicht nur als Land der Bibel, sondern auch als moderner Staat beschrieben. Der Eichmann-Prozess scheint das „kleine Land" in die

65 Vgl. Hortzitz, Sprache, S. 32 f.; Ludger Heid, Achtzehntes Bild: „Der Ostjude", in: Schoeps, Schlör, Antisemitismus, S. 241–251.

66 Aus Gründen der Lesbarkeit wurde auch hier auf Einzelnachweise verzichtet. Alle Zitate in Abschnitt 2.4.2 stammen, sofern nicht anders angegeben, aus den folgenden *FP*-Ausgaben: Vier Zigaretten für Eichmann, in: *FP*, 11. April 1961, S. 2; Gibt es noch SS-Gruppen im Untergrund?, in: *FP*, 12. April 1961, S. 2; Interview mit dem Kronzeugen, in: *FP*, 13. April 1961, S. 2; Servatius will Zeit gewinnen, in: *FP*, 14. April 1961, S. 3; Mittagspause in Jerusalem, in: *FP*, 15. April 1961, S. 6; In Israel spricht man von Generalstaatsanwalt Hausner, in: *FP*, 20. April 1961, S. 2; „Bitte nicht so scharf im Ton", in: *FP*, 17. April 1961, 2; „Gnadenfrist" für Adolf Eichmann?, in: *FP*, 19. April 1961, S. 5; Dokumente in der Aktentasche, in: *FP*, 21. April 1961, S. 6; Der Pfad des Dschingis-Khan, in: *FP*, 22. April 1961, S. 3; Eichmann wollte seine Ruhe haben, in: *FP*, 24. April 1961, S. 8; Vater von Herschel Grünspan, in: *FP*, 26. April 1961, S. 6; „Ich habe diese Herren schon auf Trab gebracht!", in: *FP*, 28. April 1961, S. 6.

Moderne katapultiert zu haben: So stehen auf der Straße nach Jerusalem nun „Kameras der Wochenschauen und des Fernsehens“ sowie „Filmleute aus Amerika“, die einen „Streifen über die Geschichte des kleinen Landes kurbeln“. Für mehr „Filmregisseure und Forscher“ ist kaum Platz: „An duftenden Mandel- und Orangenbäumen vorbei rasen die Autos und Busse in die Hauptstadt Israels“, wo „alle Hotels belegt (sind)“ und die „Organisatoren des Fremdenverkehrs [sic!] (…) Tag und Nacht (arbeiten)“. So verschmelzen in „Israel“ „blauer Himmel und goldener Sand, alte Kulturen des Ostens und des modernen Westens (…) zu einem faszinierenden Mosaik.“ Das „kleine Land“ wird als Schmelztiegel entworfen, in dem sich die Widersprüche von lang zurückliegender Vergangenheit und unmittelbarer Gegenwart und Modernität wiederfinden. Wendungen wie die von den „Organisatoren des Fremdenverkehrs“ sind schwer zu ertragen – unmöglich, dabei nicht an die Organisatoren der Vernichtung zu denken.


Freitag, 14. April 1961

FÜR DIE ISRAELISCHE BEVÖLKERUNG ist der Eichmann-Prozeß das Tagesgespräch Nr. 1. Das Gerichtsgebäude ist ständig von ernst und bitter aussehenden Menschen jeden Alters umgeben.

Das Gerichtsebäude ist ständig von ernst und bitter aussehenden Menschen umgeben
Freie Presse vom 14. April 1961

Einmal in der Moderne angekommen, stellen die „Sonderberichte“ den Bielefelder Lesern die Staatlichkeit, die Geographie, die politische Situation und die Bewohner Israels näher vor. Die Regierung, das Gericht, die Staatsanwaltschaft und die Armee werden dabei ausdrücklich mit dem Attribut „israelisch“ versehen. So ist von der „israelische(n) Regierung“ die Rede, und es wird vom „israelischen Geheimdienst“ und „israelischer Haft“ gesprochen. Das „israelische Gericht“ wird auch als „israelische(r) Gerichtshof“ oder als „Forum der israelischen Justiz“ bezeichnet. Hier arbeite ein „israelische(r) Ankläger“, und es werde ein „israelische(r) Urteilsspruch“ erwartet. Die Armee sei eine „israelische Armee“, ein Mann trage die „Uniform eines israelischen Soldaten“. Auch die Presse ist israelisch: Es gibt den „Chefreporter einer großen israelischen Zeitung“, sowie die „israelische(n) Zeitungen, deren Leitartikler nun (…) zu spitzeren Federn greifen“. Ebenso finden sich Formulierungen, die auf den Staat und seine Institutionen verweisen, solche wie „die Regierung des Landes“, „de(r) Staat“ und die „demokratischen Verfassung“. Die Reportagen machen klar, dass es alle demokratischen Institutionen auch in Israel gibt, dass Israel ein wohlgeordneter demokratischer Staat ist – wie die kaum jüngere Bundesrepublik auch.

Die Reportagen bemühen sich überdies, einen geographischen Überblick über das Land zu geben. Hier haben die „Sonderberichte“ etwas von einer Sightseeing-Tour. Wir lernen eine Fülle von Orten kennen und gehen damit im Wortsinne über Jerusalem hinaus – so kommen wir in Städte und Orte wie „Abu Ghos“ und „Hahamisha“, „Haifa und (…) Jaifa“, „Metulla“ sowie „Tel-el-Kadi“ und wandern durch die Viertel „von Mehane Yehuda bis Katamon“. Sehr oft befinden wir uns aber auch einfach „in allen Teilen des Landes“, ebenso wie „in den Straßen“ oder „draußen, vor den Toren“, und wir erfahren, dass man „in den Norden“ reisen kann. Die Darstellung Israels ist widersprüchlich. Durch die zahlreichen Ortsnamen entsteht einerseits der Eindruck eines vielfältigen, aber auch fremden Landes – Israel. Die unbestimmten Ortsangaben erwecken andererseits den Eindruck, als könnte sich das Geschehen überall abspielen, auch in der Bundesrepublik. Auf diese Weise wird eine Nähe zum Entfernten hergestellt. In gleicher Weise erfahren wir von alltäglichen Straßen, Gebäuden und Institutionen, in denen sich das Leben abspielt – wie in der „Ben-Yehuda-Straße“, der „Bar-Ilan-Hochschule“, dem „Or-Gil Hotel“, den „Or-Gil-Lichtspiele(n)“ oder dem „Beet Ham, dem (…) Volkshaus“. Öfter aber werden diese Orte noch allgemeiner gefasst. So

lernt der Leser Bildungs- und Erziehungsstätten kennen wie „Schulen", eine „Universität" und ein „Waisenheim" und weitere Orte, wie sie sich in jeder Großstadt finden lassen: „Hotelsäle", ein „Hotel", ein „Kaffeehaus" und „Gärten". Häufiger als das hebräische „Beet Ham" werden dafür Synonyme verwendet, wie „das Gerichtsgebäude", „das Haus, das dem Volke gehören soll" oder „diese Stätte". Auch hier entsteht wieder der Eindruck von Vielfalt. Neben dem Gerichtsgebäude, das als Platz des Prozesses im Mittelpunkt steht, gibt es Orte der Bildung ebenso wie Orte der Zerstreuung, Erholung und Unterhaltung. Einige der Begriffe auf Iwrit werden erklärt, so dass dem deutschen Leser, der kein Iwrit spricht, verständlich wird, worum es sich handelt.[67] Und wie schon bei den Ortsbezeichnungen finden sich auch hier Orte, die so unbestimmt sind, dass sie überall sein könnten. So wird das Land Israel dem Leser nahegebracht.

Nicht nur kommt Israel geographisch und institutionell dem Leser nahe, es werden ebenso ausdrücklich Parallelen zwischen dem Staat Israel und der Bundesrepublik gezogen. Im Hinblick auf die Gegenwart, wie auf die lastende Vergangenheit scheinen beide Staaten Gemeinsamkeiten zu haben. So ist davon die Rede, dass „Israel" sich in „ständige(r) Bedrohung" befinde. Zudem wird betont, dass der „Staat Israel" ein „junge(r), wachsende(r)" Staat sei, dass „Israel (…) an die Bundesrepublik denke" und dass sich zeigen würde, dass „auch Israel ein Stück unbewältigte Vergangenheit (hat) [sic!]". Israel, dem Land der Opfer und Überlebenden, wie der Bundesrepublik, dem Land der Täter, eine „unbewältigte Vergangenheit" zuzuschreiben, ohne dabei darauf einzugehen, dass Täter und Opfer der Shoah jeweils eine kategorisch andere „Vergangenheit" zu „bewältigen" haben, ist, gelinde gesagt, mutig.

Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit scheint besonders im Hinblick auf die Zukunft der Jugend relevant zu sein. So äußern sich Staatsvertreter, Lehrer und Heimleiterin: „‚(d)aß unsere Jugend jetzt aber das schlimmste Kapitel der Geschichte unseres Volkes hört, es begreift und dadurch gemahnt wird'", sei das Wichtigste am Prozess, „‚eine wissende und stets zur Verteidigung entschlossene Jugend'" sei das Ziel der Aufklärungsarbeit über die Vergangenheit. Auch Eltern und Erzieher machen glaubhaft: „‚(W)ir

67 Dies gilt auch für die hebräischen Begriffe „‚Zofim' (Pfadfinder)" sowie „Schalom, Schalom – Friede, Friede", Der Pfad des Dschingis-Khan, in: *FP*, 22. April 1961, S. 3, und „Scharaw (…), der heiße Wüstenwind", Vater von Herschel Grünspan, in: *FP*, 26. April 1961, S. 6.

machen es nur wegen unserer Kinder, die wollen wir warnen und aufklären.'" Besonders betonten sie, dass „‚wir (…) dabei auch an Ihre Kinder (denken), an die Jugend in Deutschland'", und sie wollten „‚für diese jungen Menschen hier und für Ihre Kinder (…) dieses sagen (…): ‚Eine Haßlegende darf niemals aufkommen.'" Nur wenige vertreten die Position: „‚Wir wollen das vergessen, schon wegen unserer Kinder!'" Diese Debatten dürften dem deutschen Leser sehr vertraut gewesen sein, wenn auch mit anderer Ausrichtung.

Wird der Staat Israel geographisch, mit seinen Institutionen und durch seine politische Verfasstheit und unaufgearbeitete Vergangenheit dem deutschen Leser nahe gebracht, so geschieht dies auch auf der Ebene der Bevölkerung. Um diese im Ganzen zu bezeichnen, wird der Begriff Israeli/s nur sehr selten gebraucht. So erfahren wir, dass „(d)ie Israelis" zwar die große Öffentlichkeit, die den Prozess umgibt, „mit kritischen Augen" betrachteten, und „die meisten Israelis" wünschten „einen kurzen Prozeß". Viel häufiger werden für die Bevölkerung des Landes aber unbestimmte Formulierungen wie „(v)iele", „die Hörer draußen am Radio" oder einfach „die Menschen" verwendet. Man gewinnt den Eindruck, dass man es bei den Bewohnern Israels mit Menschen zu tun hat, die überall, in Israel ebenso wie in der Bundesrepublik leben könnten. Dass es fünfzehn Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs gute Gründe für Juden gab, in Israel zu leben, fällt dabei unter den Tisch.

Die Bewohner werden dann näher vorgestellt. Der Fokus liegt dabei auf den Berufstätigen und auf der „Jugend". So gibt es unter den Berufstätigen einen „Geschäftsmann", den „Vertreter des Polizeipräsidenten", einen „Ingenieur" und einen Studenten der „Jerusalemer Universität" sowie den „Portier des Or-Gil Hotels". Außerdem begegnen wir einem „Polizeioffizier" und mehreren „Poliziste(n)",„Wächter(n)" und einem „Bewacher", „Beamte(n)", einem „Schulrektor", dem „Kommentator des Staatsrundfunks" und dem „Direktor einer Dokumentenausstellung", einem „Arzt", einem „Portier", einer „Kellnerin" und einem „Inhaber". Wir lernen hier also eine recht große Vielfalt an Berufen kennen.

Einige wenige der Berufstätigen werden auch mit Namen erwähnt. Diese klingen dann durchaus deutsch oder österreichisch: So gibt es einen „Hauptmann Leß", einen „Dr. Dvorzecky, Inhaber des Lehrstuhls für Erforschung der jüdischen Katastrophe", sowie eine „Frau Ruben" – „(f)rüher

Besitzerin eines Juweliergeschäftes, heute Kellnerin". Viele dieser „seelisch und körperlich schwer mitgenommenen Menschen", die jedoch meist namentlich nicht genannt werden, versuchen, „so schnell wie möglich ihren Platz in der Gesellschaft zurückzuerobern", indem sie „geradezu hektisch arbeiten". Sie „leisten Tag für Tag Überstunden, führen vielfach noch einen Nebenberuf aus und spannen sich rücksichtslos in den Beruf ein."[68] In den Berufen, die genannt werden, ebenso wie im beschriebenen Arbeitsverhalten dürften sich die deutschen Leser wohl wiedergefunden haben. Die Tatsache, dass die meisten Berufstätigen ohne Namen bleiben, dürfte der Identifikation mit ihnen dienlich gewesen sein.

Auch Jugendliche, junge Menschen und Kinder kommen immer wieder in den Berichten vor. Sie werden allerdings, und dies noch in stärkerem Maße als die übrige Bevölkerung, nur selten als Israelis oder israelisch bezeichnet – es sei denn, es handelt sich bei ihnen um „schwarzgelockte, großäugige, schlank gewachsene Israeltöchter [sic!]."[69] Meist ist allgemein von den „Jungen" oder von „diese(n) jungen Menschen hier" die Rede oder von jungen Leuten in Schule und Ausbildung wie „Schulkinder(n)" und „Studenten". An einigen Stellen werden auch familiäre Bezüge betont. Wir erfahren von einem Mann, der einen „Jungen" hat, es ist von „zwei kleine(n) Kinder(n)" und deren „Papa" die Rede sowie von einem „Sohn" und „seiner Mutter". Auch gibt es einige junge Frauen wie „Mädchen (…) in der Armee" und „Mädchen", die „sich in die Arme ihres Freundes (verkrochen)", als ein Film zu spannend wurde. Ihre Namen erfahren wir nicht.[70] Die Jugendlichen könnten ebenso in Israel wie in der Bundesrepublik leben. Nur eine „schwarzgelockte, großäugige, schlank gewachsene" junge Frau würde – so eindeutig nicht-‚arisch' – wohl aufgefallen sein.

68 Die 40-Stunden-Woche wurde erst 1956 und auch nur in einigen Branchen durchgesetzt. Durch die Arbeitszeitverkürzung nahm aber zunächst auch die Zahl der gearbeiteten Überstunden zu. Vgl. Axel Schildt, Gesellschaftliche Entwicklung, https://www.bpb.de/izpb/10124/gesellschaftliche-entwicklung?p=all; zuletzt eingesehen 27.03.2022.

69 Mit dieser Darstellung einer jungen Frau wird das Klischee der „schönen Jüdin" bedient. Vgl. Gabriele Kohlbauer-Fritz, „La belle juive" und die „schöne Schickse", in: Sander L. Gilman, Robert Jütte, Gabriele Kohlbauer-Fritz (Hg.), „Der schejne Jid". Das Bild des jüdischen Körpers in Mythos und Ritual, Wien 1998, S. 109–121.

70 Zu vermuten ist, dass dies damit zu tun hat, dass die Vornamen der Jugendlichen wahrscheinlich ‚jüdischer' waren als es ihre Familiennamen waren und daher weniger zur Identifikation der Leser taugten.

Israel wird in den Reportagen insgesamt als vielfältiger, auch fremder, in jedem Fall aber moderner und zukunftsorientierter Staat beschrieben. Demokratische Institutionen, Mobilität und Fremdenverkehr, die Rastlosigkeit der Städte, spannende Gegensätze, eine Offenheit für Film und Forschung machen das Land aus. Die Beschreibung Israels ähnelt dabei der eines faszinierenden Reiselandes. Zugleich wird Israel hier der Bundesrepublik angenähert – auch bei der Bundesrepublik haben wir es dem Selbstverständnis nach mit einer jungen Demokratie zu tun, die sich auf den Weg nach Westen gemacht hat,[71] ebenso wie mit einem Staat, der sich angesichts der Blockkonfrontation gefährdet sah.[72] Das Moment des Wachstums mag an Bevölkerungs- und an Wirtschaftswachstum erinnern – beide in der Zeit des Eichmann-Prozesses für den Bundesbürger erfahrbare, wenn auch durchaus prekäre Größen.[73]

Die Annäherungen zwischen Israel und der Bundesrepublik finden ebenso darüber statt, dass auffallend oft Bereiche des Alltäglichen angeführt werden, die, gerade indem sie unbestimmt bleiben und nicht als speziell israelische eingeführt werden, die Bundesrepublik und Israel einander angleichen. Gibt es nicht hier wie dort Straßen, Kinos, Schulen, Gärten und Hotels?[74] Wie sehr diese Annäherung von Israel und der Bundesrepublik zuweilen über das Ziel hinausschießt, kommt im Begriff der „Vergangenheitsbewältigung", die beide Staaten zu leisten hätten, zum Ausdruck. Diesen Begriff zu verwenden

71 Zur Bedeutung der Westbindung in der frühen Bundesrepublik, auch auf Seiten der SPD nach Bad Godesberg, vgl. Kurt Sontheimer, Die Adenauer-Ära. Grundlegung der Bundesrepublik, München 2003, S. 73.

72 Zur Bedeutung der Bedrohung der Bundesrepublik vgl. ebd., S. 187 ff.

73 Vgl. Detlef Siegfried, Prosperität und Krisenangst. Die zögerliche Versöhnung der Bundesbürger mit dem neuen Wohlstand, in: Friedrich Kießling, Bernhard Rieger (Hg.), Mit dem Wandel leben. Neuorientierung und Tradition in der Bundesrepublik der 1950er und 60er Jahre, Köln, Weimar, Wien 2011, S. 63–78.

74 Einzelne staatliche Institutionen, wie Regierung, Geheimdienst, Justiz und auch die Presse werden ausdrücklich als israelische bezeichnet und damit von denen der Bundesrepublik abgesetzt. Hier scheinen die Ähnlichkeiten ihre Grenzen zu haben. Die Hervorhebung des Israelischen am Staat und seinen Organen stößt Zweifel an dessen Neutralität an und ist interessant, da es im Vorfeld des Prozesses lange Debatten darüber gab, ob Israel der geeignete Prozessort sei – auf deutscher Seite fürchtete man eine politische Rechtsprechung. Vgl. Krause, Eichmann-Prozeß, S. 146–166. Auffallend ist zudem, dass von allen staatlichen Organen einzig Polizei und Schule nicht als ausdrücklich israelisch markiert werden. Sie scheinen gleichsam politisch neutral zu sein. Diese Annäherung von israelischer und deutscher Polizei ist besonders problematisch angesichts der großen Anzahl von „eher 30.000 als 20.000 deutsche Ordnungspolizisten", die an der Vernichtung der europäischen Juden beteiligt waren. Vgl. Wolfang Curilla, Der Judenmord in Polen und die deutsche Ordnungspolizei 1939–1945, Paderborn 2011, S. 837.

und nicht zu benennen, dass die Vergangenheit, die das Land der Täter zu bewältigen hat, sicherlich eine andere ist als diejenige, die das Land der Opfer zu bewältigen hat, grenzt an Geschichtsklitterung. Die Darstellung Israels durch die *FP* wirkt hier auf den heutigen Leser mindestens gedankenlos.

Die Bewohner Israels, egal ob Erwachsene oder Kinder, bleiben meist namenlos und werden über ihre Berufe bzw. ihr Sozialverhalten dem Leser vorgestellt. Sie werden nicht ausdrücklich als Israelis bezeichnet. Unter den von ihnen ausgeübten Berufen sind die meisten dem Staatsdienst auf der Ebene kleiner und mittlerer Beamter zuzurechnen, aber auch Ladeninhaber, Angestellte und freie Berufe finden sich darunter. Sind sich Israel und die Bundesrepublik in der hier vorliegenden Darstellung schon als Staaten einander stark angeglichen, so verschwimmt der Unterschied zwischen Israel und der Bundesrepublik im Hinblick auf die Bevölkerung vollends. Ihr Arbeitsverhalten, ihre Sicht auf und ihr Umgang mit der Vergangenheit, ihre Zukunftssorgen und ihr Freizeitvergnügen könnten genau die der deutschen Leser und ihrer Kinder sein.

3. Zusammenfassung und Ausblick

Diese Arbeit wollte die Frage beantworten, ob und inwieweit die Berichterstattung der Bielefelder Tageszeitung *Freie Presse* (*FP*) zum Eichmann-Prozess zu einem aus heutiger Sicht kritischen Verständnis des Nationalsozialismus beitragen konnte. Dazu wurden die insgesamt dreizehn „Sonderberichte zum Eichmann Prozess“ der *FP* untersucht. Sie wurden ausgewählt, da sie gewissermaßen das „Herz“ der Berichterstattung der *FP* darstellten: Der Redakteur und Chefreporter Horst-Werner Hartelt schrieb die Reportagen, sie wurden in der FP besonders beworben, und sie waren zudem in der Bielefelder Presselandschaft ein Alleinstellungsmerkmal der *FP*.

Untersucht wurde, wie Eichmann als Täter und Juden als Opfer in den „Sonderberichten“ dargestellt wurden. Auch die Darstellung des Obersten Richters im Eichmann-Prozess, Mosche Landau, und des Generalstaatsanwaltes Gideon Hausner wurde betrachtet, da diese beiden Personen neben Adolf Eichmann die Hauptpersonen der „Sonderberichte“ waren. Da, unerwartet für die Autorin, das Land und der Staat Israel einen weiteren Schwerpunkt der Berichterstattung der *FP* bildeten, wurde auch dessen Darstellung analysiert. Die hier vorgestellten Ergebnisse können

insofern dazu beitragen, das von Schildt angemahnte „differenzierte Bild“[75] des Nationalsozialismus, wie es in der Lokalpresse entworfen wird, zu skizzieren.



FREIE PRESSE Nr. 83 ZEITGESCHEHEN Sonnabend, 8. April 1961

Zum „Prozeß de Jahrhunderts“ in Jerusalem, der am kommenden Dienstag unter den Augen der Weltpresse beginnt, entsendet die FREIE PRESSE ihren Redakteur Horst-Werner Hartelt. Gestern abend verließ er auf dem Luftwege die Bundesrepublik. Nach fünf Stunden landete er in Istanbul, zwei Stunden später in Ankara, drei Stunden danach in Teheran, um nach insgesamt 13 Flugstunden in Tel Aviv von Bord der Düsenmaschine zu gehen. Von diesem Augenblick an wird er für die Dauer von zwei Wochen aus Israel berichten. Interviews, Reportagen und Kommentare, die das erregende Geschehen um den früheren SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann beleuchten sollen, kabelt Horst-Werner Hartelt täglich in unser Pressehaus. Darüber hinaus verpflichtete die FP Wort- und Bildagenturen, um in jeder Ausgabe einen umfassen den Bericht geben zu können.

ADOLF EICHMANNS LEBENSWEG

Von Himmler vereidigt, von Heydrich beauftragt

Das Volk von Jerusalem sitzt zu Gericht

Ein Blumenstrauß verriet den Henker

Die Anklage

Sonderbericht vom Eichmann-Prozess
Freie Presse vom 8. April 1961

75 Schildt, Umgang, S. 23.

Eichmann wird in den Reportagen der *FP* durch zahllose Nennungen seines Namens als Alleinverantwortlicher für die Verbrechen an den europäischen Juden aufgebaut, ohne dass die *FP* dabei aber ausführt, worin genau seine Verantwortlichkeit bestanden haben soll. Zudem tritt er uns in den „Sonderberichten" in erster Linie als ein Mann entgegen, der in Tonfall und Stimme mit Hitler vergleichbar ist, ohne dass er jedoch etwas zu sagen gehabt haben soll – machtvoll und machtlos zugleich. Da Eichmann zwar überall zu hören war, aber scheinbar nichts zu sagen hatte, verliert sich folgerichtig das Interesse der Reportagen an ihm im Laufe der Zeit. Den Eichmann im Gerichtssaal beschreibt die *FP* als ein Nervenbündel, das eigentlich niemand ernst nehmen kann und das aus Hartelts Sicht offenbar noch nicht einmal zu einer „erregenden"[76] Dämonisierung taugte. Die Selbstbanalisierung, die Eichmann vor Gericht erfolglos betrieb, funktionierte der *FP* gegenüber sehr erfolgreich.

Die Darstellung der Juden in der *FP* ist von antisemitischen Klischees durchzogen. Die Juden, die im Nationalsozialismus ermordet wurden, seien schwach und passiv gewesen, und auch die Juden von heute seien meist leidend, zudem aber noch anklagend, rachsüchtig, materialistisch und fruchtbar. Damit schließt die *FP* an tradierte antisemitische Deutungsmuster an. Die bestenfalls bemitleidenswerten Eigenschaften, die den Juden in ihrer Mehrheit zugeschrieben werden, treten durch die ganz gegensätzliche Darstellung des Vorsitzenden Richter Mosche Landau als „würdigste(n) Vertreter des Judentums" besonders hervor. Dieser wird als ausgesprochen ‚nicht-jüdisch' beschrieben, und auch der betont idealisierte Bezug zu Deutschland fällt in dessen Darstellung auf. Die gelungene deutsch-jüdische Symbiose, für die Landau hier Modell stehen muss, hebt durch die Hintertür den angeblichen Unterschied zwischen ‚dem Deutschen' und ‚dem Jüdischen' hervor und bewertet ihn: Das ‚Jüdische', so scheint es, wird nur erträglich, wenn es eine Verbindung mit dem ‚zivilisierenden' und ‚mäßigenden' ‚Deutschen' eingeht – angesichts der von nichtjüdischen Deutschen an jüdischen Deutschen verübten Verbrechen eine als mindestens staunenswert zu bezeichnende Deutung. So positiv wie der Richter Mosche

76 o.A., „Sonderseite zum Eichmann-Prozeß", in: *FP*, 6. April 1961, S. 5.

Landau dargestellt wird, so negativ ist das Bild, das die *FP* vom Staatsanwalt Gideon Hausner zeichnet. Er wird in antisemitischer Weise mit den Klischees des ‚Ostjuden' belegt.

Ebenso wie Landau und Hausner als die zwei Seiten ‚des Juden' herhalten müssen, wird auch Israel einerseits als Land der Bibel und andererseits als moderner Staat beschrieben. Was das Land der Bibel, „Erez Israel", betrifft, so hat es in der Darstellung der *FP* den Anschein, als habe erst der Massenmord das angeblich ewige Leiden der Juden in und an der Diaspora beendet, so dass sich nun endlich die vorgeblich von allen Juden so sehnsuchtsvoll erwartete, pathetisch so genannte „Wiederauferstehung des Judenstaates" habe vollziehen können. An keiner Stelle ist davon die Rede, dass es für die Gründung des Staates Israel keine theologischen, sondern existenzielle politische Gründe gab, und dass Israel für die meisten verfolgten Juden Deutschlands und Europas wohl nicht Sehnsuchts-, sondern schlicht Fluchtort war. Der Mord an den europäischen Juden wird zum Teil mittels einer angeblich Jahrtausende langen Leidens- und Heilsgeschichte des jüdischen Volkes stilisiert und dadurch verharmlost. Angesichts der Verschleierung von konkreter Täterschaft, der Übernahme nationalsozialistischer Topoi und der Fülle antisemitischer Zuschreibungen darf bezweifelt werden, dass die „Sonderberichte" in erster Linie dazu dienen konnten und sollten, ihrer Leserschaft ein kritisches Verständnis des Nationalsozialismus zu ermöglichen.

Wenn dies nicht die Absicht der Reportagen war, was dann? Die in den Reportagen erwähnten Israelis entsprechen im Hinblick auf Beruf und Alter ziemlich genau denjenigen, die in der *FP*-Leserschaft Anfang der 1960er Jahre hauptsächlich vertreten waren – weit überwiegend männliche Arbeiter, kleine und mittlere Angestellte und Gewerbetreibende in nicht mehr ganz jungen Jahren. Die Sorgen und Nöte der Israelis, so wie sie in der *FP* dargestellt werden, könnten auch die der Bielefelder Leser gewesen sein. Es liegt also die Vermutung nahe, dass die *FP* den Eichmann-Prozess nutzen wollte, um in der angespannten Situation des Bielefelder Zeitungsmarktes ihre Leser an sich zu binden.

Dagegen war es der *FP* als SPD-naher Zeitung vermutlich ebenso ein Anliegen, wenn nicht sogar Auftrag,[77] den SPD-Kanzlerkandidaten Willy Brandt in seinem im Mai 1961 beginnenden Bundestagswahlkampf zu unterstützen. Da sich die Bundes-SPD auch über eine Versöhnungspolitik gegenüber Israel definierte,[78] hätte ein positiver Bezug auf Israel durch die *FP* Willy Brandts Position stärken können. Überdies ist anzunehmen, dass es der *FP* in ihren Reportagen darum ging, vermittels des jungen, modernen Staates Israel ein Bild von der Bundesrepublik zu entwerfen, das ebenso demokratisch, vielfältig, zukunftsorientiert, jugendlich und optimistisch war wie das Bild, das sich mit Willy Brandt, dem „deutschen Kennedy",[79] verband.[80] Um die Bedeutung des Wahlkampfes für die Berichterstattung richtig einschätzen zu können, wäre es sinnvoll, die Leitartikel und Kommentare in der FP zu untersuchen.[81]

Ein Blick in die anderen Bielefelder Tageszeitungen, das CDU-nahe *Westfalen-Blatt* und die FDP-nahe *Westfälische Zeitung*[82] einerseits und in das offizielle Organ der SPD, den *Vorwärts*,[83] andererseits, könnte überdies helfen herauszufinden, ob das ‚Spektakuläre'[84] in der Berichterstattung der *FP* dem wirtschaftlichen Druck geschuldet war oder andere Gründe, wie beispielsweise journalistische Eigenarten, dafür vermutet werden müssen.

77 Zur verordneten Wahlkampfhilfe der Zeitungsverlage der SPD vgl. Meier, Milieu, S. 224, sowie zum Einfluss der Partei auf die inhaltliche Ausrichtung ebd., S. 224-229.

78 Vgl. Wolfgang Schmidt (Hg.), Rede am Theodor-Herzl-Institut in New York, 19. März 1961, https://www.willy-brandt-biografie.de/quellen/bedeutende-reden/deutschland-israel-und-die-juden-rede-in-new-york-19-maerz-1961/; zuletzt eingesehen 27.03.2022.

79 Daniela Münkel, Politiker-Image und Wahlkampf. Das Beispiel Willy Brandt: Vom deutschen Kennedy zum deutschen Helden, in: Bernd Weisbrod (Hg.), Die Politik der Öffentlichkeit – Die Öffentlichkeit der Politik. Politische Medialisierung in der Geschichte der Bundesrepublik (Veröffentlichungen des Zeitgeschichtlichen Arbeitskreises Niedersachsen, Bd. 21), Göttingen 2003, S. 55–76, hier S. 59 f.

80 Zur Gesamtheit der Berichterstattung in der *FP* vgl. Anm.17.

81 Vgl. ebd.

82 Vgl. zur Parteibindung der Bielefelder Regionalzeitungen vgl. Anm. 12 und 13.

83 Auch der Vorwärts hatte in den 1960er Jahren einen deutlichen Auflagenrückgang zu verzeichnen. Vgl. Friedrich-Ebert-Stiftung, Vorwärts, o.A., o.J., in: https://www.fes.de/adsd50/vorwaerts; zuletzt eingesehen 27.03.2022.

84 Anders als von Schildt nahegelegt, der zwar nicht die Berichterstattung der Regionalpresse, diese selbst aber als „unspektakulär" bezeichnet, ist die Berichterstattung der FP durchaus auch als spektakulär anzusehen. Schildt, Umgang, S. 23.

Offenbleiben muss einstweilen, welchen Zweck die *FP* mit ihrer Berichterstattung zum Eichmann-Prozess genau verfolgte. Sicher ist jedoch, dass ihre Berichterstattung zwischen den von Habbo Knoch so benannten Polen von „Sensation *und* Konsens“[85] schwankte. Sie bot dem Bielefelder Leser einerseits die Möglichkeit, sich von „schwarzgelockte(n), großäugige(n), schlank gewachsene(n) Israeltöchter(n)“[86] „erregen“[87] zu lassen, und andererseits mit dem Sicherheitsabstand von „insgesamt 13 Flugstunden“[88] der Frage nachzusinnen, warum „der Weg des Dschingis-Khan (…) nach Tel-el-Kadi (führt).“[89] Dass der „Ton“ dabei, trotz aller ‚Erregung‘ „so“ wenig „scharf“ war,[90] wird heute noch irritieren, kaum aber verwundern können.

85 Knoch, Schuld, S. 305; Hervorhebung D.v.T.
86 „Bitte nicht so scharf im Ton“, in: *FP*, 17. April 1961, S. 2;
87 o.A., „Sonderseite zum Eichmann-Prozeß“, in: *FP*, 8. April 1961, S. 5.
88 Ebd..
89 Der Pfad des Dschingis-Khan führt nach Tel-el-Kadi, in: *FP*, 22. April 1961, S. 5. „Tell al Kadi“ bedeutet „Hügel des Richters“ auf Arabisch. Vgl. „Tel Dan“, in: https://de.wikipedia.org/wiki/Tel_Dan; zuletzt eingesehen 27.03.2022.
90 „Bitte nicht so scharf im Ton“, in: *FP*, 17. April 1961, S. 2.

Die Frauenbewegung in Bielefeld in den 1970-er und 1980-er Jahren

Helga Jung-Paarmann

Zur Vorgeschichte der neuen Frauenbewegung

Die Nachkriegs- und die 1950er Jahre waren geprägt von einer Restauration der alten Geschlechterverhältnisse, die während des Krieges erschüttert worden waren, da das Selbstverständnis vieler Männer durch die Niederlage schwer gekränkt wurde, während die Frauen durch ihre Rolle bei der Aufrechterhaltung von Wirtschaft und Gesellschaft im und unmittelbar nach dem Krieg gestärkt worden waren. In der Nachkriegsgeneration wollten sich viele Frauen mit dem alten Patriarchat nicht mehr abfinden und suchten insbesondere in der Studentenbewegung in den 1960er Jahren nach neuen Rollenmustern und Lebensmodellen, ohne sich dabei an die erste Frauenbewegung in der Weimarer Republik zu erinnern oder auf sie zu beziehen.

Die herrschaftskritischen Forderungen nach Emanzipation, Selbstverwirklichung, Gleichberechtigung der 68er Bewegung ließen sowohl bei Männern wie bei Frauen eine positive Utopie aufscheinen. Aber schon bald machten die Frauen die Erfahrung, dass ihnen bei der Befreiung von allen Zwängen eine nach- und untergeordnete Rolle zugedacht war. Frauenprobleme galten als ‚Nebenwidersprüche'. Diejenigen, die sich damit nicht abfinden wollten, begannen, „ihre eigenen Schlüsse über die althergebrachten Meinungen zu stellen, männliche Normen und Werte zurückzuweisen, und versuchten eine frauenzentrierte Sicht der Welt zu schaffen."[1] Dabei kam ihnen die Erfindung der Antibabypille zugute. Denn nun konnten sie sich selbst vor ungewollten Schwangerschaften schützen. Sexualität wurde dadurch „zu einem selbstverständlichen Teil menschlicher Lebensbedürfnisse"[2] und war nicht mehr so stark tabuisiert und unmittelbar mit Gefahr verbunden. Die Frauen innerhalb der Studenten- und Jugendprotestbewegung began-

1 Bonnie S. Anderson, Judith P. Zinser, Eine eigene Geschichte. Frauen in Europa, Bd.2: Aufbruch. Vom Absolutismus zur Gegenwart, Frankfurt/M. 1995, S. 475.

2 Ute Frevert, Frauen Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, Frankfurt/M. 1986, S. 305.

nen, sich inhaltlich und organisatorisch selbständig zu machen und proklamierten: „Das Private ist politisch!“. In Berlin gründete der „Aktionsrat zur Befreiung der Frauen“ Kinderläden und der Frankfurter „Weiberrat“ des Sozialistische Deutschen Studentenbundes (SDS) proklamierte: „Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen“.[3]

Kampagne gegen den § 218

Zu einer öffentlich sichtbaren Bewegung wurden die vielen Initiativen, die das Rollenverständnis von Frauen verändern wollten, als die sozialliberale Regierung unter Willy Brandt eine Reform des Abtreibungs-§ 218 StGB in Angriff nahm. Im Juni 1971 bekannten 374 Frauen – nach dem Vorbild der französischen Frauenbewegung – in der Illustrierten „Stern“: „Wir haben abgetrieben“. Sie forderten die Abschaffung des § 218, der Abtreibung generell unter Strafe stellte,[4] und lösten damit eine bundesweite Debatte aus. Ein knappes Jahr später hatten sich bereits 40 lokale Initiativgruppen gebildet, deren Vertreterinnen sich zum ersten „Bundesfrauenkongress“ in Frankfurt trafen. Sie diskutierten u. a. über die Situation erwerbstätiger Frauen und die Funktion der Familie, definierten ihr Selbstverständnis und einigten sich auch auf einen umfangreichen Forderungskatalog an Politik und Gesellschaft,[5] der die Frauenbewegung der folgenden Jahre und Jahrzehnte bestimmte und teilweise bis heute noch nicht eingelöst ist.

Die Proteste gegen den Abtreibungsparagraphen blieben nicht auf die BRD beschränkt. Im selben Jahr 1972 führten sie in der DDR dazu, dass der Schwangerschaftsabbruch legalisiert wurde.[6]

Der Kampf gegen den § 218 StGB und die Gegenoffensive der Männergesellschaft beförderten die Ausbreitung und Stärkung der Frauenbewegung in der Bundesrepublik.[7]

3 Ebd., S. 273.
4 Ebd., S. 278.
5 Alice Schwarzer (Hrsg.), „Ich habe abgetrieben“. Die Aktion 2018 und ihre Folgen, in: Schwesternlust, Schwesternfrust. 20 Jahre Frauenbewegung, EMMA-Sonderband, Köln 1991, S. 54 – 61, hier S. 61.
6 Vgl. Susan Vahabzadeh: Der Mauerfall. 1972 wurde der Schwangerschaftsabbruch in Deutschland legalisiert – in der DDR, in: Süddeutsche Zeitung, 22.3.2022.
7 Schwarzer (wie Anm. 5), S. 54-82; Frevert (wie Anm. 2), S. 278 ff.



Keine Fraueninsel!

Und dies ist ein Teil des Textes, den die Frauen des ersten „Bundesfrauenkongresses" am 12. März 1972 verabschiedeten:

1. Frauen müssen sich selbst organisieren, weil sie ihre ureigensten Probleme erkennen müssen und lernen müssen, ihre Interessen zu vertreten. Auf Grund ihrer mangelnden Bildung und Ausbildung sind sie zu wenig motiviert worden, ihre Sache selbst in die Hand zu nehmen.

2. Es ist unumgänglich, daß wir unsere eigenen Taktiken und Strategien im Kampf um mehr ökonomische und demokratische Rechte lernen und nicht die der Männer imitieren.

3. Wir beabsichtigen mit einer selbständigen Frauenorganisation nicht, eine „Fraueninsel" zu schaffen, die nur realitätsferne Isolation bedeuten kann, sondern wir beabsichtigen, als selbständiger Machtfaktor nur mit politisch entsprechenden Organisationen gegen das bestehende System zu kämpfen.

4. Wir schließen Männer aus unseren Gruppen aus, weil wir die Erfahrung gemacht haben, daß sich Bevormundung und Unterdrückung, die wir in allen Lebensbereichen erfahren, in gemischten Gruppen reproduzieren. Wir wollen in unseren Gruppen die auch von uns Frauen verinnerlichten Autoritätsstrukturen und Herrschaftsmechanismen in Frage stellen und solidarisch abbauen.

5. Wir betrachten die Männer, auch wenn sie selbst der unterdrückten Klasse angehören, uns gegenüber als Privilegierte. Privilegierte haben ihre Rechte noch nie freiwillig preisgegeben. Deshalb fordern wir: Frauen müssen zu einem Machtfaktor innerhalb der anstehenden Auseinandersetzung werden.

6. Ein Hinderungsgrund, sich selbst zu organisieren, ist immer wieder der Legitimationsdruck der Frauen gegenüber den Männern. Wir bekämpfen den Anspruch der Männer, den Schwerpunkt der politischen Arbeit weiterhin allein zu bestimmen.

7. Wir lehnen es nicht ab, mit den Männern in anderen Organisationen und bei notwendigen Anlässen zusammen zu arbeiten. Allerdings sehen wir die Arbeit in den Frauengruppen nicht als Durchgangsphase an.

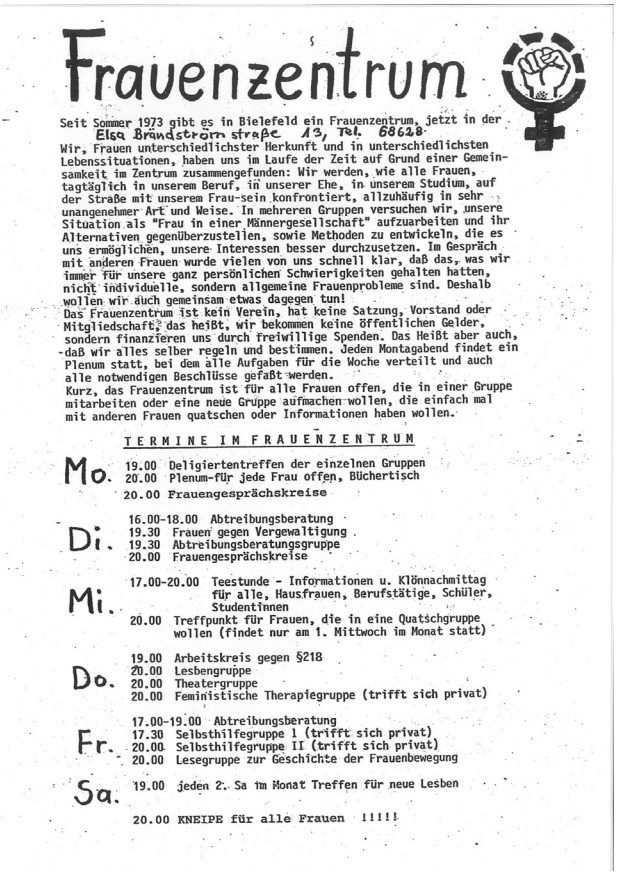
Bericht über den ersten Bundesfrauenkongress in Frankfurt am 12. März 1972 (Stadtarchiv Bielefeld, Bestand 300,17/Neue soziale Bewegungen)



Demonstration gegen den § 218, Februar 1976 (Stadtarchiv Bielefeld)

Das Frauenzentrum

Auch in Bielefeld mobilisierte der Kampf gegen den § 218 viele Frauen. Nach Treffen in Privaträumen gründeten sie im Sommer 1973 das erste Frauenzentrum in der Kronenstraße – etwa zeitgleich mit dem Berliner Frauenzentrum. Es wurde „der erste Treffpunkt, der in Bielefeld von Frauen für Frauen autonom organisiert wurde."[8]



Frauenzentrum

Seit Sommer 1973 gibt es in Bielefeld ein Frauenzentrum, jetzt in der Elsa Brändström straße 13, Tel. 68628.
Wir, Frauen unterschiedlichster Herkunft und in unterschiedlichsten Lebenssituationen, haben uns im Laufe der Zeit auf Grund einer Gemeinsamkeit im Zentrum zusammengefunden: Wir werden, wie alle Frauen, tagtäglich in unserem Beruf, in unserer Ehe, in unserem Studium, auf der Straße mit unserem Frau-sein konfrontiert, allzuhäufig in sehr unangenehmer Art und Weise. In mehreren Gruppen versuchen wir, unsere Situation als "Frau in einer Männergesellschaft" aufzuarbeiten und ihr Alternativen gegenüberzustellen, sowie Methoden zu entwickeln, die es uns ermöglichen, unsere Interessen besser durchzusetzen. Im Gespräch mit anderen Frauen wurde vielen von uns schnell klar, daß das, was wir immer für unsere ganz persönlichen Schwierigkeiten gehalten hatten, nicht individuelle, sondern allgemeine Frauenprobleme sind. Deshalb wollen wir auch gemeinsam etwas dagegen tun!
Das Frauenzentrum ist kein Verein, hat keine Satzung, Vorstand oder Mitgliedschaft, das heißt, wir bekommen keine öffentlichen Gelder, sondern finanzieren uns durch freiwillige Spenden. Das Heißt aber auch, daß wir alles selber regeln und bestimmen. Jeden Montagabend findet ein Plenum statt, bei dem alle Aufgaben für die Woche verteilt und auch alle notwendigen Beschlüsse gefaßt werden.
Kurz, das Frauenzentrum ist für alle Frauen offen, die in einer Gruppe mitarbeiten oder eine neue Gruppe aufmachen wollen, die einfach mal mit anderen Frauen quatschen oder Informationen haben wollen.

TERMINE IM FRAUENZENTRUM

Mo.
19.00 Deligiertentreffen der einzelnen Gruppen
20.00 Plenum-für jede Frau offen, Büchertisch
20.00 Frauengesprächskreise

Di.
16.00-18.00 Abtreibungsberatung
19.30 Frauen gegen Vergewaltigung
19.30 Abtreibungsberatungsgruppe
20.00 Frauengesprächskreise

Mi.
17.00-20.00 Teestunde - Informationen u. Klönnachmittag für alle, Hausfrauen, Berufstätige, Schüler, Studentinnen
20.00 Treffpunkt für Frauen, die in eine Quatschgruppe wollen (findet nur am 1. Mittwoch im Monat statt)

Do.
19.00 Arbeitskreis gegen §218
20.00 Lesbengruppe
20.00 Theatergruppe
20.00 Feministische Therapiegruppe (trifft sich privat)

Fr.
17.00-19.00 Abtreibungsberatung
17.30 Selbsthilfegruppe I (trifft sich privat)
20.00 Selbsthilfegruppe II (trifft sich privat)
20.00 Lesegruppe zur Geschichte der Frauenbewegung

Sa.
19.00 jeden 2. Sa im Monat Treffen für neue Lesben

20.00 KNEIPE für alle Frauen !!!!!

Flugblatt aus der Anfangszeit des Frauenzentrums

8 Fabian Schröder (Hrsg.), Linksruck. Politische und kulturelle Aufbrüche in Bielefeld, Schriften des Historischen Museums der Stadt Bielefeld, Bd.31, Bielefeld 2016, S. 91.

Er bestand aus zwei schönen Räumen in einem gewerblichen Gebäude. Der kleinere wurde für Selbstuntersuchungen und Selbsterkundungen genutzt. Zu den Gründerinnen gehörte Kathy Davies, die Ideen und Erfahrungen aus der amerikanischen Frauenbewegung mitbrachte, u. a. einen Klassiker der feministischen Literatur, „Our bodies, ourselves", eine 1970 in Boston von Frauen veröffentlichte Aufklärungsschrift über Fragen von Frauengesundheit und Sexualität.[9] Nachts im stockdunklen Wald stärkten die Frauen Mut und Selbstbewusstse

Etwa 1976 bezog das Frauenzentrum Räume in der Elsa-Brandström-Straße, zusammen mit der ‚Bunten Liste', einem Zusammenschluss verschiedener lokaler linker Gruppierungen. Aus dieser Zeit stammt das folgende Flugblatt, das die Motive und Ziele des Frauenzentrums erklärt und einen Überblick über das Programm gibt.[10]

Im Dezember 1979 musste das Frauenzentrum das Haus in der Elsa-Brandström-Straße verlassen und zog in die Buddestraße um. Dort hatte im Erdgeschoss die Bielefelder Selbsthilfe (BIS) ihr Domizil[11] und im Keller wurden Selbstverteidigungskurse für Frauen angeboten, woraus das BellZett entstand[12]. Auch hier wurde das Frauenzentrum nach kurzer Zeit wieder vertrieben und als die Stadt keine geeignet andere Bleibe zur Verfügung stellte, besetzten die Frauen im Juni 1981 kurzerhand das „Nattkemper Haus" am Anfang der Jöllenbecker Straße. Aber aus diesem Haus wurden sie bald vertrieben, was das vorläufige Ende des Frauenzentrums bedeutete.

Das Frauenkulturzentrum (Fraze)

Aber bereits zwei Jahre später erstand es in anderer Form neu. In dem alten Fabrikgebäude von Hirolift in der Meller Str. 6 eröffnete ein neues Team von 13 Frauen am 17. März 1984 das „Frauenkulturzentrum e.V. Bielefeld", das Fraze, das bis heute besteht.[13] Allerdings musste es bereits im Januar 1987 wieder umziehen und fand zunächst in der August-Bebel-Straße 111 und 1988 in der Düppelstraße eine Unterkunft. Erst 1992 gelang es, Am Zwinger 16 für 10 Jahre eine Bleibe zu finden, bis dieses Haus 2002 einem Parkhaus

9 Vgl. Wikipedia: Our bodies, Ourselves, Stand: Dez. 2020.
10 Stadtarchiv Bielefeld, Bestand 300,17/Neue soziale Bewegungen, Nr. 10-19.
11 Interview mit Helga Krieger am 1.5.21.
12 Interview mit Beatrice Tappmeier.
13 Anlässlich des 30-jährigen Bestehens des Frauenkulturzentrums führte Christine Stonat 2014 Interviews mit 30 Besucherinnen des Fraze früher und heute, von denen 23 verschriftlicht und in einem Typoskript zusammengefasst sind, das im Fraze eingesehen werden kann: Christine Stonat (Hrsg), 30 Jahre Frauenkulturzentrum 1984 – 2014. 30 Interviews, Typoskript Bielefeld 2015.

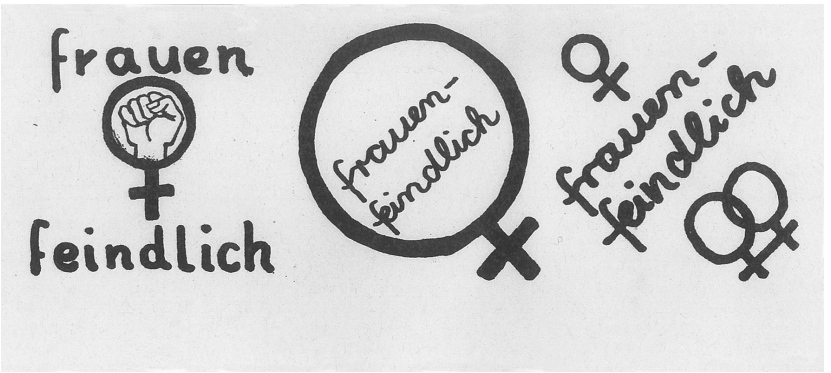
weichen musste. Danach wurden Räume in der ehemaligen Boge-Fabrik, in der Meller Str. 2 zur Verfügung gestellt, in denen das Fraze bis heute besteht.[14]

Parallel zum Frauenkulturzentrum gründeten die Fraze-Frauen das Frauenbildungswerk, für das eine feste, vom Land NRW finanzierte Stelle eingerichtet werden konnte.[15] Die dort angebotenen Kurse – z. B. „Autoselbsthilfe für Frauen" – begründeten eine Art „feministische VHS"[16], während das Frauenkulturzentrum für die kulturellen Veranstaltungen zuständig war.

Der Selbstverteidigungsverein für Frauen, der bereits die Räume in der Buddestraße zusammen mit dem Frauenzentrum genutzt hatte, fand nun im Keller des Fraze ebenfalls wieder seinen Platz. Er sollte Frauen besser befähigen, sich gegen Gewalt zur Wehr zu setzen. Seit 1984 besteht das BellZett als gemeinnütziger Verein „Selbstverteidigung für Frauen e.V." Heute ist das BellZett eine „Fachinstitution für gendersensible Gewaltprävention und Bewegung." Sein Leitbild ist: „Wir wollen Gesellschaft bewegen und gestalten. Frauen*parteiliches Denken prägt unsere Arbeit und zugleich basieren unsere Konzepte auf dem Wissen, dass Geschlechter sozial konstruiert sind."[17] Auch die Redaktion der von Studentinnen gegründeten Frauenzeitschrift „Tarantel" zog von der Universität ins Fraze um. Dass das Frauenzentrum als selbstverwaltete Institution von und für Frauen und Lesben dieses wechselvolle Schicksal überstand, zeigt, wie wichtig und bedeutsam es für die Frauen war, die sich dort zusammenfanden. Es bot einen Rahmen, in dem sich Frauen frei von männlichen Rollenbildern bewegen und entfalten und eine eigene, nicht männlich dominierte Gesprächskultur leben konnten. In Selbsterfahrungsgruppen fanden sie heraus, dass ihre leidvollen Erfahrungen von Diskriminierung nicht nur ihr individuelles Schicksal, sondern die Folge von strukturellen gesellschaftlichen Problemen waren. Die Frauen

14 Die Angaben sind diesen Interviews entnommen.
15 Das Frauenzentrum war von der Stadt durch mehrere ABM-Stellen und ½-Stelle für Beratungsarbeit unterstützt worden. Information von Antonia Pusch.
16 So Uta Behnke im Interview am 13.1.2021.
17 https://www.bielefeld.de/de/gs/queer/queer.

stärkten sich gegenseitig und erkannten: ‚Das Private ist politisch.' Das befähigte sie, selbstbewusst Forderungen an ihre Partner und an die Gesellschaft nach Wahrnehmung ihrer Interessen und Gleichberechtigung zu stellen. Insbesondere für lesbische Frauen bot das Fraze einen Raum, wo sie ihresgleichen kennen lernen konnten und wo ihre sexuelle Orientierung nicht diskriminiert wurde. Parallel zur Schwulenbewegung begannen damals auch lesbische Frauen sich zu organisieren und fanden im Frauenzentrum hierfür einen Ort. In den ersten Jahren „gab es noch keine Trennung zwischen Schwulen und Lesben, alle gemeinsam bildeten die IHB – die Initiative Homosexualität Bielefeld", berichtet Antonia Pusch, die 1976 bis ca. 2003 im Frauenzentrum mitarbeitete. Allerdings erwies sich die Zusammenarbeit von Schwulen und Lesben unter einem gemeinsamen organisatorischen Dach für die Lesben bald als unzuträglich und sie trennten sich wieder.[18]



Vorlagen für Sticker der Bielefelder Frauenbewegung

Neben den bereits erwähnten Aktivitäten waren die Frauenkneipe und die Disco im Frauenzentrum eine besondere Attraktion. Daneben fanden 14-tägig im Zweischlingen Frauendiscos statt, die immer „supergut besucht"[19] waren und auch Frauen aus der weiteren Umgebung, z. B. aus Gütersloh, anzogen.[20] Weitere beliebte Treffpunkte für Frauen neben dem Fraze waren das „Rolandseck", „Mutti's Bierstuben", das AJZ (Arbeiterju-

18 Vgl. Stonat, Interview mit Antonia Pusch (wie Anm. 14).
19 Ebd.
20 Vgl. Stonat, Interview mit Anna Berken (sie Anm. 14).

gendzentrum), das „Magnus", eine Schwulenkneipe in der August-Bebel-Straße, oder das „Dorian Grey" hinter der Restetruhe, in dem Mary arbeitete, eine später bekannte Travestie-Künsterlin.[21]

Neben der Gelegenheit, sich zu treffen und zu vergnügen, bot das Frauenzentrum zudem die Gelegenheit, zu frauenspezifischen Problemen Selbsthilfegruppen zu organisieren, vor allem aber auch sich politisch zu engagieren, sich in- und außerhalb Bielefelds miteinander zu vernetzen und für die Belange von Frauen mit Nachdruck einzusetzen. Das Frauenzentrum war Teil einer feministischen Gegenkultur, die sich ab Mitte der 1970er Jahre entwickelte. Es wurde der Ausgangspunkt für die Gründung weiterer Gruppierungen, Vereinen und Institutionen, für ein ganzes Netzwerk.

Frauenbewegung an der Universität Bielefeld und am Oberstufen-Kolleg

Für die Entwicklung der Frauenbewegung in Bielefeld waren neben dem Frauenzentrum die Universität und das Oberstufen-Kolleg von besonderer Bedeutung. Dabei waren Frauenforschungs- und Frauenförderungsaktivitäten „anfänglich nicht getrennt, weil engagierte Frauen aus unterschiedlichen Statusgruppen (Studentinnen, Wissenschaftlerinnen und Mitarbeiterinnen in Technik und Verwaltung) großen Handlungsbedarf [erkannten] und mit viel Hoffnung [versuchten], die bestehenden Strukturen zu verändern." Die Reformuniversität Bielefeld war – nicht zuletzt dank ihres Rektors Prof. Grotemeyer – empfänglicher für Neuerungen als die meisten anderen Hochschulen des Landes NRW, so dass sie auf diesen beiden, sich zunehmend differenzierenden Gebieten von Frauenforschung und Frauenförderung eine wegweisende Rolle übernahm.[22]

An der Universität[23] waren Frauen- und Geschlechterthemen seit 1975 im Lehrangebot von Soziologie, Linguistik, Literaturwissenschaft, Pädagogik, Psychologie, Philosophie und Geschichte. Besondere Bedeutung ge-

21 Vgl. Stonat, Interview mit Antonia Pusch (wie Anm. 14).

22 Vgl. 20 Jahre unterwegs. Gleichstellungspolitik an der Universität Bielefeld von 1988 – 2008, hrsg. v. der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Bielefeld, Bielefeld 2008, S. 8.

23 Anlässlich des 50jähigen Bestehens der Universität Bielefeld brachten Jutta Grau und Lydia Plöger eine Sammlung von Porträts heraus, in denen 52 Frauen ihren Beitrag zur Entwicklung der Universität schilderten: Aufbruch und Begrenzung. 50 Jahre Universität Bielefeld als sich öffnender Raum für Frauen, Mai 2019.

wannen sie in Pädagogik und Soziologie, wo Veronika Bennholdt-Thomsen, Maria Mies und Claudia von Werlhof ab 1975 im Rahmen des Schwerpunkts Lateinamerikaforschung den ‚Bielefelder Ansatz' in der Entwicklungssoziologie entwickelten: In Anlehnung an Rosa Luxemburg kritisierten sie „die Fixierung auf die Lohnarbeit und die Blindheit gegenüber unentlohnter Arbeit." Sie stellten fest: „Tätigkeiten und Produkte jenseits des Lohngeldsystems erscheinen als wertlos." Die bäuerliche Naturalwirtschaft in der ‚Dritten Welt' und die Hausarbeit in der 'Ersten Welt' wurden nun zusammen gedacht, ein Theorieansatz, der sich in der Folge als außerordentlich fruchtbar erweisen sollte und noch immer weltweit Beachtung findet. Heute spielt die feministische Subsistenztheorie „eine Rolle in der Degrowth-, Commens- und Gift-Economie-Diskussion, beim Urban Gardening, bei Via Campesina und in alternativen Landwirtschaftsprojekten."[24] Die feministischen Wissenschaftlerinnen und Studentinnen bearbeiteten neue Themenfelder, die dem männlichen Blick bis dahin entgangen waren,[25] und entwickelten neue Formen des Lehrens und Lernens. Auf Initiative von Studentinnen[26] erprobten die Sozialpsychologin Christiane Schmerl und die Philosophin Ruth Großmaß in geschlechterthematischen Seminaren zwischen 1978 und 2004 neue Arbeitsformen.[27] In aufeinanderfolgenden, interdisziplinären Gender-Seminaren führten sie im Teamteaching Lehrforschungsprojekte zu feministischer Theoriebildung durch.[28] Sie praktizierten mit ihren Studentinnen Forschendes Lernen, das jetzt wieder brandaktuell ist.[29] Ihre Arbeitsergebnisse sind in drei Publikationen veröffentlicht.[30]

24 Veronika Bennholdt-Thomsen, in: ebd., S. 70-73. An der Universität Bielefeld allerdings war der Bielefelder Ansatz in der Entwicklungssoziologie bald nicht mehr vertreten. Die Wissenschaftlerinnen, die ihn entwickelt hatten, wurden nicht auf Dauerstellen übernommen.

25 Vgl. Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung (IFF), Zweierlei Welten? Feministische Wissenschaftlerinnen im Dialog mit der männlichen Wissenschaft, Frankfurt, New York 1992.

26 Vgl. Interview mit Christiane Schmerl am 19.6.2018. In: Universitätsarchiv der Universität Bielefeld.

27 Vgl. Christiane Schmerl (wie Anm. 24), S. 62.

28 Vgl. Ruth Großmaß, Christiane Schmerl, Ein Viertel Jahrhundert interdisziplinäre Genderseminare an der Fakultät für Pädagogik, in: IFF-Info. Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung, 22.Jg., Nr. 29, 2005, S. 70-74. Ruth Großmaß nahm 2004 einen Ruf an die Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin an, Christiane Scherl ging 2005 an die Universität Dresden.

29 Vgl. Ludwig Huber, Gabi Reinmann, Vom forschungsnahen zum forschenden Lernen an Hochschulen. Wege der Bildung durch Wissenschaft, Wiesbaden 2019.

30 Vgl. Ruth Großmaß, Christiane Schmerl (Hrsg.), Philosophische Beiträge zur Frauenforschung, Bochum 1981; Diess. (Hrsg.), Feministischer Kompaß, patriarchales Gepäck, Kri-

Ab 1980 gehörte Bielefeld neben der Freien Universität Berlin zu den ersten Orten in Deutschland, an denen es möglich wurde, Frauen- und Geschlechterforschung zu studieren und dazu wissenschaftlich zu arbeiten. Dabei stießen die Wissenschaftlerinnen auf erhebliche Widerstände. „Damals die Geschlechterfrage in die Wissenschaften zu tragen, an die Wissenschaften zu stellen, war in einer Weise neu und un-erhört/ungehörig, wie wir es uns glücklicherweise kaum noch vorstellen können."[31] Dennoch entwickelten die beteiligten Frauen ein „extrem wirksam agierendes Netzwerk von Frauen- und Geschlechterforscherinnen", das auch die Universitäten Bochum, Essen und Dortmund – ebenso wie Bielefeld Neugründungen aus den 60er/70er Jahren – einbezog.[32]

Mit Hilfe einer Petition mit vielen Unterschriften an das Rektorat und unter Berufung auf die Universitätsordnung gelang es den Frauen 1980, eine Geschäftsstelle Frauenforschung – unterstützt und finanziert vom Rektorat und dem Wissenschaftsministerium – einzurichten, deren Aufgabe es war, einen „Universitätsschwerpunkt Frauenforschung" vorzubereiten. 1982 ging daraus die Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung (IFF) hervor.[33] Sie entwickelte sich zur „ältesten und größten Frauenforschungseinrichtung an einer westdeutschen Universität"[34] und wurde neben einer Einrichtung in Berlin Vorbild für die „Gründung zahlreicher anderer Forschungszentren im Bundesgebiet."[35]

Ihr zentrales beschlussfassendes Organ war eine Arbeitsgruppe der Mitarbeiterinnen. Diese der Frauenbewegung entsprechende, basisdemokratische Organisationsform musste 1992 aufgegeben und dem neuen Wissenschaftlichen Hochschulgesetz (WissHG) angepasst werden. Geleitet wurde die IFF nun durch einen professoralen Vorstand, dem Professor*innen aus unterschiedlichen Fakultäten angehören. 2004 wurde das IFF umbenannt in Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung, seit

tik konservativer Anteile in neueren feministischen Theorien, Frankfurt/New York 1989; Diess. (Hrsg.): Leitbilder, Vexierbilder und Bildstörungen. Über Orientierungsleistung von Bildern in der feministischen Geschlechterdebatte, Frankfurt/New York 1996.

31 Christiane Schmerl, in: Grau/Plöger (wie Anm. 24), S. 62.

32 Birgit Riegraf, in: Grau/Plöger (wie Anm. 24), S. 134.

33 MSB = Marxistischer Studentenbund Spartakus; SHB = Sozialistischer Hochschulbund; Jusos = Jungsozialisten der SPD. Vgl. Christiane Schmerl, in: Grau/Plöger (wie Anm. 24), S. 62.

34 Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung (IFF): Zweierlei Welten? (wie Anm. 26), S. 7

35 20 Jahre unterwegs (wie Anm. 23), S. 8.

2016 heißt es nur noch „Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung (IZG)“.[36] Die Frauenforschung als eigenständiges Forschungs- und Studiengebiet ist somit aus der Universität Bielefeld wieder verschwunden.[37]

Zum Erfolg der Frauenforschung hatten feministische Studentinnen wesentlich beigetragen. Auch sie eroberten sich eigene Räume in der Universität. Ab 1978 gab es im AStA ein Frauenreferat, aus dem sich 1981 das Autonome Frauenreferat – ab 1982 Frauen- und Lesbenreferat – ausgliederte, da die Studentinnen die Erfahrung machten, dass die politischen Gruppen im AStA männerdominiert waren und ‚Frauenfragen' höchstens am Rande eine Rolle spielten. Im Verband Deutscher Studentenschaften (VDS) gab es zwar einen Projektbereich (PB) „Frauen“, aus dem die autonomen Frauen aber austraten, weil alle Projektbereiche der – männerdominierten – Mitgliederversammlung des VDS rechenschaftspflichtig waren. Die im MSB, SHB und bei den Jusos* organisierten Frauen blieben im VDS. Zu den Initiatorinnen der Autonomen Frauen in Bielefeld gehörte die Soziologie-Studentin Sabine Marx, die ab 1980 zu den Gründerinnen der Frauenzeitung „Tarantel“ gehörte. Diese erschien alle zwei Monate und war als lokales Gegengewicht gegen die bundesweiten Zeitschriften der Frauenbewegung wie „Emma“ und „Courage“ gedacht.[38]

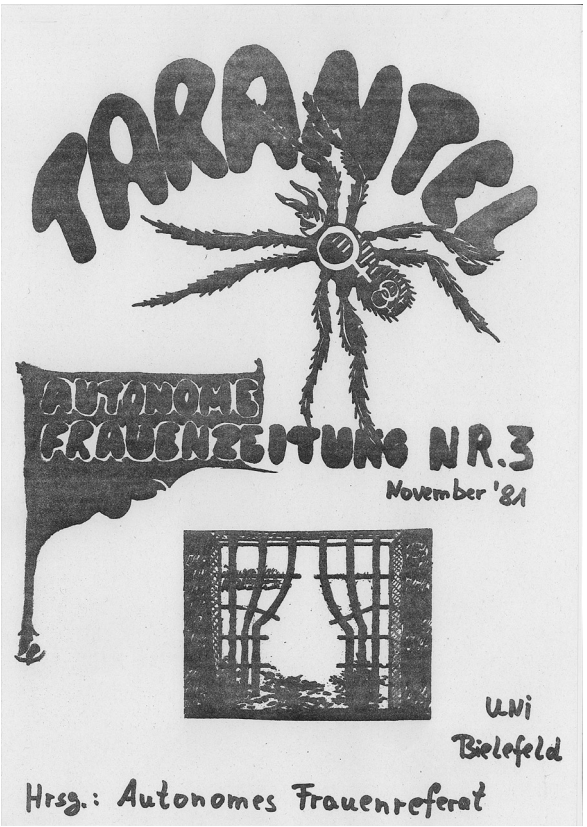
Ab 1984 mit der Übersiedlung ins Frauenkulturzentrum wurde die Tarantel aus einer Uni-Zeitung zu einer Stadtzeitung, die zwei Mal im Monat erschien und bis 1990 bestand. „Es sollte ein größeres Forum geschaffen werden, um mehr und andere Frauen ansprechen zu können und nicht ewig auf den Unikram beschränkt zu bleiben“, wurde die Neuorientierung begründet. Als neue Uni-Zeitung des autonomen Frauen-& Lesben-Referats erschien nun Bloody Mary.[39]

36 Vgl. www.uni-bielefeld.de/zwe/izg.

37 Im Vorlesungsverzeichnis für das WS 20/21 sind Frauenstudien und Genderstudies nicht mehr vertreten.

38 Vgl. Schröder (wie Anm. 8), S. 94.

39 Vgl. Sabine Marx, in: Grau/Plöger (wie Anm. 24), S. 29. Im Stadtarchiv befindet sich eine fast vollständige Sammlung der Stadtzeitung Tarantel. Die Uni-Zeitung Tarantel besitzt Andrea Beier, eine der damaligen Herausgeberinnen.



Cover der Tarantel Nr. 3, 11.1981

1985 wurde das Frauencafé „Anaconda" eingerichtet, das bis heute einen „queerfeministischen Freiraum" mit einem vielfältigen Angebot bietet.[40] Die Studentinnen trugen mit dazu bei, dass sich Frauen und die Frauenforschung in den 80er Jahren an der Universität immer mehr etablieren konnte: 1985 konnten die Frauen gegen viele Widerstände durchsetzen, dass die Universität als erste in NRW ein Frauenförderkonzept beschloss, das wichtige strukturelle Veränderungsprozesse in Gang setzte.[41] 1988 wählte der Senat Veronika Schmidt-Lentzen zur ersten Frauenbeauftragten. Sie war seit 1975 Mitglied im Personalrat der nichtwissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und deshalb mit der Diskriminierung von Frauen an der

40 Vgl. Selbstdarstellung des Anaconda auf der Website der Universität.
41 Vgl. Veronika Schmidt-Lentzen, in: Grau/Plöger (wie Anm. 24), S.89.

Universität wohl vertraut. Veronika Schmidt-Lentzen war die erste freigestellte Gleichstellungsbeauftragte an einer Universität.[42] Zur selben Zeit, 1988, initiierte Ilse Brehmer einen Studiengang „Frauenstudien",[43] der auch „Frauen ohne Hochschulzugangsberechtigung und/oder nach einer langen Familienphase ein Studium" ermöglichte.[44] Diese ersten Fortschritte in der Repräsentanz von Frauen in der Universität Bielefeld konnten noch nicht verhindern, dass 1984 die Bewerbung der renommierten Linguistin Luise F. Pusch für eine Syntax-Professur wegen ihres feministischen Engagements mit allen – auch unfairen – Mitteln bekämpft wurde und erfolglos blieb.[45] Erst fünf Jahre später war die Zeit reif: 1989 konnten die ersten „Frauenprofessuren" an der Universität Bielefeld[46] besetzt werden: mit Gisela Bock in Geschichte und Ursula Müller in Soziologie. Allerdings wurden bei diesen Berufungen die aktivsten Vertreterinnen einer Gleichbehandlung von Frauen im Wissenschaftsbetrieb nicht berücksichtigt. Sabine Marx erinnert sich: „nach dem Prinzip ‚Teile und Herrsche' wurden die Vorkämpferinnen und ‚wilden' Frauen aus dem Feld geräumt und mussten Platz machen für aus unserer Sicht patriarchatskonformere Denkerinnen."[47] 1991 erhielt Juliane Jacobi einen Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik mit besonderer Berücksichtigung von Theorie und Geschichte des Geschlechterverhältnisses[48] und weitere Wissenschaftlerinnen konnten in den folgenden Jahren Lehrstühle erobern. Dennoch wurde weiterhin jede Berufung einer Frau auf eine Stelle an der Universität von vielen männlich dominierten Berufungsgremien nach Kräften behindert. Heute ist die Frauen- und Geschlechterforschung aber „nicht nur in der Soziologie zum nicht mehr wegzudenkenden wissenschaftlichen Forschungsfeld geworden."[49] Der Bedeutungszuwachs zeigte

42 Vgl. Veronika Schmidt-Lenzen, in: Grau/Plöger (wie Anm. 24), S. 88 f. und 20 Jahre unterwegs (wie Anm. 23), S. 8.
43 Vgl. Ilse Brehmer, in: Grau/Plöger (wie Anm. 24), S. 95 f.
44 20 Jahre Unterwegs (wie Anm. 23), S. 8.
45 Vgl. Mareike Nieberding, „Unsere Grammatik widerspricht dem Grundgesetz". Für die Linguistin Luise F. Pusch ist das Deutsche eine Männersprache, in: Süddeutsche Zeitung Magazin Nr. 52/2020; vgl. auch den Film von Beate Middeke: … unterwegs – 20 Jahre Gleichstellung an der Universität Bielefeld. 2009.
46 An der Universität Frankfurt/M. bekam bereits 1987 die Soziologin Ute Gerhard den ersten Lehrstuhl für Frauen- und Geschlechterforschung – unter einer rot-grünen Landesregierung. Vgl. Ute Gerhard, „Eine Salzstreuerin hilft niemand", in: Die Zeit, 16.2.2021.
47 Sabine Marx, in: Grau/Plöger (wie Anm. 24), S. 28.
48 Vgl. Gisela Bock, in: Grau/Plöger (wie Anm. 23), S. 32 ff.
49 So Birgit Riegraf in Grau/Plöger (wie Anm. 24), S. 135.

sich auch im – wenn auch langsam – steigenden Anteil von Professorinnen auf Lebenszeit. So stieg deren Anteil zwischen 1988 und 2019 an der Universität Bielefeld von 6%[50] auf 33%[51]. Damit ist allerdings das erklärte Ziel der Frauenbewegung an der Universität noch längst nicht erreicht: „50% aller Stellen und Positionen für Frauen, Wegfall der Geschlechterrelevanz für Karriere- und Verdienstmöglichkeiten, optimale Bedingungen in Studium, Lehre und Forschung sowie allen Beschäftigungsverhältnissen für beide Geschlechter – […] nicht mit weniger werden wir uns begnügen!“[52]

Wie in den Fakultäten der Universität, so fasste auch am Oberstufen-Kolleg der Universität Bielefeld – einer Einrichtung, die gymnasiale Oberstufe und Grundstudium integrierte – die Frauenbewegung in den 1970er Jahren Fuß. Bereits 1976 führte Waltraud Pape ein Projekt nur für Kollegiatinnen zum Thema Vergewaltigung durch und ein Jahr später bot Veronika Engl einen fächerübergreifenden Kurs zum Thema Schwule und Lesben in Bielfeld an, zu dem sie Antonia Pusch und Detlef Stoffel einlud, die damals in der schwul-lesbischen Bewegung aktiv waren. Ab 1979 wurden in jedem Semester mehrere Kurse zu Themen veranstaltet, mit denen sich die Frauenbewegung beschäftigte. Dies führte dazu, dass bei Kollegiatinnen und Lehrenden gleichermaßen das Bedürfnis entstand, einen Studiengang zu entwickeln, in dem diese Themen systematisch verfolgt werden konnten. Nach Überwindung vieler Widerstände innerhalb des Oberstufen-Kollegs und bei den zuständigen Behörden konnte ab 1987 am Oberstufen-Kolleg das Fach „Frauenstudien“ – zunächst zur Erprobung – eingerichtet werden. „Dies war ein in der Bundesrepublik einmaliger Vorgang, denn bis dahin war es noch an keiner bundesrepublikanischen Universität, geschweige denn an einer Schule gelungen, Frauenstudien als eigenständige Disziplin zu etablieren.“ Kollegiatinnen gründeten eine eigene Interessenvertretung neben dem Kollegiatenrat (Krat), den Frauenrat (Frat) und 1986 gelang es frauenbewegten Kollegiatinnen und Lehrenden, die Wahlen zur Hauptkonferenz – dem Entscheidungsgremium des Oberstufen-Kollegs – zu dominieren, sodass diese

50 20 Jahre unterwegs (wie Anm. 23), S. 54.

51 In der Bundesrepublik stieg der Frauenanteil an C4-Proffessuren von 2% 1987 auf heute je nach Fachrichtung über 20%. Ute Gerhard (wie Anm. 47); http://www.genderreport-hochschulen.nrw.de/fileadmin/media/media-genderreport/download/Gender-Report_2019/Profile_Uni/genderreport_2019_Uni_Bielefeld.pdf.

52 25 Jahre unterwegs. Gleichstellungspolitik an der Universität Bielefeld von 1988 – 2013. Hrsg. v. der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Bielefeld. Bielefeld 2013, S. 7.

1986/87 nur aus Frauen bestand. Im selben Jahr erreichten diese Frauen, dass ihnen im Großraum ein eigener Bereich, die „Frauenecke“ zugestanden wurde.[53] Das Frauenzentrum und die Universität mit dem Oberstufen-Kolleg erwiesen sich als kreative Verstärker der Frauenbewegung in Bielefeld, von denen Initiativen zur Gründung vieler weiterer Einrichtungen und Institutionen ausgingen.

Frauenbewegung in Kunst und Kunstgeschichte

Der neue Blick der Frauenbewegung machte auch vor der Kunst und Kunstgeschichte nicht Halt. In Deutschland kündigte sich dies erstmals auf dem 13. Deutschen Kunsthistorikertag in Konstanz im April 1972 an, als sich der Ulmer Verein für Kunstwissenschaft von diesem trennte und einen Gegenkongress veranstaltete. Dabei ging es um „eine grundlegende Transformation des Faches“, „um Ideologiekritik, um engagierte und proletarische Kunst und Kultur, um die Vielfalt der Perspektiven und um die Diskussion von Handlungsmöglichkeiten“. Auf dem Programm stand ein Kolloquium zum Thema „Die Unterprivilegierung der Frauen in den kunstwissenschaftlichen Institutionen“, zu dem Irene Below ein Arbeitspapier vorlegte.[54] Sie hatte in Berlin und Florenz studiert und war durch die Student*innenbewegung und den Tod von Benno Ohnesorg 1967 politisiert worden. Seit 1970 beteiligte sie sich am Aufbau des Oberstufen-Kollegs in Bielefeld, das Hartmut von Hentig gegründet hatte, konzipierte dafür den Studiengang Künste und beteiligte sich an der “inhaltlichen Profilierung feministischer Ansätze“ in der Kunstwissenschaft seit Beginn der 80er Jahre.[55] So lag es nahe, dass sie sich

53 Helga Jung-Paarmann, Reformpädagogik in der Praxis. Geschichte des Bielefelder Oberstufen-Kollegs 1969 bis 2005, Bad Heilbrunn 2014, S.334 – 342, Zitat: S. 337. Das Fach „Frauenstudien“ bestand bis 2005, als das Oberstufen-Kolleg nicht mehr Teil der Universität war und an die Zwänge des Zentralabiturs gebunden wurde.

54 Irene Below, Die Unterprivilegierung der Frauen in den kunstwissenschaftlichen Institutionen, (Dokumentation eines Aufsatzes von 1972) „betrifft die >Emanzipations<-Geschichte“. Kunsthistorikerinnen im Aufbruch (Kommentar). In: Kunst und Kultur um 1968. In: Kunst und Politik, Jahrbuch der Guernica-Gesellschaft, 20, 2018, S.149-168, hier S. 149.

55 Ebd.; vgl. z.B. Irene Below: „Frauen, die malen, drücken sich vor der Arbeit. Geschlechtliche Arbeitsteilung und ästhetische Produktivität von Frauen, in: Adelheid Staudte, Barbara Vogt (Hrsg.): Frauen Kunst Pädagogik. Frankfurt 1991. S. 129 – 150; Susanne Albrecht, Irene Below, Angela Kahre, Die Vorteile des Künstlerinnendaseins. Zur beruflichen Situation von Bildenden Künstlerinnen aus Ostwestfalen-Lippe und ihre Präsenz in Ausstellungssituationen, Verbänden und Netzwerken seit 1970, Bielefeld 2001.

auch am Aufbau des Studiengangs „Frauenstudien“ am Oberstufen-Kolleg beteiligte.

1985 initiierte sie ein Projekt, bei dem sich Kollegiat*innen des Faches Künste mit den Problemen kunstvermittelnder Institutionen auseinandersetzten. Dazu beschäftigten sie sich mit Künstlerinnen im Bestand der Kunsthalle Bielefeld. Angeregt zu diesem Vorhaben wurde Irene Below durch die Ausstellung „Das Verborgene Museum“ in West-Berlin.[56] Zusammen mit ihrer Kollegin Rosa Rosinski veranstaltete Irene Below dazu einen Kurs und das Projekt „Im Depot. Künstlerinnen des 20. Jahrhunderts in der Kunsthalle Bielefeld“, das von Christiane Schmerl von der Interdisziplinären Forschungsgruppe Frauenforschung (IFF) der Universität Bielefeld im Rahmen der laufenden Forschungsvorhaben der IFF unterstützt wurde. Das Projekt ging folgenden Fragen nach:

„Welchen Anteil haben Frauen an der allgemeinen Kunstentwicklung? Werden sie aus Kunstproduktion und -rezeption verdrängt? Unter welchen Produktionsbedingungen arbeiten Künstlerinnen? Wie sind die Produktionsweisen von Ausbildung, Arbeitsbedingungen und Besonderheiten weiblicher Biographie bedingt?“

Ziel war eine Ausstellung der in der Bielefelder Kunsthalle vertretenen Werke von Künstlerinnen. Zunächst untersuchten die Projektteilnehmer*innen die Ankaufspolitik des Museums in verschiedenen Zeitabschnitten und stellten fest, dass 1985 von 360 im Bestandskatalog aufgeführten Werken lediglich 20 Arbeiten von 15 Frauen stammten.[57] Die für das Projekt unerlässliche Zusammenarbeit mit der Kunsthalle erwies sich als unerwartet schwierig und entwickelte sich zu einem „Lehrstück über Widerstände gegen feministische Fragestellungen in der Kunst“.[58]

Erst als der Kulturausschuss und die Gleichstellungsstelle der Stadt das Projekt unterstützten, zeigte sich die Museumsleitung zumindest etwas kooperationsbereit. Die geplante Ausstellung gestattete das Museum jedoch

56 Vgl. Irene Below: Kunst von Frauen sichtbar machen – die Moderne der Frauen in Lippe, in: Jürgen Scheffler, Stefan Wiesekopsieker (Hrsg.): Starke Frauen in der Kunst, Bielefeld 2018. S. 9-14, hier S. 11.

57 Vgl. Irene Below, Im Depot – Künstlerinnen des 20. Jahrhunderts in der Kunsthalle Bielefeld als Unterrichtsgegenstand. In: Kritische Berichte, in: Zeitschrift für Kunst und Kulturwissenschaften, Bd. 16 (1988), Nr. 1, S. 65-74, hier S. 65, 71.

58 Irene Below, Kunst von Frauen sichtbar machen (wie Anm. 57), S. 11.

nicht. Stattdessen kam ein Volkshochschulkurs zu dem Thema zustande, bei dem die Kollegiat*innen die Künstlerinnen und ihre Arbeiten vorstellten.[59] Die Auseinandersetzung um die gescheiterte Ausstellung führte dazu, dass weitere Studien zur Situation und Präsenz von bildenden Künstlerinnen in den Ausstellungsinstitutionen Ostwestfalen-Lippes entstanden und dass Wissenschaftlerinnen, Pädagoginnen, Künstlerinnen, Kulturpolitikerinnen und Gleichstellungsfrauen sich vernetzten.

Die Zusammenarbeit mit der Volkshochschule führte von 1992 bis 1994 zu einer Seminarreihe „FRAUEN KUNST KULTUR", die sich dem Schattendasein von Künstlerinnen im Kulturbetrieb widmete. Daraus entstand 1992 die Künstlerinnengruppe FLAXXX, initiiert unter anderem von Andrea Köhn und Elke Werneburg, Künstlerin und Lehrende am Oberstufen-Kolleg. FLAXXX, zu dem 9 Künstlerinnen gehörten, präsentierte im öffentlichen Raum Aktionen, Performances, Installationen usw. mit einer „Gratwanderung zwischen legaler und illegaler Aktion" und belebte und veränderte mit ihren Aktionen die Bielefelder Stadträume.

Auswahl der Aktionen in Bielefeld

- Der Graugewalt Lebendigkeit entgegensetzen. Aussaat von Sonnenblumen und Flachs entlang der alten Stadtmauer Bielefelds
- Plastik statt Leinen. Performance mit 100 Plastiktüten aus Bielefelder Kaufhäusern
- Fensterinstallation. Hinsehen – Hinaussehen. Schaufenster prägen die Sehgewohnheiten in der Stadt
- Riesinnen werden in der Dämmerung geboren. Skulpturenaufbau vor dem Rathaus[60]

1995 löste sich die Gruppe wieder auf, weil sich die Künstlerinnen verstärkt ihren eigenen Projekten widmen wollten. Bereits 1991 schlossen sich 9 Künstlerinnen zur Gruppe ABANICO (spanisch: Fächer) zusammen. Der Name sollte den Zusammenhalt der Gruppe und ihre Vielfältigkeit ausdrük-

59 Vgl. Chronologie zum Ausstellungsprojekt „Im Depot. Künstlerinnen des 20. Jahrhunderts in der Kunsthalle Bielefeld, in: Reader für den VHS-Kurs Nr. 4007-58. Künstlerinnen des 20. Jahrhunderts – Weibsbilder (1986), S. 18-20.

60 VHS Bielefeld u.a. (Hrsg.), FRAUEN KUNST KULTUR. Bielefeld 1994, S. 19.



ken. Sie bildeten eine Ateliergemeinschaft in der Bleichstraße 1, um sich gegenseitig zu unterstützen, und 1994 gestalteten sie gemeinsam eine Ausstellung im Arbeitsgericht.[61] Nach 1995, als mehrere Mitglieder Bielefeld verließen, verschwand ABANICO wieder.[62] Die Kurzlebigkeit solcher Gruppen erklärt Elke Werneburg folgendermaßen: „Die Gruppen waren für die Künstlerinnen etwas Aufregendes, Neues, aber sehr arbeitsintensiv und die Künstlerinnen zogen sich in ihre eigenen Kunstsparten zurück, machten ihr eigenes Ding, was damals noch meistens die Malerei war."[63]

1994 stellte die Datenschutzaktivistin, Internet-Pionierin und Künstlerin Rena Tangens im Rahmen der VHS-Reihe ihr Projekt „Abstract" vor, bei dem sich Bielefelder Künstlerinnen mit Mailbox vernetzen konnten. Es sollte eine „gleichberechtigte Kommunikation" ermöglichen, „da hier die Unterscheidung zwischen ‚Schreiben dürfen' und ‚Lesen können' und damit die Trennung zwischen Produzent(-innen) und Konsument(-innen) aufgehoben" war.[64]

Die vielfältigen Aktionen und Vernetzungen von Künstlerinnen, Kunstwissenschaftlerinnen und Kulturschaffenden führten im Jahr 2000 zur Gründung des Netzwerks frauenkunstforum-owl (fkf-owl e.V.), seit 2011 Künstlerinnenforum Bielefeld-OWL e.V. Gleichzeitig entstand die „ein-sehbar – sichtbares Künstlerinnenarchiv owl", hervorgegangen aus dem gleichnamigen Projekt am Oberstufen-Kolleg in Kooperation mit dem fkf-owl,

61 Vgl. Bielefelder Stadtblatt, 9.6.94, 14.7.94; Neue Westfälische, 28.5.94.
62 Informationen von Andrea Köhn (im Stadtarchiv Bielefeld, s. Anm. 11).
63 Mail vom 28.5.2011.
64 Ebd., S. 23.

eine Installation aus grünen Archivkästen, in denen Informationen und kleine Werke von über 100 historischen und zeitgenössischen Künstlerinnen in der Bielefelder Stadtbibliothek öffentlich präsentiert werden.[65]

Konfliktlinien innerhalb der Frauenbewegung

Den Frauen, die sich der Frauenbewegung anschlossen, war gemeinsam, dass sie durch die patriarchalisch geprägte Gesellschaft diskriminiert und in ihren Entfaltungsmöglichkeiten beschnitten wurden. Daneben gab es aber auch viele Bereiche, in denen Frauen unterschiedliche Interessen hatten und Ziele verfolgten. Alle waren zunächst an autonomen Frauenräumen interessiert, in denen sie frei von männlicher Einflussnahme ihre persönlichen Erfahrungen artikulieren und herausfinden konnten, was davon individuellen Besonderheiten geschuldet und was auf strukturelle gesellschaftliche Ursachen zurückzuführen war. Dabei zeigte sich, dass lesbische Frauen und Hetero-Frauen sowie Frauen mit Familie und Kindern unterschiedliche Bedürfnisse hatten: Lesben waren meist auf eine möglichst strikte Abgrenzung gegenüber Männern und auf möglichst umfassende Autonomie bedacht. Solidarität mit Frauen bedeutete für viele von ihnen „Feindseligkeit gegenüber Männern."[66] Die Familienfrauen dagegen waren zeitlich und räumlich durch ihre Kinder viel weniger flexibel und wollten, ebenso wie die heterosexuellen Frauen, auf ein gedeihliches Zusammenleben mit ihren Männern nicht verzichten.

Ebenso große Differenzen gab es zwischen denjenigen, die eher gleichstellungsorientierte Ansätze vertraten, und denjenigen, die ausgehend von feministisch-ökologischen Überlegungen eine grundsätzliche „Neuordnung von Gesellschaft jenseits des Kapitalismus" anstrebten.[67] Einem „Modell von Gleichberechtigung als Angleichung an das männliche Lebenskonzept innerhalb der bestehenden Strukturen [stand] das Konzept der Emanzipation gegenüber, dessen Grundanliegen die Befreiung aus Unmündigkeit und der Abbau von hierarchischen Verhältnissen zwischen Menschen ist. Dies [war] nur im Kontext einer wesentlichen Umstrukturierung der Arbeits-

65 Vgl. Irene Below, Kunst von Frauen sichtbar machen (wie Anm. 57), S. 12.
66 Bonnie S. Anderson, Judith P. Zinser (wie Anm. 1), S. 481.
67 Sabine Marx, in: Grau/Plöger (vgl. Anm. 24), S. 28.

und Machtverteilung möglich."[68] In allen Gruppierungen gab es außerdem Fundis, die auf der Durchsetzung der reinen Lehre bestanden, und Realos, die sich pragmatisch zunächst auf das Erreichbare konzentrieren wollten. Konflikte zwischen den unterschiedlichen Positionen brachen immer wieder auf und führten oft zu heftigen Auseinandersetzungen, zumal viele noch ungeübt darin waren, unterschiedliche Positionen bei der Verfolgung eines gemeinsamen Zieles zu akzeptieren und miteinander nach Kompromissen zu suchen. Im Rückblick auf die Auseinandersetzungen insbesondere um das autonome Frauenhaus in den 80er Jahren schreibt Christiane Schmerl: Der „sehr engagierte Streit hat zuviel Energie verschlungen und war in seiner dogmatischen Polarisierung eher schädlich als nützlich. […] Um das zu lernen, haben wir damals zuviel Zeit und Nerven und zerdeppertes Porzellan gebraucht."[69] Die Diskussionskultur innerhalb der Frauenbewegung war noch ausbaufähig und entwickelte sich.

Das Autonome Frauenhaus

Neben dem Kampf gegen den § 218 wurde das Thema ‚Gewalt gegen Frauen' zu einem weiteren Schwerpunkt der Frauenbewegung. Die Problematisierung des Geschlechterverhältnisses erleichterte es, Misshandlungen und Gewalt gegen Frauen im Privatbereich aufzudecken und damit Probleme öffentlich zu machen, „die vorher tabuisiert bzw. verdrängt worden waren".[70] Die Frauenbewegung veränderte die überkommene Einstellung gegenüber Vergewaltigung und prangerte sexuelle Aggressionen und Gewalt gegen Frauen an.

Der Politisierungsschub seit den 60er Jahren, dessen Teil die Frauenbewegung war, wirkte sich auch auf der Ebene der Gesetzgebung aus: Seit 1974 wurde in der Öffentlichkeit und im Parlament um die Reform des § 218, um Fristenlösung versus Indikationslösung, gerungen. 1976 führte das

68 Sigrid Metz-Göckel, „Permanenter Vorgriff auf die Gleichheit". Frauenforschung in Westdeutschland, in: Gisela Helwig, Hildegard Maria Nickel (Hrsg.): Frauen in Deutschland 1945-1992, Bonn 1993, S. 408 – 426, hier S. 420.

69 Christiane Schmerl: Eigene Erfahrungen mit der Kombination von Wissenschaft und Feminismus in der 2. Frauenbewegung (am Beispiel von Universität und Stadt Bielefeld). Beitrag zum Doktoranden-Colloquium von Frau Prof. Dr. Silke Gahleitner, Alice Salomon Hochschule, Manuskript Berlin 18.11.2016, S. 6, in: Stadtarchiv Bielefeld (wie Anm. 11).

70 Sigrid Metz-Göckel (wie Anm. 69), S. 408 ff.

erste Eherechtsänderungsgesetz zu einer Reform des Familien-, Ehe- und Scheidungsrechts: Frauen brauchten nun nicht mehr die Zustimmung ihres Ehemannes, wenn sie eine bezahlte Berufstätigkeit ausüben wollten, und an die Stelle des Schuldprinzips traten Zerrüttungsprinzip und Versorgungsausgleich. Zudem wurde die rechtliche Position alleinstehender Mütter und ihrer Kinder gestärkt.[71] Dieses Gesetz bedeutete das Ende der Hausfrauenehe als gesetzlich sanktionierte Norm.[72] Es stellte die Vergewaltigung in der Ehe unter Strafe und veränderte damit etwas in den Köpfen der Frauen: Nun hatten sie auch in der Ehe ein Recht auf sexuelle Selbstbestimmung.[73]

Im März 1976 trafen sich 2000 Frauen aus 33 Staaten, darunter auch fünf Bielefelderinnen, in Brüssel zum „Internationalen Tribunal ‚Gewalt gegen Frauen'". Im selben Jahr eröffneten Frauen in Berlin das erste Haus für geschlagene Frauen in Deutschland – nach englischem Vorbild.[74] Erste Anlaufstelle für schutzsuchende Frauen in Bielefeld war die Bielefelder Selbsthilfe (BIS) in der Ernst-Rein-Straße,[75] zu der auch Männer gehörten. BIS-Mitglieder und eine Gruppe von Studentinnen und Assistentinnen der Universität fanden sich zusammen, um für bedürftige Frauen eine dauerhaftere Lösung als private Schlafplätze hier und dort zu suchen. Ihre Anfragen bei der Stadt blieben zunächst wirkungslos. Deshalb besetzten sie ein Haus und gründeten am 6. Juli 1976[76] den Verein „Frauenhaus e.V.", wie Christiane Schmerl berichtet.[77] Gründungsmitglieder waren 30 Bielefelder*innen. Ermutigt wurden sie im November 1976, als sich zum ersten Mal Mitglieder von Frauenhausinitiativen aus acht Städten der Bundesrepublik in Bielefeld trafen, um ihre Erfahrungen, Konzepte und Strategien bei der Einrichtung von Frauenhäusern auszutauschen.[78] Schließlich hatten sie Erfolg: Nach langem

71 Sabine Berghahn, Frauen, Recht und langer Atem – Bilanz nach über 40 Jahren Gleichstellungsgebot in Deutschland, in: Gisela Helwig, Hildegard Maria Nickel (Hrsg.), Frauen in Deutschland 1945-1992, Bonn 1993, S. 71- 138, hier S. 85.

72 Vgl. Frevert (wie Anm. 2), S. 308.

73 Hinweis von Beatrice Tappmeier, 26.5.2020.

74 Vgl. Wikipedia-Artikel: Frauenhaus.

75 Vgl. „Nimm die Kinder und zieh aus". 1978 stellte der Frauenhaus-Verein eine umfangreiche Dokumentation (43 S.) zusammen. Dort wird die Entwicklung des Frauenhauses bis zu diesem Zeitpunkt dargestellt und die Auseinandersetzung mit der Stadt und anderen Behörden dokumentiert. Manuskript im Stadtarchiv Bielefeld (s. Anm. 11), hier S. 6.

76 Vgl. https://www.frauenhaus-bielefeld.de/de/verein/geschichte.html (Stand: 12.1.21).

77 Vgl. Interview mit Christiane Schmerl am 19.6.2018. In: Universitätsarchiv der Universität Bielefeld. Sie hat von 1976 bis 1996 im Verein mitgearbeitet.

78 Vgl. Frauenhausinitiativen tagten in Bielefeld, in: Neue Westfälische, 30.11.1976.

Suchen gelang es dem Verein, zum 1. Januar 1977 ein Haus anzumieten und das erste Autonome Frauenhaus in Bielefeld zu eröffnen, etwa zeitgleich mit dem in Köln. Nun gab es drei Frauenhäuser in Deutschland.[79]

In diesem und in den folgenden Jahren organisierte das Frauenhaus zusammen mit dem Frauenzentrum immer wieder Aktionswochen zum Thema ‚Gewalt gegen Frauen'.[80]



Aufruf zur Demonstration „Frauen gegen Gewalt"

Das etwa 400 qm große Frauenhaus war allerdings stark renovierungsbedürftig. Es hatte 13 Räume, ein Büro und zwei Küchen und konnte 26 Frauen und Kinder beherbergen.[81] Der Verein mietete das Haus und schloss mit den Bewohnerinnen Untermietverträge. Die Initiator*innen hatten den Anspruch, dass das Haus allen bedrohten Frauen offen stehen sollte, ob sie nun mit ihren Kindern vor häuslicher Gewalt fliehen mussten oder aus der Haft oder der Psychiatrie entlassen wurden und nicht wussten wohin. Denn hilfesuchenden Frauen standen ansonsten außer Obdachlosenasylen keine Zufluchtstätten zur Verfügung. Die finanzielle Basis für das Frauenhaus sicherten die Bewohnerinnen selbst, denn die meisten hatten gegenüber dem

79 Vgl. Interview mit Beatrice Tappmeier am 6.1.2021.
80 Uschi Dresing: „Wir werden nicht länger schweigen", in: Alltag. 1. Jahrbuch der sozialdokumentarischen Fotografie, Hamburg 1978, S. 34-37, hier S. 34 ff.
81 Vgl. Verein Frauenhaus erhält Zuschüsse von der Stadt, in: Neue Westfälische, 19.11. 1977.

Sozialamt Anspruch auf Sozialhilfe und Mietgeld, wenn sie kein eigenes Einkommen hatten. Solche Ansprüche mussten die Bewohnerinnen allerdings mit Unterstützung der Vereinsfrauen gegen viele Widerstände bei der Stadt und z. T. mit Hilfe von Gerichtsurteilen durchsetzen. Damit waren allerdings noch längst nicht alle Kosten für Ausstattung und Unterhalt des Frauenhauses gedeckt. Aber durch unermüdliche und effektive Öffentlichkeitsarbeit und den Einsatz der Vereinsmitglieder konnten die Lücken durch viele Sach- und Geldspenden immer wieder geschlossen werden. Außerdem eröffneten die Vereinsfrauen zwei Läden, um Geld für das Haus und Beschäftigungsmöglichkeiten für seine Bewohnerinnen zu schaffen: 1984 den Gebrauchtmöbelladen „Blaustrumpf“ in der Buddestraße 15, der ab 1986 auch Gebrauchtkleidung verkaufte, und 1985 den Naturkostladen „Brot und Rosen“ in Heepen, der allerdings bereits 1988 wieder geschlossen werden musste,[82] da sich die für Lebensmittel erforderliche Logistik als zu schwierig erwies.[83] Es war ein Schritt „von der Expansion zur Gesundschrumpfung“.[84]

Für die Kinder, die mit ihren Müttern ins Frauenhaus kamen, war die Situation im Frauenhaus besonders belastend. Viele von ihnen waren durch Gewalterfahrungen traumatisiert und reagierten auf das enge Zusammenleben mit fremden Frauen und Kindern aggressiv. Sie benötigten ein verlässliches, tägliches Angebot in einem festen Rahmen. Um ihnen zu ermöglichen, in einem gewaltfreien Raum ihre Erlebnisse zu verarbeiten und auch, um den Müttern Ruhe und Entspannung zu verschaffen, wurde bereits 1978 ein weiterer Verein gegründet: das Kinderzentrum e.V. – Hilfe bei häuslicher Gewalt. Da es 1980 in den Haushalt der Stadt Bielefeld aufgenommen wurde, konnten sich bezahlte Sozialpädagoginnen der Kinder annehmen und auch die Mütter pädagogisch beraten. Das Kinderzentrum besteht bis heute und wird seit 2012 durch einen Förderverein unterstützt.[85]

Nach einer ersten Phase, in der die Vereins-Mitglieder im Frauenhaus Dienste versahen und den Bewohnerinnen mit Rat und Tat und gegenüber den Behörden zur Seite standen, veränderten sich die Beziehung zwischen Verein und Frauenhaus: Die Männer verließen den Verein. Wesentlich dafür war die Erfahrung, dass sich die Bewohnerinnen stärker an den männlichen

82 Vgl. https://www.frauenhaus-bielefeld.de/de/verein/geschichte.html (Stand: 12.1.21).
83 Information von Beatrice Tappmeier.
84 www.frauenhaus-bielefeld.de/de/verein/geschichte.html (Stand: 12.1.21).
85 Vgl. www.kinderzentrum-ev.de.

Vereinsmitgliedern orientierten, was dem Ziel, weibliche Autonomie zu stärken, zuwider lief.[86] Auch die Vereinsfrauen reduzierten ihr Engagement auf solche Bereiche, in denen sie unentbehrlich waren: wie z. B. Fahrdienste und „als Anlaufstelle und Kontaktadresse zu Rechtsanwälten, Ärzten und der Verwaltung".[87] Die Organisation des Zusammenlebens überließen sie nun ganz den Bewohnerinnen des Frauenhauses; sie verzichteten also auf bezahlte oder ehrenamtliche Fachkräfte wie Sozialarbeiter- und Sozialpädagoginnen, um das Selbsthilfepotential der Bewohnerinnen zu wecken und zu stärken.

Mit Ausnahme eines einmaligen Zuschusses von 20.000 DM für die Erstausstattung des Hauses[88] 1980 – nachdem die Bunte Liste in den Rat eingezogen war[89] – gab es von der Stadt auch keine regelmäßige Unterstützung. Die Stadt hatte eine solche davon abhängig gemacht, dass sich das Frauenhaus einem anerkannten Wohlfahrtsverband anschloss.[90] Daraufhin verhandelten die Vereinsfrauen mit der Arbeiterwohlfahrt, mussten aber feststellen, dass die Pläne der AWO, wie eine Zusammenarbeit aussehen könnte, mit ihren eigenen Vorstellungen von Autonomie und Selbstverwaltung unvereinbar waren.[91] Die rechtliche und wirtschaftliche Konstruktion des Bielefelder Autonomen Frauenhauses war einmalig in der Bundesrepublik. Die Gründerinnen waren davon überzeugt, dass die Beschäftigung von bezahlten oder ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen „eine neue Abhängigkeit der Frauen" schaffen und dass damit „der Mut, das eigene Leben selbstverantwortlich in die Hand zu nehmen", erstickt würde. Die Regeln für das Zusammenleben und eventuelle Probleme und Konflikte wurden in der wöchentlichen Hausversammlung besprochen. Dabei waren nicht Mehrheitsbeschlüsse, sondern das „Palaver" entscheidend, in dem nach Lösungen gesucht wurde. Diese waren „umstößlich", d. h. konnten jederzeit neu zur Diskussion gestellt werden. Ziel war, „für individuelle Situationen individuell angemessene Lösungen zu finden."

86 Vgl. Dokumentation „Nimm die Kinder und zieh aus" (s. Anm. 76), S. 40.
87 Vgl. Neue Westfälische, 22.2.1977.
88 Vgl. Verein Frauenhaus erhält Zuschüsse von der Stadt, in: Neue Westfälische, 19.1.1977.
89 Vgl. https://www.frauenhaus-bielefeld.de/de/verein/geschichte.html (Stand: 12.1.21).
90 Vgl. Frauenhaus nicht förderungswürdig, in: Bielefelder Stadtblatt 2.1977.
91 Vgl. Neue Westfälische v. 22.2.1977; Dokumentation „Nimm die Kinder und zieh aus" (s. Anm. 76), S. 24 f.

Zu Konflikten gab es viele Anlässe: Für die Bewohnerinnen bedeutete es eine große Umstellung, plötzlich auf engem Raum mit vielen anderen Frauen zusammen zu leben, die völlig divergierende Bedürfnisse und Angewohnheiten hatten. Auch die unterschiedlichen Auffassungen über die Kindererziehung führten zu Spannungen. Insgesamt entstand oft eine „aggressive Grundstimmung im Frauenhaus". Die Vereins-Frauen mussten die Erfahrung machen, dass viele schutzsuchende Frauen bald wieder zu ihren Ehemännern zurückkehrten. „Die Frauen sahen ihr Problem halt doch mehr oder weniger individuell und dadurch fehlte ein Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Frauen. Wir fühlten uns als ‚Durchlauferhitzer', bei jeder neuen Frau fingen wir von vorne an. Kurz und gut, unsere Erwartungshaltung war von vornherein zu hoch."[92]

Die Frauenhäuser waren als „Lebensraum" mit „gemeinsamer, solidarischer Gegenbewegung" zu patriarchalischen Systemen gedacht. „Das autonome Frauenhaus sollte Ort politischer Aktion sein und eben nicht ein neues, gerade bewusst gewordenes soziales Problem institutionalisieren."[93] Diesen politischen, emanzipatorischen Anspruch teilten jedoch die wenigsten der schutzsuchenden Frauen. Dies war einer der Gründe, warum viele Frauen, nachdem sie sich ein wenig erholt und gestärkt hatten, das Frauenhaus wieder verließen und damit anderen Platz machten.

Bereits wenige Wochen nach Eröffnung des Frauenhauses waren alle Plätze besetzt. Von Januar bis November 1977 fanden 134 Frauen mit 169 Kindern im Frauenhaus Zuflucht.[94] Die Notwendigkeit weiterer Unterbringungsmöglichkeiten war offensichtlich. Erst 1982, nach zähen Verhandlungen mit der Stadt und spektakulären Aktionen wie der Besetzung leerstehender, zum Abriss bestimmter Häuser und dem Aufbau eines Zeltlagers im Nordpark von 1978 bis 1980,[95] gelang es den Vereinsfrauen ein weiteres Autonomes Frauenhaus zu eröffnen. Das Konzept des autonomen Frauenhau-

92 Vgl. Dokumentation „Nimm die Kinder und zieh aus" (s. Anm. 76), S. 34 ff.

93 Cornelia Giebeler, Angelika Hohmann, Cornelia Schumann, Über die Unverträglichkeit von Staatsknete, Sozialarbeit und Feminismus. Die autonomen Frauenhäuser Bielefelds – zehn Jahre Suche. Eine Selbstdarstellung, in: Zeit zum Streit. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Bd. 19, Jg. 10, Köln 1987, S. 79 – 88, hier S. 80 ff.

94 Vgl. Dokumentation „Nimm die Kinder und zieh aus" (s. Anm. 76), S. 27.

95 Vgl. Dokumentation zur Wohnraumnot des Vereins „Frauenhaus e.V.", Stadtarchiv Bielefeld (s. Anm. 11).

ses[96] stieß aber beim Sozialausschuss der Stadt und in der Stadtverwaltung auf wenig Gegenliebe. Sie hatten von Anfang an versucht, das Frauenhaus in gewohnte Verwaltungsabläufe zu integrieren. Das Frauenhaus als Teil der Frauenbewegung mit seinem Anspruch auf Autonomie galt als abwegig.

Als Gegengewicht zum unangepassten Autonomen Frauenhaus und um den offensichtlichen Bedarf zu lindern, gründeten Kommunalpolitikerinnen 1979 einen der Arbeiterwohlfahrt angeschlossenen zweiten Verein „Frauen helfen Frauen in Not", der von der Stadt finanziell und bei der Haussuche unterstützt wurde.[97] Er eröffnete 1980 ein weiteres Frauenhaus, das bis heute besteht. Das zweite Autonome Frauenhaus dagegen musste bereits 1988 wieder aufgegeben werden, da es versteigert wurde und für die Frauen nicht mehr nutzbar war.[98] Dies machte eine Veränderung des Konzepts erforderlich: Der Anspruch, schutzsuchenden Frauen einen autonomen ‚Lebensraum' auf Dauer zu geben, wurde aufgegeben. Angesichts der räumlichen und finanziellen Enge sollten die Bewohnerinnen künftig nur noch vorübergehend im Frauenhaus wohnen und es konnten nicht mehr alle Frauen in Not, sondern nur noch diejenigen aufgenommen werden, die vor häuslicher Gewalt flohen.

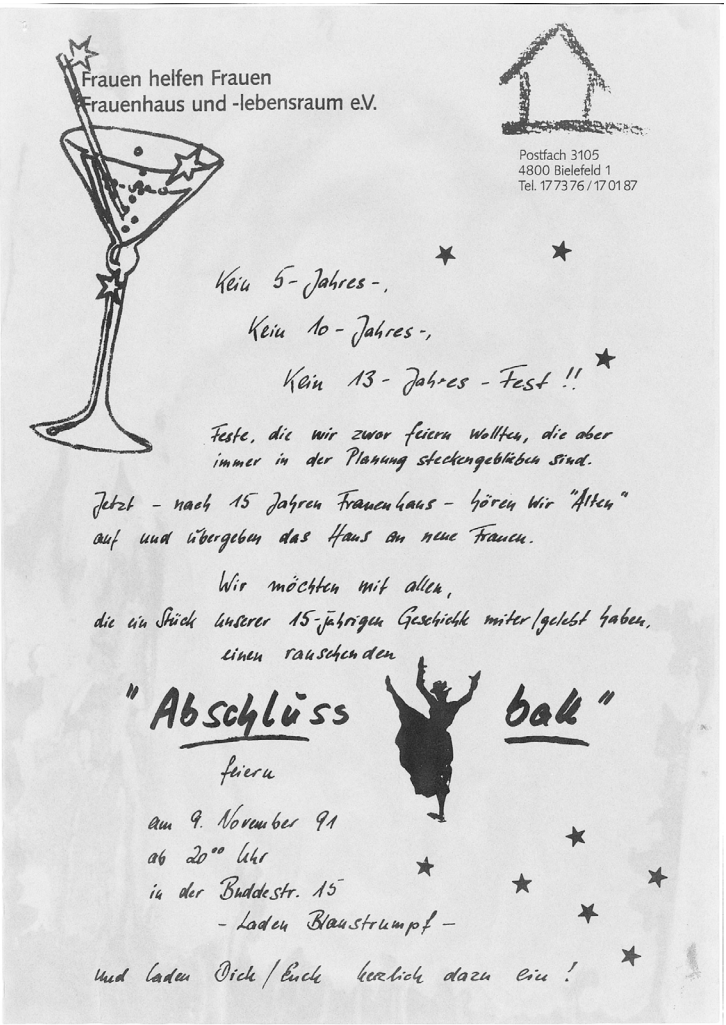
Das o. g. Selbstverwaltungskonzept wurden in ähnlicher Form auch in anderen neu gegründeten Reformprojekten der 70er und 80er Jahre erprobt und die dabei auftretenden Schwierigkeiten waren ähnlich: Die unbegrenzten Mitsprache- und Entscheidungsmöglichkeiten aller Beteiligten und die Revidierbarkeit aller Beschlüsse führten zu endlosen, zeit- und kraftraubenden Diskussionen, das erhoffte Engagement aller Bewohnerinnen und die zuverlässige Befriedung von Konflikten stellten sich nicht wie erwartet ein und unter dem Deckmantel der Gleichheit entstanden neue, informelle Hierarchien.[99]

96 Vgl. Selbstdarstellung der Autonomen Frauenhäuser Bielefeld des Vereins „Frauen helfen Frauen – Frauenhaus e.V.". Stadtarchiv Bielefeld (s. Anm. 11).

97 Vgl. Zweites Frauenhaus in Bielefeld vor Gründung, in: Westfalen-Blatt 24.2.1979.

98 Dora Hartmann, Neue Manöver im Krieg der Notwendigkeiten. 15 Jahre autonomes Frauenhaus – der lange Kampf der Frauen tritt in eine neue Phase, in: Bielefelder Stadtblatt 1992.

99 Dies lässt sich auch im 1974 eröffneten Oberstufen-Kolleg beobachten. Vgl. Jung-Paarmann, Reformpädagogik (wie Anm. 53), S. 65 ff., 172 f., 191-198, 560 f.



Einladung zum Abschlussball im Laden „Blaustrumpf“

Nach 15 Jahren Kampf für das Autonome Frauenhaus zeigte sich allmählich, dass die Vereinsfrauen die für das Frauenhaus nötige Unterstützung ehrenamtlich auf die Dauer nicht mehr leisten konnten. Sie beschlossen, das Frauenhaus einem neuen Team zu übergeben. Es gelang ihnen, 14 Nachfolgerinnen zu finden, die mit dem Konzept vertraut waren, es bejahten und

auch weitgehend weiterführen wollten. Einige von ihnen, wie z. B. Beatrice Tappmeier, hatten bereits Erfahrungen mit den Bewohnerinnen und ihren Kindern im Kinderzentrum gesammelt und konnten den Geist des Frauenhauses trotz der veränderten Rahmenbedingungen und der Eingliederung in den Städtischen Sozialarbeitskosmos bewahren. So gelang eine reibungs- und konfliktlose Stabübergabe[100] – ein bemerkenswerter Vorgang angesichts der Kämpfe, die in den 70er und 80er Jahren um das Autonome Frauenhaus geführt worden waren. Dies feierten die Frauen am 9. November 1991 mit einem „Abschlussball" im Laden „Blaustrumpf".[101]

Als Konsequenz aus den Erfahrungen und Diskussionen der 80er Jahre wurde das Konzept des Frauenhauses verändert: Der ursprüngliche Anspruch, alle bedürftigen Frauen aufzunehmen, hatte zu einer dauernden Überbelegung des Hauses geführt. Die Zimmer mussten von mehreren Personen genutzt werden, was keine erholsame Lebenssituation für die vor Gewalt geflohenen Frauen ermöglichte und sich für alle Beteiligten als Überforderung erwies. Künftig sollte für jede Frau und ihre Kinder ein eigenes Zimmer zur Verfügung stehen, was die Zahl der möglichen Frauenhaus-Bewohnerinnen drastisch reduzierte. An die Stelle der jederzeit veränderbaren Regelungen für das Zusammenleben traten – wie in anderen Frauenhäusern – vorgegebene Regeln entsprechend dem Grundsatz: so viele Regeln wie nötig, soviel Autonomie wie möglich. Die Einhaltung der Regeln wurde nun auch kontrolliert.

Nun wurde auch nach Finanzierungsmöglichkeiten für fest angestellte Mitarbeiterinnen gesucht. 1992 gelang es, die erste bezahlte Stelle, wenn auch auf ein Jahr befristet, über das Programm „Arbeit statt Sozialhilfe" zu bekommen. 1993 bekam das Frauenhaus eine Stelle als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme (ABM), 1994 kam eine weitere ABM-Stelle dazu, 1995 wurde die erste ABM-Stelle durch eine halbe Stelle aus dem Fördertopf „Maßnahmen gegen Gewalt gegen Frauen" der Stadt ersetzt. Von 1998 bis 2020 konnte das Frauenhaus mit zweieinhalb Personalstellen arbeiten.[102]

100 Interview mit Beatrice Tappmeier.

101 Vgl. Einladung zum Abschlussball, in: Stadtarchiv Bielefeld (s. Anm. 11).

102 Vgl. https://www.frauenhaus-bielefeld.de/de/verein/geschichte.html (Stand: 12.1.21). Seit November 2019 ist das Autonome Frauenhaus Bielefeld auf Initiative der Gleichstellungsministerin Ina Scharrenbach (CDU) im Förderprogramm Frauenhäuser des Landes NRW, was zu einer besseren Ausstattung mit Stellen und finanziellen Mitteln führte. Dies war bereits 1991 beantragt, aber bisher vom Land immer abgelehnt worden.

Eine Erwartung und Hoffnung der Gründerinnen erfüllten sich jedoch nicht. Christiane Schmerl erzählt: „Wir haben […] damals natürlich gedacht: Das ist eine Notlösung und unser Ziel ist es, so schnell wie möglich Frauenhäuser überflüssig zu machen. Ich hätte damals nie im Leben gedacht (wir haben jetzt 2018!), dass wir heute über 400 Frauenhäuser in der Bundesrepublik haben. Das war nicht unser Ziel. Wir wollten eine Übergangslösung. Wir wollten allgemeine Aufklärung und Besserung der Verhältnisse – und dann müssten sich die Frauenhäuser so schnell wie möglich überflüssig machen."[103]

Das Frauenprojekteplenum und weitere Frauenprojekte

Für die Wirksamkeit der Frauenbewegung in Bielefeld war das „Projekteplenum der Bielefelder Frauen- und Mädchenprojekte" von großer Bedeutung. Es wurde 1980 gegründet und war beispielhaft für NRW. Dort trafen sich monatlich im Frauenzentrum Vertreterinnen vieler Projekte, die durch die Frauenbewegung entstanden waren, tauschten ihre Erfahrungen aus und planten gemeinsame Veranstaltungen, Aktionen, Kampagnen und Arbeitskreise. Sie setzten sich mit aktuellen Themen der Frauen- und Mädchenpolitik auseinander und organisierten kollegiale Supervision.

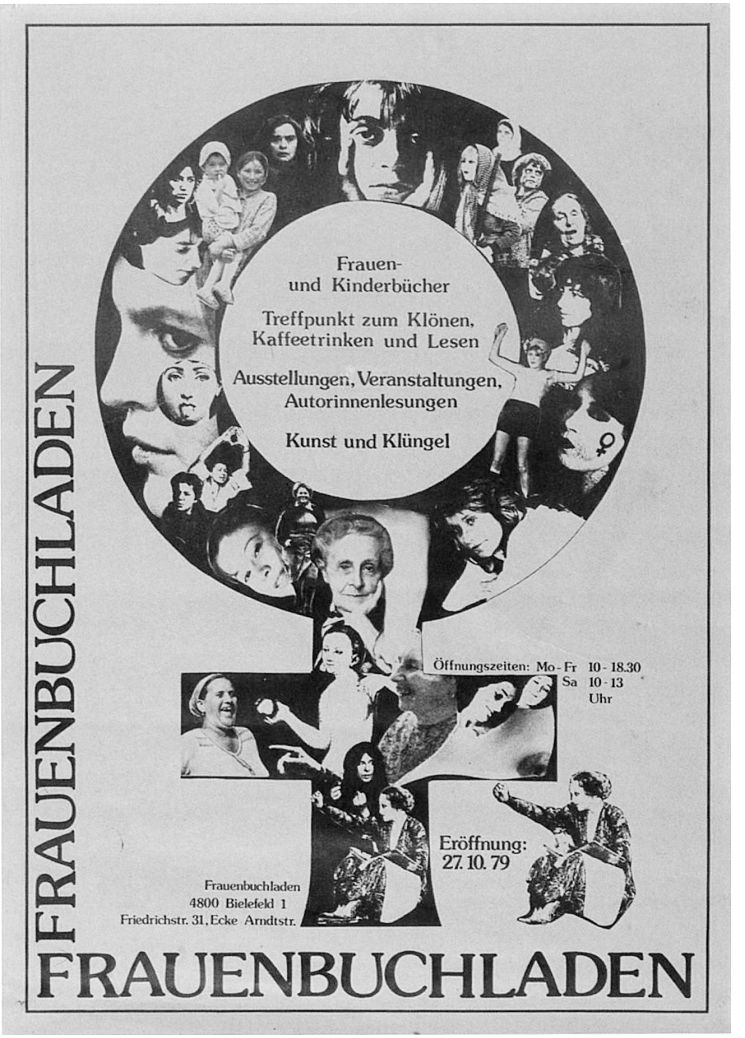
1996 war das Frauenprojekteplenum eine gemeinsame Plattform für Mädchenhaus, Mädchentreff, Frauenkulturzentrum, Frauenbildungswerk, Selbstverteidigung für Frauen und Mädchen, Psychologische Frauenberatung, Frauenbuchladen, Frauennotruf, Frauenhaus und Wildwasser.[104] Im Folgenden werden einige dieser Projekte kurz vorgestellt:

Der Frauenbuchladen Bambule entstand bereits 1978 an der Ecke Friedrichstraße/Arndtstraße. Unter den 29 Gründerinnen waren Frauen zwischen 21 und 61 Jahre, mehrheitlich Studentinnen, aber auch Hausfrauen und eine ehemalige Buchhändlerin, die daran Anstoß nahmen, dass in den Buchhandlungen damals Frauen- und Lesbenliteratur noch kaum vertreten war. Ziel des Ladens war also in erster Linie die Verbreitung von Frauenliteratur im weiteren Sinne. Der Frauenbuchladen Bambule in Bielefeld hatte

103 Vgl. Interview mit Christiane Schmerl am 19.6.2018, in: Universitätsarchiv der Universität Bielefeld.

104 Netzwerk Bielefelder Frauenprojekte gegen Gewalt gegen Frauen und Mädchen, in: Stadtarchiv Bielefeld (s. Anm. 11).

an seinem späteren Standort in der Rohrteichstraße eines der größten Frauenbuchsortimente in der BRD.



Plakat (Foto: Guntram Thielsch, 1979)[105]

105 Abb. in Schröder (s. Anm. 8), S. 93.

Daneben war der Laden natürlich auch ein Treffpunkt und Anlaufstelle für Frauen aus Bielefeld und Umgebung, die hier oft die ersten Kontakte in die Frauenbewegung und ihre Projekte knüpften. Lesungen zu veranstalten, gehörte ebenso zu den Aufgaben des Buchladenkollektivs wie die Zusammenarbeit mit den anderen Frauenprojekten und „alternativen" Buchhandlungen in Bielefeld.

Der Frauenbuchladen Bambule in Bielefeld musste 1996 schließen und war damit einer der wenigen Frauenbuchläden in Deutschland, der bis weit in die 1990er Jahre durchgehalten hat.[106] Wahrscheinlich wurde ihm der Erfolg der Frauenbewegung zum Verhängnis: Als in den 80er Jahren Frauenliteratur immer mehr nachgefragt wurde, nahmen die etablierten Buchhandlungen sie in ihr Sortiment auf, sodass Frauenbuchläden ihr Alleinstellungsmerkmal verloren.

Die Initiative für den Frauennotruf ging von Studentinnen der Universität Bielefeld aus. Sie bildeten an der Universität eine Selbsthilfegruppe für Opfer sexualisierter Gewalt, aus der 1982 der Frauennotruf Bielefeld e.V. hervorging. Er unterstützt und berät Frauen und Mädchen sowie deren Bezugspersonen. Zunächst bot der Frauennotruf einmal wöchentlich eine telefonische Beratung, aber auch persönliche Beratungsgespräche an. Schon bald erwies sich ein zweiter Beratungstermin als erforderlich und ab 1992 kam eine dritte Beratungszeit hinzu.

Bis 1992 waren die Mitarbeiterinnen des Frauennotrufs – überwiegend Studentinnen der Psychologie, Pädagogik und Sozialpädagogik – ehrenamtlich tätig. Die Miet- und Sachkosten wurden über Spenden und einen Zuschuss der Stadt (bis 1995 6.600 DM jährlich) finanziert.

Wie bei anderen Frauenprojekten, so zeigte sich auch beim Frauennotruf, dass die Arbeit auf die Dauer nicht unentgeltlich bewältigt werden konnte, nachdem die Gründungsfrauen ihr Studium beendet, eine Berufstätigkeit aufgenommen und Familien gegründet hatten. Deshalb wurden 1992 zwei Personalstellen als ABM beantragt und besetzt, weitere Tätigkeiten wurden auf Honorarbasis vergolten. Gleichzeitig zog der Frauennotruf von der Nordstraße in neue Räume in der Hagenbruchstraße um, in denen auch „Wildwasser e.V." unterkam. Später wechselte der Frauennotruf in die Jöllenbecker Straße und schließlich in eine Wohnung in der Rohrteichstraße.

106 Vgl. Mail von Inga Schaefer am 6.1.2021, in: Stadtarchiv Bielefeld (s. Anm. 11).

Damit konnte die Arbeit professionalisiert und ausgeweitet werden, um sexualisierter Gewalt vorzubeugen und die Angebote zur Unterstützung für die Opfer solcher Verbrechen zu verbessern. Zusätzlich zur Beratungstätigkeit wurden Vorträge, z. B. zu Vergewaltigung, auch in der Ehe, und zu sexueller Belästigung, organisiert und über Infostände in der Innenstadt die Öffentlichkeit informiert; die Frauen unterstützten Gewaltopfer bei Vergewaltigungsprozessen und forderten von der Polizei einen angemessenen Umgang mit Opfern sexualisierter Gewalt. Außerdem beteiligten sie sich an gemeinsamen Aktionen mit anderen Frauenprojekten, wie z. B. den Walpurgisnachtdemos „Frauen erobern die Nacht". Der Frauennotruf organisierte Fortbildungsveranstaltungen für die Mitarbeiterinnen und gründete den Arbeitskreis „Prozess", in dem sich u. a. Rechtsanwältinnen, Polizei, Gleichstellungsstelle und AIDS-Hilfe für Verbesserungen in Strafverfahren einsetzten. Auch das „Frauennachttaxi" profitierte von der Unterstützung durch den Frauennotruf.[107]

Etwa zur selben Zeit wie in Bielefeld entstanden auch an vielen anderen Orten in der Bundesrepublik solche Frauennotrufe, die sich vernetzten und ihre Erfahrungen austauschten. Sie schlossen sich in verschiedenen Organisationen zusammen, die sich 2004 zum „Bundesverband Frauenberatungsstellen und Frauennotrufe – Frauen gegen Gewalt e.V." zusammenschlossen. Der Bielefelder Frauennotruf ist dem Paritätischen Wohlfahrtsverband als Dachorganisation sozialer Projekte angeschlossen.[108]

Den Verein „Psychologische Frauenberatung e.V." gründeten 1985 Frauen aus der Autonomen Frauenbewegung an der Universität. Feministische Psychologiestudentinnen stellten fest, dass im Lehrangebot ihrer Fakultät frauenspezifische Aspekte nicht vorkamen, und gründeten deshalb eine Psychologie-Frauengruppe,[109] in der sie geschlechtsspezifische Themen bearbeiteten. Dies war die Keimzelle für die psychologische Beratungsstelle für Frauen, die sechs Frauen aus diesem Kreis nach dem Studium aufbauten.[110] Bis heute ist das Ziel der Beratungsstelle, „Frauen in psychischen und

107 Vgl. Info-Mail von Stefanie Maurer vom 4.2.2021.
108 Vgl. www.frauennotruf-bielefeld.de und www.frauen-gegen-gewalt.de.
109 Mitstreiterinnen fanden sie über die Zeitschrift „Tarantel", s.o.
110 Vgl. Christiane Schmerl, „Ich konnte die nicht von meiner Reihenfolge überzeugen…" Erfahrungen von Feministinnen mit dem Psychologiestudium – Interview mit sechs Studentinnen, in: Psychologie & Gesellschaftskritik. Zeitschrift zur Kritik bürgerlicher Psychologie. 13. Jg. (1989), H.1/2, S. 125 – 155, hier S. 129, 135, 155.

sozialen Krisen und bei allen Formen von Gewalterfahrungen und Traumafolgen Unterstützung anzubieten und die spezifischen Lebensbedingungen von Frauen auf individueller und gesellschaftlicher Ebene zu verbessern." Seit 1988 hat die Frauenberatungsstelle Räume in der Ernst-Rein-Straße 33. Von einem Frauenprojekt hat sie sich „zu einer anerkannten professionellen Beratungs- und Krisenanlaufstelle für Frauen entwickelt." Die Frauen betonen, dass sie nach „parteilich-feministischen Grundsätzen" arbeiten und „transkulturell und transgenerational ausgerichtet" sind. [111]

Mädchentreff Bielefeld: 1981 trafen sich Pädagogik-Studentinnen und Lehrerinnen, die sich mit feministischer Mädchenpädagogik und dem Thema „Frauen in der sozialen Arbeit" beschäftigten und sich über ihre berufliche Situation austauschten. Sie organisierten im Mai 1984 zusammen mit dem Interdisziplinären Frauenforschungszentrum der Universität (IFF) und dem Frauennetzwerk NRW im Fraze eine Fachtagung: „5 Jahre feministische Mädchenarbeit – erfahrene Grenzen, neue Ziele. Bestandsaufnahme einer parteilichen Pädagogik". Diese Tagung motivierte die Frauengruppe, ein Mädchenprojekt für Bielefeld zu konzipieren. Sie organisierte sich als Verein (e.V.) und begann mit einer Bedarfsanalyse, die ergab, dass die Hauptbetroffenen von Jugendarbeitslosigkeit Mädchen waren und dass es für diese keine öffentlich zugänglichen Räume gab – die Jugendzentren wurden von Jungen dominiert und das Angebot des Fraze richtete sich an erwachsene Frauen. Deshalb machten sich die Vereinsfrauen daran, einen Mädchentreff für erwerbslose Mädchen – sowohl deutsche als auch ausländische – zu schaffen, die bisher „im elterlichen Haushalt oder im Haushalt des Freundes/Ehemann ‚verschwunden' waren." In dem Mädchentreff sollte es ein kombiniertes Angebot von Beratung und Freizeit geben. Dies beantragten sie bei der Stadt und trugen ihr Anliegen in persönlichen Gesprächen mit Politiker*innen und an den in der Stadt zuständigen Stellen vor, begleitet von Öffentlichkeitsarbeit. Unterstützt wurden sie dabei „von den autonomen Frauen, den Sozialarbeiterinnen in den Jugendzentren, den Parteifrauen (Grün/Bunte, ASF)" und der Gleichstellungsstelle. Parallel dazu beantragten sie die Gemeinnützigkeit ihres Vereins, der Träger des Mädchentreffs sein sollte, und schlossen sich einem Wohlfahrtsverband an, um staatliche

111 Vgl. https://frauenberatung-bi.de; Frauenberatung feiert 25-jähriges Bestehen, in: Westfalen-Blatt 10.6.2010.

Gelder für soziale Arbeit zu bekommen. Nach einem Jahr und der Überwindung vieler Widerstände war es schließlich so weit: „Am 9. September 1985 wurde der Mädchentreff Bielefeld“ in der Alsenstraße 28 eröffnet, der seither Mädchen bei ihrer „biographischen Orientierung“ unterstützt.[112]

Während der Mädchentreff ein Freizeitangebot für Mädchen war, konzentrierte sich der Verein Mädchenhaus vor allem auf die Beratung und den Schutz von Mädchen und jungen Frauen, die in Not- und Krisensituationen waren und sexualisierte, körperliche und/oder psychischer Gewalt erlitten hatten. Der Verein wurde 1987 von sieben Frauen – z. T. mit Bezug zur pädagogischen Fakultät der Universität – gegründet, weil sie feststellten, dass in den bestehenden Jugendhilfe-Institutionen den Gewalterfahrungen von Mädchen keine ausreichende Beachtung geschenkt wurde.

Sie entwickelten ein Konzept für ein umfassendes, feministisches, parteiisches Angebot für Mädchen in Not- und Krisensituationen, das sie ergänzend in der Jugendhilfe-Landschaft verwirklichen wollten. Dabei sollte Mädchen zugleich Anonymität zugesichert werden, damit sie geschützt waren. Aus politischen wie fachlichen Gründen war es ihnen wichtig, „das Angebot für ALLE Mädchen zu öffnen und nicht ausschließlich auf sexualisierte oder Gewalt auszurichten.“ Das Vorhaben war stark umstritten, denn die Möglichkeit sexualisierter Gewaltanwendung gegenüber Mädchen, insbesondere innerhalb der Familie, wurde fast ausnahmslos geleugnet. Wegen der Benennung des Zusammenhangs von patriarchalen Strukturen innerhalb der Institutionen der Jugendhilfe mit sexualisierter Gewalt gegenüber Mädchen und auf Grund ihrer Öffentlichkeitsarbeit, u. a. mit Hilfe des Stadtblatts, kündigte ihnen der evangelische Träger ihrer Arbeitsstellen in Pädagogik und psychotherapeutischer Begleitung.

Daraufhin beantragten die Vereins-Frauen für die Realisierung ihres umfassenden Konzepts für ein Mädchenhaus beim Rat der Stadt Bielefeld ca. 1 Mio. DM. Zunächst bewilligte der Rat nur eine Beratungsstelle, die 1988 eröffnet wurde, während er eine Zufluchtstätte zunächst ablehnte. Parallel zu ihrer Arbeit in der Beratungsstelle boten die Frauen Fortbildungen für kommunale, landes- und bundesweite Jugendhilfeträger und u. a. für Polizei und Justiz an und organisierten sich in der Bundesarbeitsgemeinschaft

112 Ulrike Graff, Selbstbestimmung für Mädchen, Königstein 2004, S. 114-117. Vgl. auch Ein Jahr Mädchentreff, in: Tarantel Nr. 18, Januar/Februar 1987, S. 8.

der Mädchenhäuser zusammen mit Frauen aus München, Berlin, Köln und Hamburg. Darüber hinaus organisierten sie 1991 eine bundesweite Spendenaktion für den Kauf einer Zufluchtstätte. Innerhalb von drei Monaten konnten sie über 200.000 DM einsammeln. So besuchte die damalige FDP- Bauministerin Frau Adam-Schwätzer die kleine Beratungsstelle in der Bahnhofstraße und spendete 1000 DM. Daraufhin sahen Stadt und Land sich gezwungen, den Antrag zur Einrichtung der Zufluchtstätte zu genehmigen, die 1992 eröffnet werden konnte. Angela Merkel als damalige CDU-Bundesfamilienministerin hielt die Eröffnungsrede. Mit der Anerkennung des Vereins als Träger der Kinder- und Jugendhilfe war der Anspruch auf öffentliche Unterstützung verbunden. Damit erhielten die dort tätigen Frauen gesicherte Arbeitsplätze und eine angemessene Bezahlung, eine Seltenheit in den von der Frauenbewegung initiierten Einrichtungen. „Mittlerweile hat sich das Unterstützungsangebot des Mädchenhauses für Mädchen und junge Frauen erweitert und ausdifferenziert. So sind im Laufe der Jahre neue Aufgaben, wie z. B. Schutz vor Zwangsheirat, Unterstützung und Schutz für geflüchtete Mädchen ebenso wie für Mädchen mit Behinderung, dazu gekommen und entsprechend Angebote entwickelt worden."[113]

Seit 1983 entstanden in ganz Deutschland Wildwasser-Beratungsstellen, deren gemeinsames Ziel „die parteiliche und feministische Arbeit zum Thema ‚Sexualisierte Gewalt in Kindheit und Jugend' ist." Auch in Bielefeld bildeten Studentinnen eine Selbsthilfegruppe, aus der 1991 der Verein „Wildwasser Bielefeld e.V." entstand. Die vier Initiatorinnen gehörten zu einer Selbsthilfegruppe von Studentinnen, die selbst von sexuellem Missbrauch betroffen waren. Sie wurden von der Bielefelder Kontakt- und Informationsstelle für Selbsthilfegruppen (BIKIS) unterstützt, die für sie Öffentlichkeitsarbeit machte und Räume zur Verfügung stellte.[114] Um ihre Erfahrungen weiterzugeben, gründeten sie den Verein. Zunächst beschränkten sie sich auf telefonische Beratung und konnten dann „immer mehr Unterstützungsangebote für Betroffene und deren Angehörige" anbieten. 2005 hat sich „Wildwasser" dem Paritätischen Wohlfahrtsverband angeschlossen.[115]

113 Info von Sascha Dörr am 12. und 14.6.2011; Sascha Dörr, 10 Jahre Mädchenhaus – Rückblick und Ausblick. Bielefeld 21.1.2008 (Mskr.); 30 Jahre Mädchenhaus Bielefeld – 30 Jahre feministische Mädchenarbeit. www.maedchenhaus-bielefeld.de/id-30-jahre-maedchenhaus-bielefeld-30-jahre-feministische-maedchenarbeit.html.

114 Vgl. Interview mit Uta Behnke am 13.2.2021.

115 https://wildwasser-bielefeld.de

Zu den Arbeitskreisen, die aus dem Frauenprojekteplenum hervor gingen, gehörte 1991 auch der „Runde Tisch", der sich aus Politikerinnen aller Fraktionen und den Bielefelder Frauenprojekten zusammensetzte.1992 entstand der Arbeitskreis „Sexueller Missbrauch" sowie der Arbeitskreis „Frauen- und Mädchenräume". Die Vielfalt der Angebote und die enge Zusammenarbeit der Projekte ermöglichte es, den unterschiedlichen Gewaltübergriffen, denen Frauen ausgesetzt waren und sind, flexibel zu begegnen. Die Frauenprojekte wurden zu einem festen Bestandteil der psychosozialen Versorgung in Bielefeld. Dem trug die Stadt Rechnung, indem sie seit 1995 einen „Topf" mit finanziellen Mittel zur Verfügung stellt, der einen Teil der Kosten der jeweiligen Projekte deckt. Diese werden überwiegend von ehrenamtlicher Arbeit getragen.[116]

Seit 2013 heißt das Projekteplenum „Feministisches Netzwerk für Mädchen und Frauen Bielefeld" (femnet) und versteht sich „als Netzwerk zur gegenseitigen Unterstützung und zum fachlichen Austausch" und als Interessenvertretung für Frauen und Mädchen in kommunalpolitischen Zusammenhängen. Zum Feministischen Netzwerk gehört eine Vielzahl von bundesweiten Bündnissen und Arbeitskreisen mit dem Ziel, „den unterschiedlichen Formen von Gewalt, denen Frauen und Mädchen ausgesetzt sind, professionell und nachhaltig zu begegnen" und deren Lebenswelt zu verbessern.[117]

Frauenbewegung und institutionalisierte Politik

„Das Private ist politisch!" – Diese Einsicht war für die an der Frauenbewegung Beteiligten auch in Bielefeld evident. Aber welche Folgen hatte dies für Alltag und Politik? Während ein Teil der Frauen autonom bleiben und sich bewusst nicht in bestehende Strukturen und Institutionen integrieren und von diesen vereinnahmen lassen mochte, hielten andere den ‚Marsch durch die Institutionen' für unerlässlich, um mehr Lebensmöglichkeiten, um ‚die Hälfte des Himmels' für Frauen zu erobern. Diejenigen, die sich in den männlich dominierten Parteien und Gewerkschaften engagiert hatten, waren allerdings Jahrzehnte lang weitgehend unbeachtet geblieben, da ihre Anliegen meist als weniger wichtig, als „Nebenwidersprüche" vernachlässigt wurden. Das begann sich erst etwas zu ändern, als sich Die Grünen ab

116 Netzwerk Bielefelder Frauenprojekte gegen Gewalt gegen Frauen und Mädchen, in: Stadtarchiv Bielefeld (s. Anm. 11).

117 www.femnet-gegen-gewalt.de/ueber-uns.php.

1979 als Partei zu formieren begannen und den Gleichstellungsanspruch der Frauen zu einem ihrer Markenzeichen machten. Unter den im Frauenzentrum aktiven Frauen waren auch solche, die generell an Politik interessiert waren. Darunter war Helga Krieger, die parallel zu ihrem Engagement im Frauenzentrum auch in der Bunten Liste in Bielefeld mitarbeitete. Diese entstand aus verschiedenen linken Gruppen, die sich alle 14 Tage am Freitagabend im alten Umweltzentrum in der Teichstraße trafen und sich auf gemeinsame Positionen für Bielefeld verständigten.[118] 1980 schloss sich Helga Krieger den Grünen an, weil sie „hier einen Ansatzpunkt sah, in einer Partei auch Frauenpolitik zu machen, sozusagen als fester Bestandteil der allgemeinen Grünen Politik“ auch auf Bundesebene. Deshalb arbeitete sie als Mitbegründerin und aktives Mitglied in Arbeitsgruppen der Grünen zur Frauenpolitik auf kommunaler, Landes- und Bundesebene mit, die eine feministische Programmatik für die Grünen entwickelten und sich für ihre praktische Umsetzung engagierten.

1984 fusionierten die Grünen in Bielefeld mit der Bunten Liste, die bereits im Rat der Stadt mit vier Sitzen vertreten war, und kandidierten mit einer quotierten Liste zur Kommunalwahl im selben Jahr als „Die GRÜNEN/ Bunte Liste“ für den Rat. Sie erhielten 13,2% der Stimmen und zogen mit neun Personen, fünf Frauen und vier Männern in den Rat ein, darunter auch Helga Krieger.[119] Sie setzte sich dort u. a. für Frauenthemen[120] ein: für die Rekommunalisierung der Reinigungsdienste in städtischen Immobilien, für die Quotierung[121] bei der Besetzung von Stellen im Öffentlichen Dienst, für ein Frauen-Nachttaxi, für eine Ausstattung der Gleichstellungsstelle mit Personalstellen, einem Etat und Kompetenzen, die Voraussetzung für eine unabhängige Vertretung von Frauenbelangen waren.[122] Als Mitglied des Jugendwohlfahrtsausschusses ermöglichte sie, dass die Vereine Mädchenhaus, Mädchentreff und der Verein zur Selbstverteidigung von Frauen und Mädchen (später Bellzett) als Träger der Jugendhilfe anerkannt wurden und damit öffentliche Fördermittel beantragen konnten.[123]

118 Interview mit Helga Krieger.
119 Vgl. Schröder (s. Anm. 8), S. 128 ff.
120 Vgl. Elke Steg, Inga Jesinghaus (Hrsg.), Die Zukunft der Stadt ist weiblich, Bielefeld 1987.
121 Für die Frauenquote hatten sich die Bielefelder Vertreterinnen Brigitte Holzer und Helga Krieger auch innerhalb der Gesamtpartei eingesetzt. Interview mit Helga Krieger.
122 Helga Krieger, Mit Parlamentsbeiträgen wird das Patriarchat nicht abgeschafft, in: Elke Steg, Inga Jesinghaus (Hrsg.) (s. Anm. 121) S. 132-136.
123 Interview mit Helga Krieger.



Wahlplakat der GRÜNEN/Bunte Liste (1984)

Die Gleichstellungsstelle

Die Ratsfrauen der Grünen und der SPD, deren Parteien bei den Kommunalwahlen 1984 eine Mehrheit erhielten, trugen auch wesentlich dazu bei, dass 1984 die Gleichstellungsstelle eingerichtet wurde. Damit gab es eine weitere Institution, die diejenigen Strömungen in der Frauenbewegung, die auf gesellschaftliche Integration setzten, schon lange gefordert hatten. 1979 setzten SPD- und DGB-Frauen im Bund und in einigen Ländern die Schaffung solcher Stellen durch, womit ein zäher Kampf um Anbindung der Stellen sowie die personelle und finanzielle Ausstattung verbunden war.[124] Auf kommunaler Ebene war Bielefeld nach Köln die zweite Stadt in der BRD, die eine solche Stelle einrichtete.

Seit 1989 leitete Ilse Buddemeier die Gleichstellungsstelle. Sie war seit ihrem 17. Lebensjahr in der autonomen Frauenbewegung aktiv und hatte sich u. a. im Frauenzentrum und im Autonomen Frauenhaus engagiert. Bis 2020, also 36 Jahre lang, war sie die Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Bielefeld. Sie erreichte eine hohe Akzeptanz in der Verwaltung für die Arbeit der Gleichstellungsstelle und die Einsicht, dass Projekte besser gelingen, wenn Frauen und ihre Belange mitberücksichtigt werden. Das zeigte sich z. B. bei der Nahverkehrsplanung, wo Ilse Buddemeier dafür sorgen konnte, dass die Bedürfnisse von Frauen und Kindern bei der Taktung des ÖPNV mitbedacht wurden. Für sie war die Organisation des Nahverkehrs auch eine soziale Frage. Als Leiterin hatte sie eine volle Stelle, ebenso ihre Stellvertreterin. Außerdem bekam die Gleichstellungsstelle, die beim Chef der Verwaltung, dem Oberstadtdirektor, angesiedelt war, je eine halbe Stelle für ihre Verwaltung und die Finanzen und eine weitere Stelle für die Beratung der Frauen. Damit war die Infrastruktur der Gleichstellungsstelle in Bielefeld besser abgesichert als in vielen anderen Städten. Beratung von Frauen und Lobby-Arbeit für ihre Anliegen machten einen wesentlichen Teil der Arbeit der Gleichstellungsstelle aus. Durch ihre vielfältige Vernetzung mit allen Einrichtungen und Initiativen der Frauenbewegung bekamen die Mitarbeiterinnen der Gleichstellungsstelle einen guten Ein- und Überblick über individuelle und strukturelle Hindernisse für Frauen in den Verwaltungsabläufen und wirk-

124 Vgl. Regula Bott, Erlaubt ist, was Männer nicht gefährdet. Eine kritische Bewertung der Funktion von Gleichstellungsstellen, in: Elke Steg, Inga Jesinghaus (Hrsg.) (s. Anm. 121), S. 4 – 18, hier S. 11.

ten darauf hin, dass das Thema Gewalt gegen Frauen im Denken und Handeln der Verwaltung präsenter wurde.[125] Die Arbeit der Gleichstellungsstelle spielte eine wesentliche Rolle für die Erfolge der vielfältigen Initiativen der Frauenbewegung in Bielefeld bei der Institutionalisierung ihrer Projekte.

Dass es der Frauenbewegung in Bielefeld gelang, so viele Initiativen und Projekte auf Dauer zu etablieren, lag nicht zuletzt an der politischen Unterstützung durch die grünen Frauen im Stadtrat. Deren kommunalpolitisches Engagement stärkte u. a. auch die Frauen in SPD, CDU, Kirchen und Verbänden. Nun schlossen sich viele mit der Frauenbewegung zusammen und beteiligten sich an der Organisation bundesweiter Aktionen zugunsten von Frauen.

Aktion „Muttertag“

Am 12. Mai 1984, dem Muttertag, organisierte die Aktion „Muttertag“ mit Mechthild Jansen in Bonn den ersten bundesweiten Frauenprotest „gegen die Rechtsregierung [Kohl/Genscher] quer durch die unterschiedlichen Gruppierungen der Frauenbewegung“[126]. Initiatorin war die Demokratische Fraueninitiative (DFI) in Köln. Deren Aufruf unterschrieben 210 Erstunterzeichnerinnen aus der ganzen Bundesrepublik. Zu ihnen gehörten u. a. Gewerkschafterinnen, Pfarrerinnen, Lehrerinnen und Professorinnen, Parteipolitikerinnen und Künstlerinnen. Aus Bielefeld waren die Professorin Christiane Schmerl, die Betriebsratsvorsitzende Ingeborg Trox und Martina Tiltmann vertreten.

Neben klassischen gewerkschaftlichen Forderungen wie der 35-Stunden Woche, besseren Arbeitschancen und sozialer Absicherung für Frauen forderten sie den Erhalt der sozialen Indikation beim § 218. Einen weiteren Schwerpunkt bildeten Forderungen aus der Friedensbewegung, z. B. Kürzung des Wehretats und Abrüstung in Ost und West[127] – 1983 waren Atomraketen in der Bundesrepublik stationiert worden und die Friedensbewegung

125 Interview mit Ilse Buddemeier am 10.5.2021.

126 DFI-Gruppeninfo AKTIONEN. 8.2.1984 (Stadtarchiv Bielefeld, s. Anm. 11). Alle Informationen der Abschnitte Aktion „Muttertag“ und Aktionsgruppe 8. März beruhen auf Quellen, die Christina Thomas gesammelt und über die Zeit gerettet hat und die jetzt im Stadtarchiv Bielefeld (s. Anm. 11) sind.

127 Vgl. ebd.

hatte sich zur stärksten sozialen Bewegung seit Bestehen der Bundesrepublik entwickelt. In Bielefeld übernahm Christina Thomas für die Deutsche Friedensgesellschaft-Vereinigte Kriegsdienstgegner e.V. (DFG-VK) die lokale Vorbereitung des Frauenprotests für die zentrale Demonstration in Bonn. Sie verkörperte die Verbindung zwischen Frauenbewegung und Friedensbewegung. Ein möglichst breites Bündnis aller Strömungen der Frauenbewegung war ihr Ziel; deshalb setzten sie sich dafür ein, auch die autonomen Frauen in die Bewegung mit einzubeziehen, obwohl diesen die Forderung zum § 218 – Beibehaltung der sozialen Indikation – nicht weit genug ging, da sie dessen völlige Abschaffung verlangten.[128]

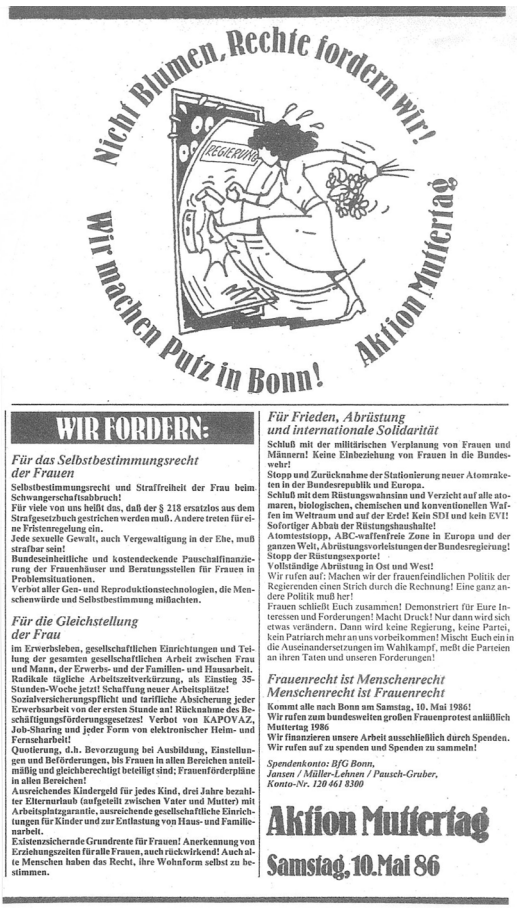
Die Aktion „Muttertag" richtete sich gegen die Politik der seit 1983 regierende CDU/CSU/FDP-Koalition unter Kanzler Kohl und ihre als frauenfeindlich eingeschätzten Gesetze und Gesetzesvorhaben: Diese Regierung „erneuert die Mütterlichkeitsideologie und zementiert die traditionelle Rollenverteilung [...] Verdrängungswettbewerb, patriarchalische Verhaltensweisen und alltägliche Gewalt nehmen zu", hieß es in einem Aufruf zu der Aktion. Und weiter: „Wir verstehen diese Aktion auch als Unterstützung so wichtiger Beschlüsse der Gewerkschaften

- gegen die Einbeziehung von Frauen in die Bundeswehr
- für die Einführung der 35-Stunden-Woche mit vollem Lohnausgleich
- gegen die Verschlechterung des § 218".

Im folgenden Jahr wurde die Aktion „Muttertag" am 18. Mai 1985 in Bonn wiederholt und fand ein breites Echo in der Presse. Die Frankfurter Rundschau berichtete: „Die Form der Frauenprotests wirkte spielerischer, phantasievoller und unverkrampfter als manche anderen Demonstrationen, die die Bonner über sich ergehen lassen müssen. Lila Luftballon, viele Kinder, verkleidete Frauen (‚Die Braut trägt schwarz' zum Zeichen des Protests gegen das neue Scheidungsfolgenrecht) bestimmten das bunte Bild, zu dem die Wettergöttin strahlenden Sonnenschein lieferte."[129]

128 Federführend waren Christina Thomas, Renate Janssen und Bärbel Schülke. Vgl. Schreiben der DFG-VK an Mechthild Jansen vom 10.4.1984, in: Stadtarchiv Bielefeld (s. Anm. 11).
129 Frankfurter Rundschau, 20.5.1985.

Mit 30 verschiedenen Frauengruppen war der Trägerinnenkreis gewachsen, die Zahl der Teilnehmerinnen jedoch gesunken.[130] Während sich 1984 15.000 Frauen in Bonn versammelt hatten, waren es 1985 nur noch zwischen 5.000 und 2.000.[131]



Aufruf zur „Aktion Muttertag" 86[132]

130 Vgl. Aktion Muttertag. Protokoll des 2. „Großen Ratschlags". 30.11.85 Köln, Einleitungsstatement von Jutta Redmann, in: Stadtarchiv Bielefeld (s. Anm. 11).

131 Vgl. Presse-Übersicht Aktion Muttertag 18. Mai 1985, in: ebd.

132 Hier wurde dem Wunsch der ASF-Rechnung getragen, der die Forderung nach Streichung des § 218 nicht mittragen wollte, indem auch die Fristenregelung erwähnt wurde. Infor-

In einem „Großen Ratschlag“ versuchten die beteiligten Frauengruppen am 30.11.1985 in Köln diesen Trend wieder umzukehren und bereiteten einen weitere „Aktion Muttertag“ für den 10. Mai 1986 vor.[133] Zum Trägerinnenkreis gehörten nun 26 Organisationen aus der ganzen BRD (darunter drei aus Bielefeld), die ein breites Spektrum der Frauenbewegung[134] und ihrer Forderungen vertraten. Bei dem Bündnis fällt auf, dass sich nur relativ wenige autonome Frauen daran beteiligten. Ute Frevert erklärt dies damit, dass sich die autonome Frauenbewegung seit den späten 70er Jahren „immer stärker ins Getto einer Frauensubkultur zurückgezogen und ihre politische Definitionsmacht weitgehend eingebüßt“ habe. Sie habe sich „aus den öffentlichen Diskussionen um Frauenarbeitslosigkeit etc.“ herausgehalten und „nichts von ‚patriarchalischen Institutionen der Männergesellschaft’“ erwartet.[135] Auch die Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Frauen (ASF) zog ihre Unterstützung für das Bündnis zurück, obwohl ihr bei den Forderungen wesentliche Zugeständnisse gemacht worden waren: Die Forderung nach Arbeitszeitverkürzung wurde ohne vollen Lohnausgleich erhoben und neben der Abschaffung des § 218 galt auch die Fristenregelung als akzeptabel; bei der Kritik der Aufrüstung wurde die NATO nicht erwähnt.[136] Die ASF begründete ihren Rückzug mit unzureichenden „Absprachen über den Unterzeichnerinnenkreis“[137]. Die Frauen vom Bündnis für die Aktion

mation Christina Thomas, in: ebd.

133 Das ausführliche Protokoll dokumentiert die Gemeinsamkeiten, aber auch unterschiedlichen Ansätze der verschiedenen Frauengruppen, in: ebd.

134 Trägerinnenkreis: Petra Drohsel (Vorstand GEW-Bundesfrauenausschuss, Bonn), Heike Fleischner (VDS-Projektbereich Frauen Bonn), Silvia Hebisch (Koordination der § 218-Gruppen, Hamburg), Irma Herrmann (Falken-Bundesvorstand, Bielefeld), Mechtild Jansen (Demokratische Fraueninitiative, Köln), Gisela Kessler (Gewerkschaftssekretärin, Stuttgart), Brigitte Kiechle (Demokratische Sozialisten, Karlsruhe), Marianne Konze (DKP, Gelsenkirchen), Sabine Lüdicke (MSB, Bonn), Hildegard von Meier (Frauen für Frieden, Berlin), Lisette Milde (Graue Panther, Berg.-Gladbach), Kerstin Mörsch (Bundesschülervertretung, Düsseldorf), Lisa Mohr (SHB, Bonn), Heidrun Mollenkopf (Mitarbeiterin der Ev. Kirche, Heidelberg), Roswitha Müller (AWO, Köln); Biggi Oelerichs („Frauen in die Bundeswehr – Nein“, Köln), Uschi Pauch-Gruber (AsF-Landesvorstand Bayern, Kairlindach), Ingrid Petersen- Buggisch (Jungsozialisten, Bielefeld), Jutta Redmann (Fraueninitiative 6. Oktober, Bonn), Gabi Riedl (Jungdemokraten, Bochum), Karin Roth (Gewerkschaftssekretärin, Frankfurt); Astrid Smolka (Frauen helfen Frauen e.V., Köln), Christina Thomas (DFG-VK, Bielefeld), Christina Vocke (SDAJ, Dortmund), Melitta Walter (Pro familia, Freiburg), Rita Werkmeister (Bundesfrauen-AG der Grünen, Bonn), in: ebd.

135 Frevert (s. Anm. 2), S. 286.

136 Schreiben der Aktion „Muttertag“ an den Bundesvorstand der ASF vom 1,4,1986, in: Stadtarchiv Bielefeld (s. Anm. 11).

137 Pressemitteilung der ASF vom 10. April 1986, in: ebd.

Muttertag dagegen vermuteten hier den Einfluss des ‚SPD-Patriarchats'[138], das sich bereits im Bundestagswahlkampf befand und jede Nähe zu oder gar Kooperation mit Kommunisten vermeiden wollte.Am 10. Mai 1986 fuhren aus Bielefeld „zwei ‚rappelvolle' Busse mit Frauen aus allen gesellschaftlichen Bereichen, den verschiedensten Gruppen" nach Bonn.[139]

Das Zusammentreffen und der Austausch vieler Frauen aus unterschiedlichen Kontexten in den regionalen Vorbereitungstreffen ebnete den Weg für lokale Frauenbündnisarbeit, wodurch zugleich das Interesse an einem breiten überregionalen Bündnis für die Aktion „Muttertag" schwand.

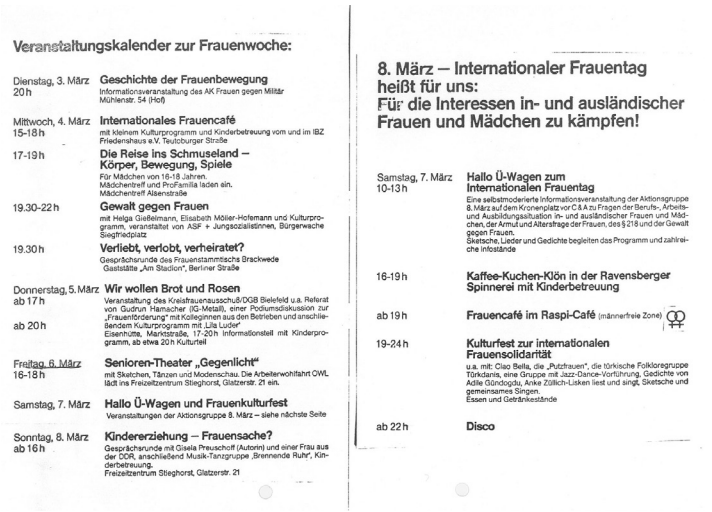
Aktionsgruppe 8. März

In Bielefeld verlagerten sich die Bündnisaktivitäten auf den Internationalen Frauentag am 8. März. Dieser war bisher von den verschiedenen Frauengruppen getrennt begangen worden. Nun entstand unter der organisatorischen Leitung von Christina Thomas die „Aktionsgruppe 8. März", die am 15. Oktober 1986 im Sitzungssaal der Arbeiterwohlfahrt (AWO) in der Mercatorstraße gegründet wurde.[140] Am Gründungstreffen nahmen 20 Frauen aus verschiedenen Gruppen teil und begannen in mehreren Arbeitsgruppen mit der Planung und Vorbereitung einer Frauenwoche vom 3. bis zum 8. März 1987. In der Pressemitteilung hieß es:

> *„Endlich! Zum ersten Mal wird es zum Internationalen Frauentag (8. März) ein großes, übergreifendes Frauenbündnis geben, in dem unorganisierte, gewerkschaftliche, pazifistische, autonome, in- und ausländische Frauen, junge und ältere Frauen, sozialdemokratische und sportlich ambitionierte, PRO Familia und Mädchentreff, AWO- und Friedenshaus-Frauen, die Frauenstammtische aus Bielefeld und Brackwede, Frauen der sozialistischen und kommunistischen Hochschulgruppen, um nur einige zu nennen, gemeinsam den traditionellen und internationalen Kampftag der Frauen feiern."* [141]

138 Die Grünen. Pressedienst Nr. 32/86, 26.3.1986, in: ebd.
139 Rundschreiben der Aktion Muttertag vom 30.5.1986, in: ebd.
140 Protokoll über die Gründung der Aktionsgruppe 8. März, in: ebd.
141 Pressemitteilung o.D., in: ebd.

Über die ganze Stadt verteilt organisierten die Mitveranstalterinnen jeden Tag etwas Neues: Info-Veranstaltungen und Gesprächsrunden, Theatervorführungen und Frauencafés mit Kulturprogramm und Kinderbetreuung. Mit 5000 Flugblättern und 300 Plakaten wurde für die Frauenwoche geworben.[142] Höhepunkte waren ein „Hallo Ü-Wagen" – inspiriert von der beliebten Radiosendung mit Carmen Thomas – am Samstag, den 7. März, auf dem Kronenplatz und ein „Kulturfest zur internationalen Frauensolidarität" mit Disco in der Ravensberger Spinnerei. Der 8. März, der traditionelle Frauentag, blieb der Veranstaltung der DGB-Frauen vorbehalten, von denen sich manche nicht recht mit einem Bündnis mit Kommunistinnen und Lesben anfreunden konnten.



Veranstaltungskalender zur Frauenwoche:

Dienstag, 3. März, 20 h — **Geschichte der Frauenbewegung**
Informationsveranstaltung des AK Frauen gegen Militär
Mühlenstr. 54 (Hof)

Mittwoch, 4. März, 15-18 h — **Internationales Frauencafé**
mit kleinem Kulturprogramm und Kinderbetreuung vom und im IBZ Friedenshaus e.V. Teutoburger Straße

17-19 h — **Die Reise ins Schmuseland – Körper, Bewegung, Spiele**
Für Mädchen von 16-18 Jahren.
Mädchentreff und Proffamilia laden ein.
Mädchentreff Alsenstraße

19.30-22 h — **Gewalt gegen Frauen**
mit Helga Gießelmann, Elisabeth Möller-Hofemann und Kulturprogramm, veranstaltet von ASF + Jungsozialistinnen, Bürgerwache Siegfriedplatz

19.30 h — **Verliebt, verlobt, verheiratet?**
Gesprächsrunde des Frauenstammtischs Brackwede
Gaststätte „Am Stadion", Berliner Straße

Donnerstag, 5. März, ab 17 h — **Wir wollen Brot und Rosen**
Veranstaltung des Kreisfrauenausschuß/DGB Bielefeld u.a. Referat von Gudrun Hamacher (IG-Metall), einer Podiumsdiskussion zur „Frauenförderung" mit Kolleginnen aus den Betrieben und anschließendem Kulturprogramm mit „Lila Lucke"
ab 20 h — Eisenhütte, Marktstraße, 17-20 h Informationsteil mit Kinderprogramm, ab etwa 20 h Kulturteil

Freitag, 6. März, 16-18 h — **Senioren-Theater „Gegenlicht"**
mit Sketchen, Tänzen und Modenschau. Die Arbeiterwohlfahrt OWL lädt ins Freizeitzentrum Stieghorst, Glatzerstr. 21 ein.

Samstag, 7. März — **Hallo Ü-Wagen und Frauenkulturfest**
Veranstaltungen der Aktionsgruppe 8. März – siehe nächste Seite

Sonntag, 8. März, ab 16 h — **Kindererziehung – Frauensache?**
Gesprächsrunde mit Gisela Preuschoff (Autorin) und einer Frau aus der DDR, anschließend Musik-Tanzgruppe „Brennende Ruhr", Kinderbetreuung.
Freizeitzentrum Stieghorst, Glatzerstr. 21

8. März – Internationaler Frauentag heißt für uns: Für die Interessen in- und ausländischer Frauen und Mädchen zu kämpfen!

Samstag, 7. März, 10-13 h — **Hallo Ü-Wagen zum Internationalen Frauentag**
Eine selbstmoderierte Informationsveranstaltung der Aktionsgruppe 8. März auf dem Kronenplatz vor C & A zu Fragen der Berufs-, Arbeits- und Ausbildungssituation in- und ausländischer Frauen und Mädchen, der Armut und Altersfrage der Frauen, des § 218 und der Gewalt gegen Frauen.
Sketsche, Lieder und Gedichte begleiten das Programm und zahlreiche Infostände

16-19 h — **Kaffee-Kuchen-Klön in der Ravensberger Spinnerei mit Kinderbetreuung**

ab 19 h — **Frauencafé im Raspi-Café** (männerfreie Zone)

19-24 h — **Kulturfest zur internationalen Frauensolidarität**
u.a. mit: Ciao Bella, die „Putzfrauen", die türkische Folkloregruppe Türkdanis, eine Gruppe mit Jazz-Dance-Vorführung, Gedichte von Adile Gündogdu, Anke Züllich-Lisken liest und singt, Sketsche und gemeinsames Singen.
Essen und Getränkestände

ab 22 h — **Disco**

Programm der Frauenwoche zum 8. März 1987

Die Veranstalterinnen werteten die Frauenwoche als vollen Erfolg. Allein zum Kulturfest am Samstag kamen 800 Besucherinnen und Besucher. Aus einigen technischen Pannen mit Musikanlagen und Mikros wollte man für das nächste Jahr Lehren ziehen.[143] Für die Durchführung der Frauenwoche

142 Aktionsgruppe 8. März. Letzte Informationen o. D., in: ebd.
143 Vgl. Aktionsgruppe 8. März. Protokoll der Plenumssitzung vom 31.3.1987, in: ebd.

waren Kosten in Höhe von 2711 DM entstanden, denen Einnahmen durch Spenden und Erlöse bei der Kulturveranstaltung in Höhe von 1747,50 DM gegenüberstanden. Die Differenz über nahm die Frauengleichstellungsstelle.[144]

Zur Vorbereitung der Frauenwoche zum Internationalen Frauentag 1988 traf sich die Aktionsgruppe 8. März, zu der u. a. als Initiatorinnen Christina Thomas, Gisela Stein und Bärbel Obermeier und gehörten, weiterhin monatlich und beriet, organisierte und koordinierte die Aktivitäten der einzelnen AGs. Der 8. März fiel 1988 auf einen Dienstag, sodass die Frauenwoche vom Samstag, den 5. März, bis zum Samstag, den 12. März, dauerte. Eröffnet wurde sie mit einem Frauenkulturfest in der Ravensberger Spinnerei, wo auch die Abschlussfete stattfand. Diesmal gehörten 35 Organisationen und Einrichtungen zum Unterstützerinnen-Kreis. Sie erwirtschafteten einen finanziellen Überschuss von 300 DM, den sie den Nicaragua-Frauen spendeten.[145] Die zentralen Forderungen, auf die sich alle beteiligten Frauengruppen einigen konnten, waren:

- „Frieden und Abrüstung
- Internationale Solidarität mit allen Schwestern
- Ersatzlose Streichung des § 218 (Abtreibungsgesetz)
- Schluss mit der Gewalt gegen Frauen
- Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen von Frauen.“[146]

Im folgenden Jahr 1989 begann die Frauenwoche vom 4. – 12. März 1989 mit einem Expertinnengespräch zum Thema „Sexismus und Chauvinismus in den lokalen Medien“ in der Ravensberger Spinnerei. Der Veranstaltungskalender war wieder gefüllt mit Aktionen in allen Stadtteilen, mit Informations- und Beratungsangeboten, mit Lesungen, Theateraufführungen, Musikveranstaltungen und Frauencafés. Parallel zur Frauenwoche fand ein erstes Frauen-Musik-Festival in Bielefeld vom 5. – 18. März statt. Diesmal gehörten nur 22 Organisationen zum Unterstützerinnenkreis der Frauenwoche. Nicht mehr dabei waren u. a. Projekte der autonomen Frauen.

Es erwies sich, dass die Frauenwoche 1989 die letzte Großveranstaltung der Aktionsgruppe 8. März war. Danach löste sich das Bündnis auf. Zum 8.

144 Brief der Aktionsgruppe 8. März an die Gleichstellungsstelle vom 12.6.87, in: ebd.
145 Aktionsgruppe 8. März. Brief vom 15.4.1988, in: ebd.
146 Programm der Frauenwoche 1988, in: ebd.

März wurden nun wieder Einzelveranstaltungen von ganz unterschiedlichen Frauengruppen wie den Gewerkschaftsfrauen, Parteien oder Kulturschaffenden durchgeführt und über die Einladungen der Gleichstellungsstelle gab es ein Forum sich gemeinsam zu präsentieren und zu feiern.

Schluss

Die Frauenbewegung hat in den letzten 50 Jahren auch in Bielefeld viel erreicht. „Die politischen Forderungen und Aktionen der 2. Frauenbewegung[147] haben ab den 70er Jahren die Kultur der westlichen Länder nachhaltiger verändert als viele andere soziale und politische Kräfte", resümiert Christiane Schmerl die Entwicklung der letzten Jahrzehnte.[148] Diese Bewegung konnte nicht nur viele Projekte und Initiativen zur Unterstützung und zum Schutz von Frauen und Mädchen auf Dauer etablieren, sie hat auch ganz wesentlich zu einem gesellschaftlichen Bewusstseinswandel beigetragen, für den das Gendern in der Sprache, die Diskussionen um Frauenquoten und die Me-too-Debatten nur Symptome sind. Die Frauenbewegung hat auch die Männer zu Verhaltens- und Bewusstseinsveränderungen gezwungen. „Lernprozesse kamen in Gang, von denen frühere Männergenerationen völlig unberührt geblieben waren. Solche Mentalitätsveränderungen zählen zu den wichtigsten Ergebnissen und Wirkungen, die die neue Frauenbewegung bewirkt hat", stellt Ute Frevert fest.[149] Der Anspruch von Frauen auf gleiche Lebenschancen, auf gleiche Wertschätzung ihrer Arbeit, auf gleiche gesellschaftliche Bedeutung kann mittlerweile von niemand mehr offen bestritten werden. Bei der Realisierung solcher Ansprüche stoßen Frauen aber immer noch an viele Hindernisse und gläserne Decken. Den § 218 StGB gibt es noch immer, auch wenn Frauen heute leichter ihr Recht auf körperliche Selbstbestimmung realisieren können; von gleichen Chancen im Beruf und bei der Bezahlung sind wir in vielen Bereichen immer noch weit entfernt; die Reproduktions- und Sorgearbeit lastet immer noch überwiegend auf weiblichen Schultern und reduziert die Ansprüche von Frauen auf Altersvorsorge; Gewalt gegen Frauen und Mädchen ist immer noch all-

147 Als erste Frauenbewegung gelten die Emanzipationsbestrebungen von Frauen etwa ab Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1933, dem Beginn des „Dritten Reichs".
148 Christiane Schmerl, in: Aufbruch (s. Anm. Nr. 24).
149 Ute Fevert, in: Bielefelder Stadtblatt Nr. 39, 23.9.1999, S. 7.

gegenwärtig. Deshalb bleibt die Frauenbewegung „ein unabgeschlossenes Projekt“,[150] um dessen Vollendung sich jede Frauengeneration in ihrem historischen und gesellschaftlichen Umfeld neu bemühen muss.

Danksagung

Die Informationen für diesen Aufsatz verdanke ich Frauen, die in den 1970er und 1980er Jahren für die Ziele der Frauenbewegung in Bielefeld gekämpft haben. Sie waren mir mit vielen hilfreichen Informationen zu einzelnen Bereichen der Frauenbewegung behilflich und haben mir Dokumente überlassen. Bernd J. Wagner hat diese ins Stadtarchiv aufgenommen, sodass sie jetzt allgemein zugänglich sind.

Neben vielen anderen möchte ich mich besonders bedanken bei Andrea Baier (Tarantel), Uta Behnke (Frauenkulturzentrum, Wildwasser), Johanna Bode (Fotos), Ilse Buddemeier (Gleichstellungsstelle), Irene Below (Kunst und Kunstgeschichte), Sascha Dörr (Mädchenhaus), Cornelia Giebeler (Frauenhaus, Frauenstudiengang am Oberstufen-Kolleg), Ruth Großmaß (feministische Wissenschaft), Andrea Köhn (Abanico), Helga Krieger (Die GRÜNEN/Bunte Liste), Sabine Marx (Frauenforschung an der Universität), Stefanie Maurer (Frauennotruf), Antonia Pusch (Frauen[kultur]haus), Inga Schäfer (Frauenbuchladen), Christiane Schmerl (Frauenhaus, Frauenbewegung und Uni), Veronika Schmidt-Lentzen (Frauenbeauftragte der Universität), Beatrice Tappmeier (Frauenhaus), Christina Thomas (Aktion Muttertag und Aktionsgruppe 8.März), Elke Werneburg (FLAXXX), Anke Wiegräbe (Frauenkulturzentrum).

Sie haben mich als Zeitzeuginnen informiert, mir weiterführende Hinweise gegeben und meine Texte korrigiert. Für etwaige Fehler bin ich jedoch allein verantwortlich.

150 Ebd.

Vereinsbericht

Aus dem Protokoll der Jahreshauptversammlung vom 21. Mai 2022 in Bielefeld

Geschäftsbericht des Vorsitzenden für das Jahr 2021

Mitgliederentwicklung

Im Jahr 2021 gab es 10 Neuzugänge und 24 Beendigungen der Mitgliedschaft, davon in 11 Fällen durch Kündigung, in 13 Fällen durch Tod. Des Weiteren wurden 3 Beikarten gelöscht. Zum Jahresanfang 2022 hatte der Verein 535 Mitglieder und 41 Beikarten-Mitglieder, also insgesamt 576 Mitglieder (davon 3 Ehrenmitglieder). Hinzu kommen 122 Tauschpartner für die Schriften des Vereins.

Gedenken an die Verstorbenen

Verstorbene Mitglieder des Jahres 2021: Jürgen Albat, Günter Braksiek, Eva Bruns, Friedrich-Wilhelm Dickenhorst, Karl Husemann, Bernd Link, Jürgen Müller, Dr. Karl Theodor Pankoke, Gunter Stratmann, Gerd Kranzmann, Hilarius Simons, Hans-Joachim Timm, Klaus-Peter Wessel.

Publikationen

2021 wurden zwei Ausgaben der Ravensberger Blätter veröffentlicht, die von Dr. Jochen Rath und Dr. Peter Riedel redaktionell betreut wurden. Thematisch ging es um das „Leben, Sterben und Überleben im Nationalsozialismus“ sowie um „Bomben auf Bielefeld –Aspekte des Luftkriegs“.

Der 106. Jahresbericht 2021 wurde von Dr. Johanes Altenberend, Prof. Dr. Ulrich Andermann und Bernd J. Wagner redaktionell betreut. Der Bericht umfasst Aufsätze zu Bürgersprachen, Statuten und Brüchten im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bielefeld (Ulrich Andermann), zu Grenzübertritten zwischen Ravensberg und Osnabrück im 18. Jh. (Sebastian Schröder), zur Gründung der Bielefelder „Gesellschaft Ressource“ 1795 (Wolfgang Schindler), eine Quellenedition unbekannter Briefe von Georg Ernst Hinzpeter (Johannes Altenberend), einen Beitrag zu Hinzpeter,

Bismarck und dem Kaiser (Gerhard Schneider), zur Ravensberger Erweckungsbewegung am Beispiel der Gemeinde Exter (Bastian Platte), zu Wohnungseinrichtungen aus Bielefeld nach 1900 (Maren-Sophie Fünderich) sowie zur Entwicklung der Geburtshilfe in Bethel von 1926-1951 (Elisabeth Dittmann).



Die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg fand im Mai 2022 auf der Sparrenburg statt (Stadtarchiv Bielefeld)

Darüber hinaus erschien als 24. Sonderveröffentlichung des Vereins der Tagungsband zum ersten Ravensberger Kolloquium mit dem Titel „Die Grafschaft Ravensberg in Mittelalter und Reformationszeit". Er enthält neun Beiträge und wurde von Prof. Dr. Ulrich Andermann und Dr. Michael Zozmann herausgegeben.

Veranstaltungen und Vorträge

Aufgrund der Corona-Pandemie war nur ein Vortrag im Hauptprogramm geplant. Selbst dieses Referat von Herrn Jürgen Hartmann zum Thema „Das ‚Judenreferat' der Gestapo(außen)stelle Bielefeld" musste krankheitsbedingt ausfallen.

Ab dem 14. November 2021 war im Steinhagener Rathaus die von Dr. Jürgen Büschenfeld konzipierte und kuratierte Ausstellung „Steinhagen im Nationalsozialismus" zu sehen. Sie konnte bis zum 31. Mai 2022 besucht werden.

Gustav-Engel-Preis

Der Gustav-Engel-Preis konnte nach einem Jahr Unterbrechung am 20. November 2021 wieder im Neuen Rathaus verliehen werden. Der Preisträger für das Jahr 2020/21, Herr Bastian Platte, wurde für seine Münsteraner Masterarbeit ausgezeichnet. Der Titel seiner Arbeit lautet: „Erweckung als heimatliche Erfahrung. Ravensberger Prediger in der Äußeren Mission (1860-1930)". Das Grußwort im Rahmen des Festprogramms sprach Frau Prof. Dr. Mechthild Black-Veldtrup.

Vorstand, Beirat und Planungen

Der Vorstand tagte im Jahr 2021 per ZOOM-Konferenz viermal, und zwar am 18. Januar, 15. April, 28. Juni und 20. September 2021. Der Beirat trat per ZOOM zweimal zusammen, am 12. Februar und am 13. September 2021.

Am 21. Januar 2023 findet im Vortragssaal des Bielefelder Stadtarchivs das zweite Ravensberger Kolloquium statt. Der Tagungsband, der erneut von Ulrich Andermann und Michael Zozmann im Verlag für Regionalgeschichte herausgegeben wird, soll folgenden Titel tragen: „Die Grafschaft Ravensberg im 17. Jahrhundert. Verfassung – Recht – Wirtschaft – Kultur".

Unter der Leitung von Prof. Dr. Andreas Beaugrand wurde im Dezember 2021 an der Fachhochschule Bielefeld ein Wettbewerb ausgeschrieben, der zum Ziel hatte, für alle Publikationen des Vereins (Ravensberger Blätter, Jahresbericht, Veranstaltungsflyer, Einladungskarten, Briefpapier u.ä.) eine neue Wort-Bild-Marke zu entwerfen. Die Ergebnisse wurden sowohl dem Vorstand als auch dem Beirat zur Diskussion und Entscheidung vorgelegt. Die Publikationen des Jahres 2022 erscheinen bereits im neuen Design, das von der Preisträgerin Susanne Jarosch entworfen wurde.

Bericht des Bielefelder BauernhausMuseums und der Arbeitsgemeinschaften

Bielefelder BauernhausMuseum von Dr. Lutz Volmer

Da das Museum ein Saisonbetrieb ist, gab es seit der letzten Jahreshauptversammlung verhältnismäßig wenig Programm. Es gab einen Jahreskalender mit professionellen Bildern. Digitale Programme (z.B. eine digitale Museumsführung) wurden neu gestaltet und über das Internet angeboten. 2021 kamen 11.522 Besucherinnen und Besucher, das ist ein starker Rückgang gegenüber der Vor-Corona-Zeit (ca. 28.000). Auch die museumspädagogischen Aktivitäten haben sich etwa halbiert. Für das Jahr 2022 stimmt die Entwicklung optimistisch, da die Buchungen wieder ein höheres Niveau erreicht haben. Es gab eine Ausstellung über Engel an Ravensberger Bauernhäusern, angekündigt wurde die (Foto)Ausstellung „Erzähl mir was vom Pferd“. Zudem werde eine Ausstellung über die Entwicklung der Kulturlandschaft Bielefeld bzw. das Ravensberger Land vorbereitet.

AG für Zeitgeschichte von Bernd J. Wagner

Die Ausstellung „Nichts war vergeblich. Frauenwiderstand gegen den Nationalsozialismus“ ist unter Beteiligung der AG entstanden, in diesem Rahmen gibt es mehrere Vortragsveranstaltungen. Rund um die 2. Jüdischen Kulturtage „1700 Jahre jüdische Geschichte“ gab es mehrere Begleitveranstaltungen. Die AG war an der Ausstellung „Armut in Bielefeld“ beteiligt. Zu den Themen „Zwangssterilisation und Euthanasie“ sowie zum

Thema „Vorbereitung der Gedenkstätte StaLag 326“ sind zwei Arbeitsgruppen geplant.

AG Altertum und Frühmittelalter von Jörg Meyer zu Theenhausen

Es fanden zwei Treffen im Stadtarchiv statt, in denen die antiken Texte zur Varusniederlage diskutiert wurden. Ab April gab es dann wieder zwei Vorträge. Ab Juni 2022 sind wieder neue Vorträge geplant, u.a. zu den Themen Sachsen bzw. Megalithkultur.

AG Genealogie von Uwe Standera

Es gab in Form von Videokonferenzen einige Gemeinschaftsveranstaltungen mit dem Genealogischen Arbeitskreis des NHV Lippe sowie eine Veranstaltung mit der westfälischen Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung über ein Ravensberger Thema. Eine darauf folgende Präsenzveranstaltung wurde nicht so intensiv angenommen wie die Zoom-Veranstaltungen. Im Herbst gab es eine Führung im Bereich der Heeper Kirche. Der Genealogentag, auf dem die AG auch mit einem virtuellen Stand vertreten war, fand ebenfalls per Zoom statt. Die Verkartungsgruppen haben ihre Arbeiten weitgehend beendet, deren Erträge sollen jetzt in einem nächsten Schritt digitalisiert werden. Die Beantwortung von genealogischen Anfragen wurde weiterhin gut angenommen. Die Zusammenarbeit mit anderen Vereinen und Gruppen (s.o.) wurde weiter intensiviert.

Kassenbericht und Bericht der Kassenprüfer

Dr. Jürgen Büschenfeld präsentiert den Kassenbericht: Bei den Einnahmen sind die Mitgliedsbeiträge der größte Posten, zudem gab es relativ große Zuflüsse von Gericht & Finanzamt. Hinzu kamen kleine und größere, z.T. zweckgebundene Spenden, Zuschüsse für verschiedene Projekte (Stadt Bielefeld, Bezirksregierung, Sparkasse) und weitere Einnahmen durch Publikationsverkäufe und Anzeigen. Die Gesamteinnahmen liegen so etwa auf dem Niveau von 2020. Bei den Ausgaben sind die größten Posten die Zuschüsse zu Projekten, die Druckkosten für die verschiedenen Publikationen und den Gustav-Engel-Preis. Die finanzielle Situation des Vereins hat sich unter dem Strich erneut verbessert.

Günter Zozmann erklärt aus Sicht der Kassenprüfer, dass die Rechnungslegung sachlich korrekt vorgenommen wurde.

Entlastung von Vorstand und Beirat

Herr Hans-Heinrich Klußmann stellt den Antrag auf Entlastung von Vorstand und Beirat. Beide Gruppen werden einstimmig und ohne Enthaltung entlastet.

Neuwahlen

Durch Einzelwahl und Handzeichen wurden Prof. Dr. Ulrich Andermann (1. Vorsitzender), Dr. Bärbel Sunderbrink (2. Vorsitzende), Dr. Jürgen Büschenfeld (Schatzmeister) und Dr. Michael Zozmann (Schriftführer) für den Vorstand bei jeweils einer Enthaltung wiedergewählt.

Aus dem bisherigen Beirat sind folgende Mitglieder ausgeschieden: Dr. Daniel Bérenger, Martin Löning und Dr. Wilhelm Stratmann. Als neue Mitglieder wurden Dr. Peter Riedel, Sebastian Schröder und Dr. Bernhard Suermann vorgeschlagen. Nach deren Vorstellung wurden die Neumitglieder zusammen mit den verbliebenen Mitgliedern des Beirats en bloc einstimmig bei sechs Enthaltungen gewählt.

Als Kassenprüfer wurden Tassilo Hardung und Günter Zozmann jeweils einstimmig bei einer Enthaltung wiedergewählt.

Verschiedenes

Kerstin Stockhecke stellt kurz das **Projekt** zum Thema „**Zwangssterilisation und Krankenmorde**“ vor, das sie zusammen mit Rolf Westheider ins Leben gerufen hat.

Jürgen Büschenfeld stellt einen **Workshop** vor, der am 24./25. Juni 2022 Gedenk- und Vermittlungsperspektiven rund um das **StaLag 326** thematisiert (zusammen mit dem Arbeitsbereich Zeitgeschichte der Universität, dem Landschaftsverband und dem Verein „Gegen das Vergessen“).

Ulrich Andermann fragt an, wie der Historische Verein zum geplanten **Abriss der Ankerwerke** steht. Herr Veldkamp argumentiert, dass der Ort

ein Erinnerungsort ist, z.B. seien die Kassen von Anker in jedem Winkel der Welt vorhanden. Herr Beaugrand weist darauf hin, dass das Gebäude das Stadtbild geprägt hat. Auch aus Nachhaltigkeitsgründen sei es wenig sinnvoll, das Gebäude abzureißen und ähnlich groß neu zu bauen. Frau Bergmann regt an, mit der Familie Seidensticker zu sprechen, Herr Beaugrand bestätigte, dass das schon geschehen sei. Bärbel Sunderbrink weist darauf hin, dass ja die Polizei dort einziehen soll und man deshalb auch mit dem Land sprechen soll, auch hier könnte das Argument der Nachhaltigkeit und der aktuellen Preise für Baustoffe tragen. Ulrich Andermann schlägt vor, einen Arbeitskreis zu bilden, der zunächst eine nochmalige Prüfung auf Denkmalwürdigkeit beantragen soll: Herr Beaugrand, Frau Bergmann, Herr Veldkamp, Herr Füchtenschnieder, Herr Hübner, Herr Uffmann und Herr Zutz haben ihr Interesse an der Mitarbeit bekundet. Herr Beaugrand wird diese Gruppe federführend organisieren. Die Vereinsversammlung hat daraufhin einstimmig beschlossen, dass diese Arbeitsgruppe eingerichtet wird und sie einen Antrag auf nochmalige Prüfung der Denkmalwürdigkeit stellen soll.

Bärbel Sunderbrink weist auf die kommende **Exkursion in das neue Landesmuseum NRW** hin, die sie zusammen mit Christian Möller organisieren wird.

Jürgen Büschenfeld weist auf ein Projekt hin, das sich mit der **Neugestaltung der Rochdale-Kasernen** beschäftigt. Aus historischer Perspektive geht es um die alte Bezeichnung als Langemarck-Kaserne und um die drei Köpfe, die immer noch an der Kaserne hängen (Bauer, Soldat, Arbeiter), diese sollten jetzt historisch kontextualisiert werden.

Jürgen Büschenfeld weist auf ein älteres, mit Studierenden durchgeführtes Projekt zu **Straßenbenennungen nach Personen in Bielefeld** hin (von denen es ca. 500 gibt), die Ergebnisse sollen 2023 in Buchform mit Kurzartikeln veröffentlicht werden.

Herr Veldkamp weist auf das von Burkhard Beyer herausgegebene Buch **„Feldbahngeschichten“** hin, in dem mehrere interessante Aufsätze, u.a. von Rüdiger Uffmann, erschienen sind.

Herr Beaugrand stellt kurz das Buch über **Baukultur in Bielefeld** vor, das – wie auch die begleitende Ausstellung – während der Corona-Zeit nicht angemessen präsentiert werden konnte.

Herr Andermann weist darauf hin, dass Burkhard Beyer an einer **Unternehmens- und Familiengeschichte des Unternehmens Beyer** (Klavierbau) arbeitet.

Ulrich Andermann bereitet ein Buch über **„Recht, Richter und Gerichte in Ravensberg“** vor, das idealerweise noch in diesem Jahr fertig werden wird.

Herr Hübner weist darauf hin, dass er bei der **Stiftung Deutsche Denkmalschutz** für drei Jahre als **neuer Ortskurator** ernannt worden ist.

Bärbel Sunderbrink ermuntert die Versammlung, **Interessen und Themen zu formulieren**, die vom Historischen Verein behandelt werden sollten.

Rüdiger Uffmann weist darauf hin, dass das **Firmenarchiv der alten Metallverarbeitungsfirma Calow** gerettet werden sollte, in dem auch viel an materieller Überlieferung vorhanden sei. Das historische Museum hat kein Interesse bekundet, und so stellt sich die Frage, wie das Archiv erhalten werden kann.

Um 17:16 beschloss der Vorsitzende die Versammlung und wies auf die beiden Führungen zur Sparrenburg hin, die im Anschluss von Herrn Janda und Herrn Zutz durchgeführt wurden.

Bielefeld, 21.11.2022

Prof. Dr. Ulrich Andermann (Vorsitzender)
Dr. Michael Zozmann (Schriftführer / Protokollant)

Autoren und Autorinnen

Dr. Helga Jung-Paarmann
Lina-Oetker-Str. 24
33615 Bielefeld

Dr. Eva Manz
(Archäologium Hellweg eG)
Warendorferstr. 54
48145 Münster

Wolfgang Schindler
Kaiserstr. 48 c
42781 Haan

Dr. Wolfgang Splitter
Herzkamper Mulde 24
45549 Sprockhövel

Dorothee von Trotha
Arndtstraße 53
33615 Bielefeld

Redaktion

Dr. Johannes Altenberend
Prof. Dr. Ulrich Andermann
Bernd J. Wagner

Anschrift der Redaktion

Dr. Johannes Altenberend
Kollwitzstraße 67
33613 Bielefeld

Historischer Verein für die
Grafschaft Ravensberg e.V.

3467920 3467940 3467960 3467980 3468000

5765260 5765240 5765220 5765200

Legende:

Phase 0	Vorgeschichte
Phase 1	Mittelalter vor der Stadtgründung
Phase 2a	Stadtgründungshorizont (1150 - um 1200)
Phase 2	Stadtgründungshorizont (1150 - um 1200)
Phase 3	1200 - um 1300
Phase 4	1300 - 1500
Phase 5	1500 - 1600
Phase 6	um 1600 - 1700
Phase 7	um 1700 - 1900
Störung und nicht einordenbar	
rekonstruierte mittelalterliche Grundstücksgrenzen	
Grabungsgrenze/Flächengrenzen	

Alter Markt

Fläche 1

Fläche 2

Fläche 3

Fläche 4

Fläche 5

Fläche 6

Fläche 7

Gehrenberg

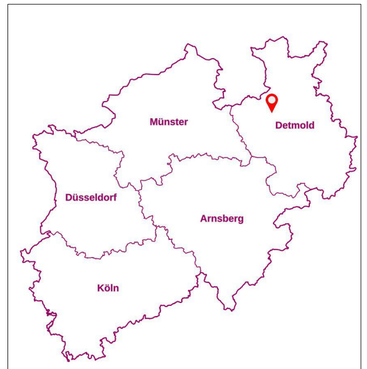
Piggenstraße

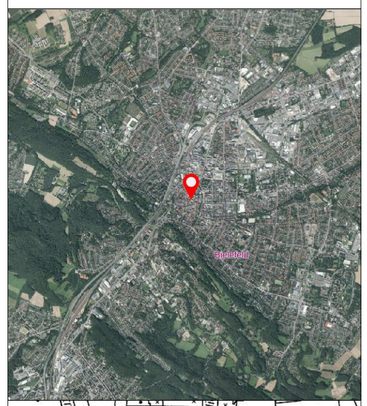
Traufgasse

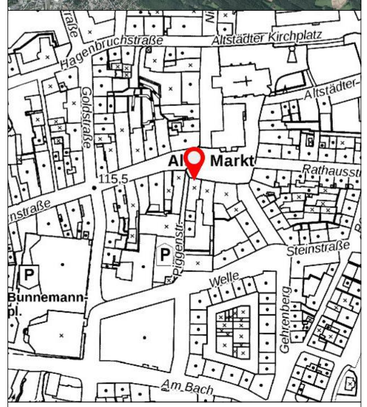
Welle 1

Welle 2

0 10 20m







Archäologie am Hellweg eG

DKZ 3917,0257
Bielefeld - Alter Markt

Gesamtplan der
archäologischen Grabung
02.05.2017 - 15.06.2018

Archäologie am Hellweg eG
Warendorfer Str. 54
48145 Münster

Planerstellung: Stefanie Luke M.A.

3467920 3467940 3467960 3467980 3468000

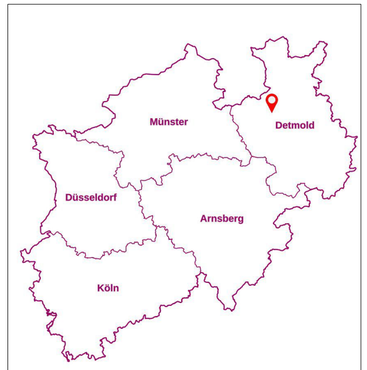
5765260 5765240 5765220 5765200

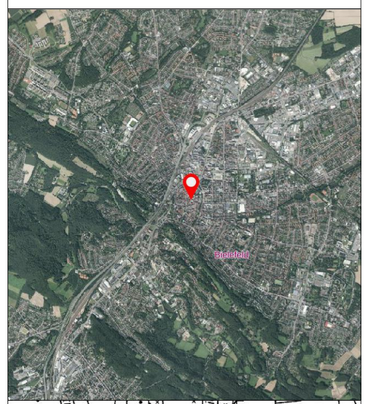
Legende:

Phase 0	Vorgeschichte
Phase 1	Mittelalter vor der Stadtgründung
Phase 2a	Stadtgründungshorizont (1150 - um 1200)
Phase 2	Stadtgründungshorizont (1150 - um 1200)
Phase 3	1200 - um 1300
Phase 4	1300 - 1500
Phase 5	1500 - 1600
Phase 6	um 1600 - 1700
Phase 7	um 1700 - 1900
Störung und nicht einordenbar	
rekonstruierte mittelalterliche Grundstücksgrenzen	
Grabungsgrenze/Flächengrenzen	

Fläche 1
Fläche 2
Fläche 3
Fläche 4
Fläche 5
Fläche 6
Fläche 7

0 10 20m







Archäologie am Hellweg eG

DKZ 3917,0257
Bielefeld - Alter Markt

Befunde der Phase 1
Plan der archäologischen Grabung
02.05.2017 - 15.06.2018

Archäologie am Hellweg eG
Warendorfer Str. 54
48145 Münster

Planerstellung: Stefanie Luke M.A.

N

3467920 3467940 3467960 3467980 3468000

5765260 5765240 5765220 5765200

Legende:

Phase 0	Vorgeschichte
Phase 1	Mittelalter vor der Stadtgründung
Phase 2a	Stadtgründungshorizont (1150 - um 1200)
Phase 2	Stadtgründungshorizont (1150 - um 1200)
Phase 3	1200 - um 1300
Phase 4	1300 - 1500
Phase 5	1500 - 1600
Phase 6	um 1600 - 1700
Phase 7	um 1700 - 1900

Störung und nicht einordenbar

rekonstruierte mittelalterliche Grundstücksgrenzen

Grabungsgrenze/Flächengrenzen

Alter Markt

Piggenstraße

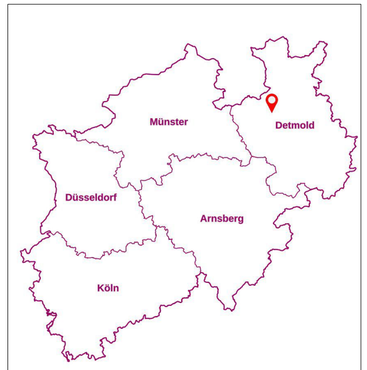
Gehrenberg

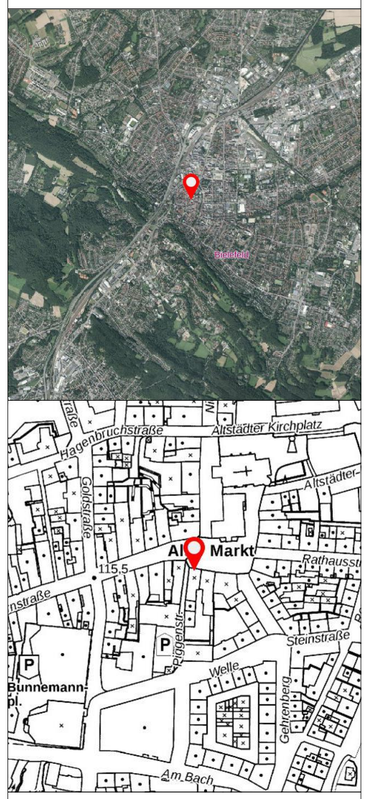
Traufgasse

Welle 1

Welle 2

0 10 20m





Archäologie am Hellweg eG

DKZ 3917,0257
Bielefeld - Alter Markt

Befunde der Phasen 2a und 2
Plan der archäologischen Grabung
02.05.2017 - 15.06.2018

Archäologie am Hellweg eG
Warendorfer Str. 54
48145 Münster

Planerstellung: Stefanie Luke M.A.


GEMEINDE BIELEFELD
Karte
der
Flur genannt Bielefeld
in einem Blatte
aufgenommen im April und May 1822 durch den Feldmesser Grave C. Dümpelfeld im Jahre mit dem Maasse von 1820
Herford den 28ten May 1822
Vermessungs Revisor
Vermessungs Gehülfe
Flur No. 19
Flur No. 10
Flur No. 3.
Flur No. 2.
Flur No. 8.
BRACKWEDE
Chaussee nach Herford
Chaussee nach Verl
Chaussee nach Lemgo
Chaussee nach Minden
der Wall
der Graben
Neustädter Kirche
Altstädter Kirche
Rathhaus
der Marktplatz
das Gymnasium
das Kloster
Neustadt
Altstadt
Kamp
Teich
Brücke
Schule